

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Nr. 1. Nordhausen, Januar, **1851.**

Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der erste Katzenjammer.

Von Kopisch secundus.

Der Noah Morgens früh um acht
Aus seinem ersten Rausch erwacht.
Es jammert in dem Schädel sein,
Als wären tausend Katzen drein,
Er stöhnt und seufzet bitterlich,
Und ruft den heil'gen Ullerich.

Sankt Ullerich trat zu ihm an;
Mit meiner Macht ist nichts gethan,
Den Magen kann ich dir vom Wein,
Von Katzen nicht den Kopf befrei'n,
Doch sei die Lehr' dir eingeprägt:
Trink' mehr nicht, als ein Mensch verträgt.

Der Noah ruft in höchster Noth:
So hilf mir du, o Herre Gott!
Der Wein in meinem Haupte tost
Als wie im Faß der junge Most,
Ich bin ein frommes altes Haus,
Und bitt' mir noch 'ne Gnade aus.

O gib mir eine Arzenei,
Die heilsam und erquickend sei,
Ich fühl' es, salzig muß sie sein,
Nur sei sie nicht von einem Schwein,
Dieweil ein gottesfürcht'g'r Jud
Kein Schweinefleisch nicht essen thut.

Der Noah schrie ganz fürchterlich,
Darob erbarmt der Herre sich,
Und sprach: Verachtest du des Schweins,
Der du doch selber bist kein kleins?
Was ich erschuf, ist wohlgemacht,
Die Schweineknöchle nicht veracht!

Doch weil wer nie betrunken war,
Kein braver Mann ist offenbar,
So sei dir eine Arzenei,
Die heilsam und erquickend sei,
Wenn dir, als wie im Faß der Most,
Der Wein in deinem Haupte tos't.

Da griff der Herr ins Himmelreich,
Und gab ihm einen Häring gleich.
Als den der fromme Noah roch,
Da sprang er auf vor Freuden hoch,
Und aß ihn auf ganz unverweilt,
Und war von aller Pein geheilt.

Und wieder Durst bekam er drauf,
Und aß noch manchen Häring auf,
So oft ihm katzenjammrig war,
Drei hundert neun und vierzig Jahr,
Und annoch freut sich Jud und Christ,
Daß Häring gut im Jammer ist. (Fl. Bl.)

Schwergebüßte Neugier.

Der Abbé S... zu Paris, ein sehr gelehrter Mann, der aber fast sein ganzes Leben in der Schulstube und bei der Studirlampe zugebracht hatte, brannte, schon siebenzig Jahr alt, vor Begierde, ein Schauspiel zu sehen. Oft hatte er gegen seine Freunde geäußert: vor seinem Tode müsse er noch ins Theater gehen, um einen anschaulichen Begriff von einer Sache zu erhalten, die in allen Gesellschaften den größten Theil der Unterhaltung ausmache. Man hielt dies immer für Scherz.

Der Abbé bewahrte seit geraumer Zeit einen altmodischen Putz seiner Großmutter sorgfältig auf. Mehrmals hatte ihn sein Bedienter gefragt: Was machen Sie mit dem alten Plunder? immer erhielt er zur Antwort: „Man kann nicht wissen, wozu er noch einmal zu gebrauchen ist."

Endlich konnte der Abbé seiner Begierde: ein Schauspiel zu sehen, nicht länger widerstehen; er vertraute seinem alten Diener: er sei fest entschlossen, das Theater zu besuchen, und zwar, damit er von keinem erkannt würde, in dem Anzuge seiner Großmutter.

„Aber, lieber Herr Abbé," entgegnete der Diener, „dadurch verfehlen Sie ganz Ihren Zweck. Der Putz Ihrer seligen Frau Großmutter ist so alt und barock, daß Sie Jedermann anstaunen, sich über Sie lustig machen und endlich wohl gar erkennen wird. Behalten Sie Ihre gewöhnliche Kleidung bei. Bei der Menge von Abbé's, die in der Regel im Schauspielhause sind, kann dies gar nicht auffallen, und Sie werden gewiß ganz unbemerkt bleiben."

Dieser verständige, wohlgemeinte Rath wurde aber nicht beachtet; das Alter ist gewöhnlich eigensinnig, und der Abbé S... war es in einem ziemlich hohen Grade. Hauptsächlich bestimmte ihn zu dieser Mummerei die Furcht, von seinen Bekannten und vorzüglich von seinen Schülern an einem so profanen Orte erkannt zu werden.

„Deine Besorgnisse sind ganz ohne Grund," sagte er zu seinem Bedienten: „Ich bin so alt, daß sich keine Seele darüber wundern kann, mich so altmodisch gekleidet zu sehen; man wird es vielmehr sehr natürlich finden."

Der Bediente mußte mit bösen Ahnungen im Herzen seinem eigensinnigen Herrn Beistand bei der Toilette leisten. Er zog ein schweres buntes Kleid an, das von oben bis unten mit breiten Falbeln besetzt war, verhüllte die flache Brust und den dürren gelben Hals mit einem Frangentuche, wie es selbst in keiner Trödelbude mehr feil geboten wurde, und bedeckte die Tonsur mit einer Haube, auf die ein Strohhut mit verblichenen künstlichen Blumen gestülpt wurde, womit auf alten französischen Gemälden die Schäferinnen abgebildet sind. In dieser karikaturmäßigen Verkleidung ging der Abbé in's Schauspielhaus und löste eine Einlaßkarte zu einem Platz im Amphitheater.

Kaum hatte er sich dort gezeigt, so fiel er allen Anwesenden auf. Alle Blicke richteten sich nach dieser seltsamen Figur. Die ihm zunächst Stehenden sprachen darüber, und es entstand ein allgemeines Gemurmel.

Selbst der Schauspieler Armand, der die Harlekinsrollen spielte, bemerkte die Dame aus einem früheren Jahrhundert; er ging in's Amphitheater, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Bei dieser Besichtigung wurde er zu seinem Erstaunen gewahr, daß die Matrone einen starken männlichen Bart habe, denn er entdeckte die Spuren eines ungeschickten Bartscheerers. Er zweifelte nicht, daß in dieser altfränkischen Frauentracht eine Mannsperson versteckt sein müsse. Er näherte sich ihm und lispelte ihm in's Ohr:

„Mein Herr! man hat Sie erkannt. Ihr sonderbarer Anzug zieht die Aufmerksamkeit des Parterres so sehr auf sich, daß ein Lärm zu befürchten ist. Ich rathe Ihnen, sich zu entfernen."

Voll Entsetzen sprang der Abbé von seinem Sitz auf, und bat den Schauspieler, ihn auf eine gute Art fortzuschaffen.

„Folgen Sie mir nur," versetzte Armand, und kehrte nun schnell um, da er in der nächsten Scene wieder auftreten mußte. Der Abbé folgte ihm zwar, verlor aber, bei der Eile des Warners, unter der Menge der Zuschauer diesen aus dem Gesichte, als er eben aus dem Amphitheater gehen wollte. Ein lautes Zischen des Parterres gab ihm das Geleite. Dies vermehrte noch seine Bestürzung, und er lief nach der Treppe, die auf der einen Seite nach der Straße, auf der andern aber nach der Kasse führte. In der Verwirrung verfehlte er den Ausgang, und kam in den Saal, wo die letztere ist. Der bei der Kasse stehende Polizeioffiziant erblickte die alte weibliche Figur, ihr sonderbarer Anzug, ihre Bestürzung mußten ihm auffallen. Er vermuthete darin einen verkappten Abenteurer, trat ihm entgegen und fragte ihn mit barscher Stimme: „Wer sind Sie, Madame?"

Der Abbé war so außer Fassung, daß er keinen Laut von sich geben konnte.

„Sie wollen nicht mit der Sprache heraus," fuhr der Polizeioffiziant nun noch barscher fort. „Das hat nichts zu sagen. Man wird Ihnen schon den Mund öffnen. Folgen Sie mir!"

Bei diesen Worten faßte er den Abbé ziemlich unsanft bei'm Arm, und schleppte ihn, trotz alles Sträubens, zu dem Chef der Polizei. Vergebens bat der Abbé, ihn nicht unglücklich zu machen, vergebens bot er dem Polizeioffizianten seine Börse an, wenn er ihn gehen ließe. Dies Flehen, dies Anerbieten machte ihn nur noch verdächtiger.

Angekommen bei dem Chef der Polizei, übergab ihn sein Führer der Obhut anderer Polizeidiener, und stattete seinem Vorgesetzten Bericht über diesen Fang ab.

Der Verhaftete wurde nun vor den Chef gebracht. Bei dem Anblicke der barocken Gestalt konnte dieser sich des Lachens nicht enthalten, doch nahm er schnell eine ernste Miene an, und gewohnt, solche Sachen kurz abzumachen, redete er ihn mit den Worten an:

„Ich weiß schon Alles! — Wer sind Sie, und was hat Sie dazu bewogen, sich so zu verkleiden?"

Der Abbé, der die Wahrheit einer so bestimmt ausgesprochenen Versicherung keineswegs bezweifelte, erzählte nun aufrichtig die Veranlassung zu dieser Vermummung. Der Chef der Polizei schüttelte bedenklich den Kopf, weil dies mit seiner vorigen Behauptung geradezu in Widerspruch stand, und äußerte: „Das sind Winkelzüge! Aber es wird Ihnen nichts helfen. — Ich werde der Sache bald auf den Grund kommen."

Bei diesen Worten schellte er, ein Polizeidiener trat ein, und er sagte ihm etwas in's Ohr. Der Herbeigeschellte entfernte sich.

Der Polizeichef sprach keine Silbe weiter, und der Abbé harrte in tödtlicher Angst wohl über eine Viertelstunde, was über ihn beschlossen werden würde. Plötzlich redete ihn der Polizeichef wieder an:

„Haben Sie sich besonnen, wollen Sie die Wahrheit sagen?"

„Das hab' ich schon," versetzte der Abbé mit zitternder Stimme: ich kann nichts hinzufügen."—

„Ihr Zittern verräth schon, daß Sie kein gutes Gewissen haben. — Sie verschlimmern nur Ihr Schicksal durch Ihre Hartnäckigkeit."

Der arme alte Mann zuckte die Achseln; er wußte nicht, was er darauf antworten sollte, denn er verstand diese Drohung nicht.

Der Bediente des Abbé war mittlerweile geholt worden. Der Chef der Polizei glaubte ihn durch die Confrontation mit solchem außer Fassung zu bringen. Der Bediente wurde gemeldet, vorgelassen, und der Polizeichef fragte den Abbé mit höhnisch triumphirendem Ton:

„Kennen Sie diesen Menschen?"

„Es ist Jean, mein Bedienter," erwiederte der Abbé, froh, einen alten Bekannten und treuen Diener wieder zu sehen.

Diese Erkennungsscene schien dem Polizeichef sehr ungelegen zu kommen, sie stimmte gar nicht mit dem Rapport des Polizeioffiziänten, der den Abbé verhaftet und ihn als einen höchst gefährlichen Taschendieb geschildert hatte, dem er schon längst auf der Spur gewesen sei.

Der Abbé mußte abtreten und der Bediente wurde nun vernommen. Seine Aussage stimmte genau mit dem überein, was der Abbé zuvor gesagt hatte. Es war also erwiesen, daß den alten Mann nur seine unwiderstehliche Neugier, aber keine strafbare Nebenabsicht, zu dieser Verkleidung veranlaßt hatte.

Unter solchen Umständen mußte der Verhaftete nun wieder auf freien Fuß gesetzt werden. Dies geschah auch, aber erst nach bittern Vorwürfen über ein solches unziemliches Betragen für einen Geistlichen.

Unglücklicher Weise erkundigte sich aber der Polizeichef nach diesem Vorfalle näher nach dem Abbé S . . . und erfuhr, daß er in Hinsicht religiöser Gegenstände ganz von seinen eignen Ansichten abwiche. Einige Tage darauf erhielt der Abbé eine lettre de cachet, die ihn aus Paris verbannte.

Bajazzo.

Die Hochzeitsfeier im Gefängnisse. Eine nicht gerade unbemittelte Näherin fand Abends nach Hause kommend ihre Wohnung ausgeräumt. Vergebens war ihr Forschen nach den Dieben. Acht Tage später fand sie einen Zettel an der Thür befestigt, auf dem bemerkt war, daß ihre Silber- und Goldsachen von den Dieben an eine bekannte Diebeshehlerin versetzt worden seien und daß sie am nächsten Freitage nach der polnischen Kirche gehen möge, wo ein Brautpaar getraut werden würde. Der Bräutigam werde einen aus ihrem Tuchmantel gefertigten Rock, die Braut das ihr gestohlne seidene Kleid und die Brautjungfern ihre kattunenen Kleider tragen. Die Näherin machte sofort Anzeige und begab sich mit einem Polizeibeamten nach der Kirche, wo sie auch die Angabe in Richtigkeit fanden. Der Gensdarm, welcher in den Personen des Hochzeitszuges sogleich bekannte Observaten erblickte, befahl den Kutschern insgeheim, nach der Trauung sogleich nach dem Inquisitoriat zu fahren, und bald hielten die Neuvermählten vor dem Gefängniß, das trotz allen Sträubens das ganze Hochzeitspublikum in seine nackten Mauern aufnahm.

Ein Geistlicher in einer kleinen Stadt Englands verlangte von einem Quäker, einem Barbier, der in seinem Kirchsprengel wohnte, den Zehnten.

„Weshalb machst Du diese Forderung?" — fragte der Quäker.

„Weil ich in der Kirche des Bezirks, in welchem Ihr wohnt, predige." — war die Antwort.

„Dann brauche ich Dir keinen Heller zu geben," — erwiederte der Quäker; — „denn ich besuche nie Deine Predigten."

„Ei, das verschlägt nichts!" — rief der Geistliche aus. — „Ihr hättet doch kommen können: denn die Kirchthüren stehen Euch, wie jedem Andern, zu bestimmten Zeiten offen."

Der Quäker mußte zahlen.

Einige Zeit darauf verklagte dieser den Geistlichen um 40 Schillinge, welche solcher ihm schuldig sei.

Der Geistliche erstaunte nicht wenig darüber, mußte sich aber doch vor den Friedensrichter stellen, wo auch der Quäker erschien.

„Wofür bin ich Euch denn 40 Schillinge schuldig?" — fragte verdrüßlich ihn der Geistliche.

„Wofür? — Fürs Bartscheeren."

„Ich habe mich ja nie von Euch barbieren lassen."

„Ei, das verschlägt nichts!" — rief der Quäker aus. — „Du hättest doch kommen können; denn meine Barbierstube steht Dir, wie jedem Andern, zu bestimmten Zeiten offen."

Dieser Grund wurde zwar von dem Friedensrichter nicht für gültig anerkannt; der Quäker hatte jedoch seine Absicht erreicht, sich für den gezahlten Zehnten zu rächen.

Wieder ein Mißverständniß. In Turin ereignete sich der komische Zufall, daß die Prima Donna in der „Beatrice di Tenda" den en-

thusiastischen Beifall, welchen der unerwartete Eintritt der königl. Familie in das Theater Carignano verursachte, auf sich bezog. Es war gerade der erste Act zu Ende, als der Hof eintrat. Man jubelte und schrie und siehe da — der Vorhang erhob sich, die Prima Donna erschien hoch entzückt, dankte und verwickelte sich, als sie den Irrthum erkannt, so sehr in ihr Schleppgewand, daß an einem weiteren Unglück wenig fehlte. Die liebenswürdige Königin sandte darauf der Sängerin ein hübsches Geschenk.

Politische Gesinnung. „Du, Johann, geh' zum Kaufmann Freidenk und hole mir ein Kistchen Havanna."

„Ja, ich hab' gemeint, Ew. Gnaden Herr Graf kaufen nichts mehr von einem Wühler, und der gehört auch darunter, wie Ew. Gnaden mir oft erklärt haben."

„Hier machts einen Unterschied, wir unterstützen die Sache nicht in seiner Person, indem wir aufschreiben lassen und gewiß den besten Willen haben, ihn und damit ein Glied der gefährlichen Parthei zu ruiniren."

Vorsicht ist ut in allen Dingen. Ein junger Graf spielte mit seltenem Glück an dem Roulett in Baden und gewann in kurzer Zeit 30,000 Gulden. Er schloß das Geld in seinem Wohnzimmer ein, aber am nächsten Morgen ist dasselbe mit Fritz, seinem Diener, verschwunden. Nach acht Tagen erscheint derselbe jedoch wieder. „Woher kommst Du?" fährt ihn der Graf an. „Von Wien." „Was hattest Du da zu schaffen? Wo ist mein Geld?" „Auch in Wien. Ich dachte, Herr Graf, Sie würden weiter spielen und das schöne Geld wieder verlieren, deshalb habe ich es nach Wien gebracht, und hier ist die Quittung von Ihrem Herrn Vater."

Der Spaziergang.

„Komm' mit, Du kleine braune Schlanke!
Vertreibe mir ein Stündchen Zeit!
Spazierengehn ist mein Gedanke —
Begleite mich, wir gehn nicht weit!"
Sie folgt', — es wurde ihr nicht schwer,
Den Kaufmannsburschen zu verlassen,
Bei dem sie war; ich eilte sehr,
Sie recht manierlich anzufassen.
Nun gingen wir bis an das Thor,
Die Unterhaltung war ganz trocken,
Bis küssend sie mein Mund beschwor,
Bei uns'rer Zwiesprach' nicht zu stocken.
Und plötzlich in ihr Innres flog
Ein Funke — und sie wurde glühend,
Indeß ich, zärtlich mich bemühend,
Die süße Wallung in mich sog.
Und höher stieg noch ihr Erbarmen,
Denn hart, ach! war des Schicksals Schluß,
An meinem Mund, in meinen Armen,
Starb sie mit einem Feuerkuß.
Verlegen wurd' ich darum nicht,

Ich kam nicht in die Harre;
Ich trat' die Todte in's Gesicht,
Nahm eine neu' — Cigarre.

Der musikalische Friseur. Die edle Kunst des Frisirens mit der Tonkunst zu verbinden ist einem Haarkräusler zu Paris gelungen. Um seine Kunden angenehm zu unterhalten und doch nicht nöthig zu haben, zu erzählen oder zu lügen, frisirt er nach dem Tacte einer Spieluhr, die acht beliebte Stücke von Auber, Halevy und Flotow gar lieblich vorträgt. Der aufmerksame Haarkräusler hat sich mit seinem Kamme so eingeübt, daß er genau mit der letzten Note von Nummer 8 den letzten Strich macht.

Nutzen vornehmer Bekanntschaften. Ein gar vornehmer Herr voll erblicher Weisheit besuchte einmal mit glänzendem Gefolge den prächtigen Ziergarten eines kunstliebenden Kaufmanns. Derselbe schien der üppigen Pflanzenwelt wenig Aufmerksamkeit zu widmen, desto mehr aber den purpurschimmernden Goldfischlein, die lustig in dem krystallhellen Bassin herumtrieben. Der hohe Herr fand seine kindische Freude daran, und bis hierher hatte der Kaufmann nichts auszusetzen. Indeß bald begann der vornehme Gast zur Kurzweil die kostbaren exotischen Blumen, die in schönster Blüthe das Bassin umgaben, zu pflücken und den Fischlein zuzuwerfen. Der Eigenthümer stand wie auf glühendem Eisen. Er zog endlich einen Cavalier aus der Begleitung auf die Seite und stellte ihm seinen empfindlichen Schaden vor. Der Cavalier begriff es vollkommen, betheuerte aber, daß man nur in delikatester Weise an den hohen Herrn dürfe; der Kaufmann solle ein Stück Brod bringen, dann wolle er die Sache schon ausgleichen. Der Kaufmann sprang freudig fort und war eben so eilig wieder da mit dem Verlangten. Der Cavalier präsentirte die etwas umfangreiche Brodschnitte seinem Herrn als Fischfutter, um ihn von der schädlichen Unterhaltung abzulenken. Der vornehme Herr besah sich das Brod und sagte: „Ja, das ist recht, hungert mich so;" biß damit das Brod an, verzehrte es mit größtem Appetit, und warf nach wie vor die kostbaren Blumen in das Wasser.

Als das prächtige neue Börsen-Gebäude in Paris vollendet war, äußerte ein witziger Kopf: „Fürwahr, es hat doch etwas sehr Reizendes, sich in einem so schönen Gebäude zu ruiniren!"

Wahrt Eure Taschen! Englische Blätter brachten neulich unter der Ueberschrift: „Wahrt Eure Taschen!" folgende Notiz: Mehr als 200 Advocaten sind vorige Woche von dem Master of the Rolls vereidigt worden.

Der Bettelstab als Notizbuch. Ein Fremder sah kürzlich in London einen ziemlich wohlgekleideten Bettler mit einem großen dicken Stock, der vom Knopf bis zur Zwinge mit verschiedenen eingegrabenen Namenszügen und Nummern versehen war. Auf Befragen, was diese Hieroglyphen bedeuten sollten, bekannte er, daß es die sechs Wochentage mit dem Verzeichniß der Geber milder Spenden seien und sein schlechtes Gedächtniß unterstütze, da er in der letzten Zeit, wo sich seine Einnahme vermehrt, etliche an dem bestimmten Tage zu besuchen vergessen habe.

Als Papst Hadrian VI. gestorben war, schmückte das römische Volk in der nächstfolgenden Nacht die Thüren des ersten Leibarztes durch Blumenkränze mit der Unterschrift: „Dem Befreier des Vaterlandes.“

Ein brutaler Dilettant in Newyork ging mit der Absicht in's Concert, die göttliche Jenny auszupfeifen, ward aber beim ersten Tone, den er von ihr hörte, vom Schlage getroffen. — Der Enthusiasmus hat sich etwas gelegt, nachdem man gesehen, daß Jenny Lind eine Nase hat und also eine gewöhnliche Sterbliche ist. Der „Boston Herald“ schreibt: „Es ist festgestellt, daß Jenny eine Nase hat; sie ist eine Sterbliche wie andre; denn die Götter schleppten sich nicht mit solchen Fetzen herum. Und Jenny besitzt nicht nur eine Nase, es ist sogar notorisch, daß diese Nase eine etwas ungewöhnliche Dimension hat. Eine Nase, die das Maß überschreitet, ist eine Unvollkommenheit; also ist Jenny nicht ganz vollkommen, und wenn das Weib unvollkommen ist, kann auch die Sängerin nicht vollkommen sein rc.“

Zwei Frauen. Ein Arzt aus Eisenstadt in Ungarn, der vor mehreren Jahren seine Gattin verließ, nach Amerika auswanderte und sich dort wieder verehelichte, starb vor nicht langer Zeit. Als man sein Testament eröffnet, hatte er sein bedeutendes, meist aus den Minen Californiens stammendes Vermögen seinen beiden Wittwen vermacht. Die transatlantische Dame protestirte nicht im mindesten gegen den Willen ihres verstorbenen Gatten, obgleich sie erst an seinem Sterbelager erfuhr, daß sie in Europa eine rechtmäßige Rivalin habe. Die Europäerin, die gegen das Testament auch keine Einwendung gemacht, ist jetzt nach Amerika abgereist, um die tröstenden Dollars in Empfang zu nehmen.

Auf das neue prachtvolle Haus eines Bäckers.

Es kann allhier nun Jedermann
Mit eignen Augen schauen:
Wie man sich große Häuser kann
Aus kleinen Broden bauen.

Inschrift.

„Dieses Haus steht in Gotteshand,
Anno 1708 ist es abgebrannt.
Ehr' sei dem heil'gen Sacrament,
Daß es so gnädig abgewendt.“

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 2. Nordhausen, Januar. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr

Federfuchserlied.

Ich bin ein lustiger Tintenfisch,
Bei Akten hinterm Schreibetisch
Da leb' und sterbe ich!
Mein Schwert das ist das Lineal,
Das Tintenfaß ist mein Pokal,
Die Feder ist mein Alles!

Wenn sich die Sonn' am Himmelsdom
Als wie ein rother Tintenstrom
Auf Gottes Welt ergießt,
Weckt mich ein Jucken in der Hand:
Ich schreibe, bis zuletzt gewandt
Ein guter Schnirkel schließt.

Ich treib' es wie die Sonn' es treibt,
Die ihren Bogen auch beschreibt,
Und erst am Abend ruht.
So lenk' ich rastlos meinen Kiel
Nach einem vorgeschrieb'nen Ziel,
Mit federleichtem Blut.

Diktirt der Tod mir Punktum vor,
Laßt mir die Feder hinter'm Ohr,
Wenn ihr mich sandelt ein.
Statt Hobelspähnen soll Papier
Im Tode wie im Leben mir
Die Unterlage sein.

„Hier unten modert das Concept,
Die Abschrift hoch im Himmel schwebt",
Soll meine Grabschrift sein.
Nur sei ich ferne eines Schrecks,
Nur macht mir keinen Tintenklex
Auf meinen Leichenstein!

(Fl. Bl.)

„Galen verschreibt Opium!“ versetzte der angehende Mediciner ohne sich zu bedenken.

Merkwürdiger Irrthum. Unter dieser Aufschrift zeigt ein Engländer in Liverpool mit großen Lettern an, daß er für einen von ihm ausgestopften Hund die Hundesteuer habe bezahlen müssen, weil der Einnehmer dieser Steuer sein Werk für einen — lebendigen Hund gehalten habe.

Der Professor B. pflegte, ehe er seine Kollegien hielt, einen Trunk Wein zu sich zu nehmen. Die Studenten, die in seinem Hause wohnten, setzten daher auch einmal gefüllte Weingläser auf einen Tisch, bei dem er, wenn er aus seinem Zimmer trat, vorbeigehen mußte. Kaum erblickte sie B***, so rief er aus: „Wer kann bei solchen Klippen ohne Schiffbruch vorbeisegeln!“ Im Nu waren die Gläser geleert.

Der Fürst von *** verlieh seinem Kammerdiener und seinem Hofbanquier einst zu gleicher Zeit seinen Hausorden.

Als Jemand darüber sein Befremden äußerte, erwiederte ein Anderer: „Die Ursache davon liegt nahe: der Erste hat ihn erhalten, weil er ihn anzieht; der Letztere, weil er ihn auszieht.“

Die rechte Antwort. Als einstens unter Ludwig XV. die Einkünfte so in Unordnung waren, daß die Hofbedienten ihren Gehalt nicht zur gesetzlichen Zeit erhielten, kamen die Opernsänger beim Minister mit einer Bittschrift ein, daß er ihnen doch ihre angewiesene Besoldung auszahlen lassen möchte. „Meine Herren!“ sagte der Minister, „wir wollen erst die befriedigen, die weinen, dann soll die Reihe auch an die kommen, die singen.“

In Wien fragte ein Fremder ein niedliches Mädchen:

„Küssest Du denn auch die Bilder in der Kirche immer?“

„Na, ich glaub's!“

Aber wer weiß, wer die schon geküßt hat. Da küss' ich lieber ein hübsches Mädchen.“

„So? da sein's erst recht schlimm dran; da wissen's erst recht nit, wer da Alles schon geküßt hat.“

Ein Autor von sehr mittelmäßigem Verdienst sagte einmal, daß er an einem Werk arbeiten wolle, dessen Gegenstand bisher noch von Niemand bearbeitet worden sei, ja woran noch Niemand gedacht habe. So entwerfen Sie ein Lobgedicht auf sich selbst, war der Rath eines Dritten.

… der persische König, verliebte sich,
… und zwar in eine Pla-
…schlagen, und
… sie mit
Er

Nr. 3. Nordhausen, Januar. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der Paß.

„Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen.“
Dieß alte Liedchen schlicht und gut
Will ich zum Anfang wählen,
Denn ich erzähl' von einem Mann,
Der auf der Reise grade
So eben kommt im Wirthshaus an
Nach tücht'ger Promenade.

Nachdem er sattsam sich erquickt
Am reichlichen Genuße,
Hat er zur Reis' sich angeschickt,
Zum Abschiedstrunk, zum Gruße;
Denn Eile braucht's, bei guter Zeit
Die Grenze zu erreichen,
Und übernachten wollt' er heut'
Im Gasthof zu den Eichen.

Der Wirth bringt einen guten Wein,
Den Valet zu kredenzen,
Und dabei fällt ihm plötzlich ein,
Daß üblich an den Grenzen,
Nach einem Paß zu fragen dort,
Ob er damit versehen?
Sonst käme er gewiß nicht fort,
Dafür wollt er ihm stehen.

„'Nen Paß? — Ach nein, den hab' ich nicht,“
Fing Jener an zu klagen. —
„O weh', das ist 'ne bös' Geschicht',
Ich muß es Euch nur sagen,
Denn streng sind jene an der Grenz',
Sie lassen Euch nicht 'nüber,
Da hilft nicht Geld, nicht Eloquenz.“ —
„O gebt 'nen Rath mir, Lieber!“

Der Wirth, ein Mann der Heiterkeit,
Besann sich auch nicht lange
Und sprach mit etwas Dreistigkeit:
„Ist mir für Euch nicht bange.
Hier steckt die Speisekarte ein
Und zeigt sie ohne Zagen
Dem, der Euch an der Grenz' allein
Wird nach dem Passe fragen."

Und so geschah es, wie zuvor
Der Wirth ihm prophezeiet,
Kaum tritt er an das Grenzhaus-Thor,
Man ihm entgegen schreiet:
„Hat Euer Gnaden auen Paß?
Sonst kommen's halt nit 'nüber." —
Dem Burschen ward bald roth bald blaß,
Ihn überlief ein Fieber.

Doch schnell sich fassend, reicht er drauf
Die Speisekart' dem Frager,
Der schläget sie bedächtig auf,
Zu mustern unsern Wager;
Doch schüttelt er alsdann sein Haupt,
Fährt brummend fort zu lesen;
Vergleicht, und ruft: „Ob's Aner glaubt! —
'S ist noch nit da gewesen!

A Schweinskopf? — Schau, das ist curios!
A Rinderzung? — 's ist richtig, —
A Hammelkeul mit Sauce? —
Na schaun's, der Fall ist wichtig!
Was! Kälberfüß'? — Sie armer Mann!
A Gänseleber? — siehe doch!
Das ist so lang i denken kann,
Nit vorgekommen mir noch! —

O weh, mein Freund, was schau' i hier!
Sie haben's auch Froschkeulen!?" —
Zurück ihm gebend das Papier,
Treibt er ihn an zu eilen.
„Da nehmen's Ihren Paß geschwind,
Und gehn's in Himmels Namen,
Sie san a Unglücksmenschenkind,
Dem Gott halt helfe, Amen!"

(Anecdoten-Lex.)

Der bestrafte Geiz.

In der Residenz eines römischkatholischen Bischofs mußte einst ein Tischlergeselle nebst dem Lehrburschen in dem Hause eines reichen Mannes das Tafelwerk der Wohnstube abreißen, um solche neu auszutäfeln. Der Lehrbursche ward nach Hause geschickt, etwas zu holen; während der Zeit war der Geselle beschäftigt, die in einer Ecke befindliche Bildsäule des h. Bonifacius abzunehmen. Da er hierzu einige Gewalt anwenden mußte, so brach das alte wurmstichige Holz auseinander, und es fielen aus der Höhlung des Körpers des Heiligen eine Menge Cremnitzer Dukaten, deren An-

zahl beim Auflesen sich auf 632 Stück belief. Er ließ hierauf den Hausherrn rufen und sagte zu ihm: „Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Lutheraner, deren Glaubensgenosse ich bin, nicht glauben, daß die verstorbenen Heiligen den lebenden Menschen Wohlthaten erzeigen; allein der h. Bonifacius, dessen Namen ich zu seinen Füßen angeschrieben sehe, hat mich heute eines andern überzeugt, und hat mir dieses Geschenk Ihnen zu überreichen anvertrauet.“ Und hier übergab er ihm die 632 Dukaten. Der Hausherr erstaunte hierüber und entfernte sich. Der Geselle erwartete von ihm ein Geschenk, statt dessen aber ward er nebst dem Lehrburschen ins Gefängniß gebracht, in Ketten geschlossen und den folgenden Tag vor das geistliche Gericht geführt. Der Hausherr, der gegenwärtig war, klagte ihn nicht nur des Diebstahls an, sondern auch, daß er Gott und seine Heiligen gelästert hätte. Der Geselle verließ sich auf seine gute Sache, antwortete so gut er konnte und erzählte den ganzen Vorgang; aber sein Ankläger fand mehr Glauben, und er ward wieder ins Gefängniß zurückgebracht.

Nach einigen Tagen ward er vor den Bischof geführt, wo er seinen Ankläger auch wieder fand. Der Bischof ließ sich nicht allein den zerbrochenen Heiligen, sondern auch die gefundenen Dukaten vorlegen, und fragte den Gesellen: ob er der Ketzer wäre, der das wunderthätige Bild des heiligen Bonifacius frevelhaft zerbrochen und denselben verspottet habe? Der Geselle erzählte den ganzen Vorgang der Wahrheit gemäß, und fügte noch hinzu, daß da er den Schatz allein gefunden, es ihm ein Leichtes gewesen wäre, denselben ganz für sich zu behalten; allein der Tugend und Rechtschaffenheit getreu hätte er das gefundene Gold dem Hausherrn treulich überliefert.

Gegen diese Vertheidigung erwiederte der Kläger: „Dieser Kerl ist ein Schelm, wie alle Ketzer sind. Lassen Sie ihm die Tortur geben, so wird er nicht allein die Lästerung gestehen, sondern auch, daß er mir mehr als 1300 Dukaten gestohlen.“ Denn als sein seliger Großvater auf dem Todbette gelegen, hätten seinen Erben 2000 Dukaten gefehlt; auf Befragen, wo solche wären, hätte er stammelnd geantwortet: der Herr Bonifacius hat Alles. Da sich nun jetzt diese Rede aufklärte, so müßten nicht 632, sondern 2000 Dukaten im Körper des Heiligen befindlich sein. Der Verklagte führte an: diese Beschuldigung sei aus dem Grunde unwahr, weil der Raum des Körpers unmöglich 2000 Dukaten fassen könne.

Der Bischof ließ sogleich den Körper des Heiligen so viel als möglich zusammensetzen und die Dukaten hineinschütten, und da fand sich, daß die genannte Summe den Raum fast ganz ausfüllte. Der Beklagte war nun von der Beschuldigung des Diebstahls ganz gereinigt, und der Bischof sagte zu dem Kläger: „Da Sie jetzt Ihrer schlechten Denkungsart überwiesen sind, so werde ich sprechen, wie es recht ist. Der gefundene Schatz werde in drei gleiche Theile getheilt. Der erste Theil gehört mit Recht dem heiligen Bonifacius, der denselben bis hieher vor aller Dieberei sicher in sich verwahrt hat. Der zweite Theil kommt mit Recht dem Hauswirth zu; der dritte Theil aber gehört dem ehrlichen Finder, ob er gleich nach seinem eigenen Geständnisse ein Ketzer ist: denn Tugend und Ehrlichkeit muß man bei jedem Menschen, ohne Ansehen der Religion, belohnen.“ Der Kläger wollte zwar noch viel wider dieses Urtheil einwenden; allein es blieb dabei, und es ward Jedem sein Theil zugezählt. Als der Kläger mit zitternder Hand seinen Antheil einstreichen wollte, rief der Bischof, er möchte damit

noch inne halten. Da der heilige Bonifacius durch seine ungestüme Anklage mehr, als durch die leichtsinnigen Reden des Ketzers sei beleidigt worden, so sei es nöthig, daß er ihn wieder versöhne, und dieses könne nur geschehen, wenn dessen Bildniß verschönert auf einen ihm erbauten Altar gestellt würde. Hierzu würde er seinen Antheil am besten verwenden können, und er, der Bischof, übernehme es, den Altar dafür bauen zu lassen. Da er aber den Beklagten aus Habsucht unnöthig habe im Kerker schmachten lassen, so müsse er ihm aus eignen Mitteln 50 Dukaten auszahlen.

Der Kampf mit dem Teufel.

Einen sehr interessanten und dabei sehr komischen Vorfall, der sich vor acht Tagen 2½ Stunden zwischen Tünstling (dem Schlosse des Baron Mandl) und dem Städtchen Kraiburg zutrug, müssen wir hier berichten. Eine gute halbe Stunde von dem letztern Städtchen liegt das Dorf Furth, und an 6 bis 800 Schritte von dem Dorfe das große Gehöfte eines Bauern. Dienstag Abends, den zweiten December, schickte derselbe seinen Schafbuben Franzl, neun Jahr alt und der Sohn armer Tagelöhnersleute, nach zwei Loth Schnupftabak in das Dorf zu dem Krämer. Der Junge mußte durch eine gewaltige Schlucht hinunter und sodann wieder hinauf, um in das Dorf zu kommen. Auf dem Rückwege trollte ihm, es war schon dunkel, etwas Schwarzes entgegen; der Junge blieb stehen und erwartete den Gegenstand, und meinte, es sei ein großer schwarzer Bauerhund. Aber wenige Schritte vor ihm richtete sich das Thier auf die beiden Hinterbeine und bewegte sich auf diesen gegen ihn vorwärts. Der Bube sprang zurück und betrachtete sich das Ding, aus dem er nicht klug werden konnte. Es kam ihm aufrecht schreitend unter Gebrumm auf zwei Schritte nah; da schüttete der Bube dem brummenden Gegner den ganzen Inhalt der Tabaksdüte in die Augen und sprang abermals zurück. Der Gegner ließ sich darauf mit Gebrülle des Schmerzes auf alle vier Beine nieder, und plötzlich kam dem Jungen der Gedanke, der Geblendete sei niemand anders als der Toifl (der Teufel). — Aber anstatt in das Dorf zurückzulaufen, ergriff er ein dünnes und dreikantiges Eichenscheit, wie mehrere derselben zur Errichtung eines Zaunes dort lagen, und hieb mit aller Kraft auf des Toifls Hinterbeine, und wie derselbe sich umdrehte, sprang er stets zurück und wußte ihm auf den Rücken zu kommen. Abermals richtete sich sein zorniger Gegner auf, und der kecke Bursche versetzte ihm nun mit allen Kräften mit der Schneide des Eichenscheites einen Hieb auf das rechte Hinterbein, daß er ein Krachen hörte und der schwarze zottige Gegner auf die Seite fiel. Jetzt lief der Schafbube in schnellen Sprüngen die Schlucht hinauf und stürzte, vom Kampfe ganz geröthet, mit dem dünnen Eichenscheite in seines Bauern Hof und in die Stube hinein, in welchem der Bauer mit den Mägden und Knechten bei Tische saß. Auf die Frage des Bauern: „Franzl, was hast denn?“ antwortete derselbe: „Bauer, unten in der Sink habe ich an Toifl d'Harn abg'schlagen!“ welches in's Deutsche übersetzt heißt: Bauer, unten in der Schlucht habe ich dem Teufel die Beine abgeschlagen. Auf näheres Fragen stand der Bauer,

welcher früher Militair war und sechs Jahre bei den Garde-Kürassieren in München diente, vom Tische auf, befahl den Knechten, Laternen anzuzünden, die beiden Hofhunde mitzunehmen, und schritt mit seiner Doppelflinte und dem Franzl voraus in die Schlucht hinunter. Die beiden großen Hofhunde zogen sich, dort angekommen, plötzlich mit den Schweifen zwischen den Beinen auf den Trupp zurück. Der kecke Franzl aber entdeckte seinen alten Gegner schnell in einem kleinen Gebüsche, und der Bauer sah bei dem Scheine der Stalllaterne bald, daß es ein sogenannter Zeisel-Bär war, welcher in den Bairischen Gebirgen öfters noch vorkommt, wohin derselbe aus den Steyermarker Gebirgen und Rhätischen Alpen herüber sich verirrt. Wie er in die Gegend von Kaiburg kam, kann Niemand begreifen. Der Bauer schoß nun dem Gelähmten eine Kugel durch den Kopf, und der tapfere Franzl, welchem es sehr leid that, daß es nur ein hundsgemeiner Bär und nicht der leibhafte Teufel sei, dem er die Harn abgeschlagen, bekam die Haut. Er erhielt die obrigkeitliche Erlaubniß, sie in der Nähe herumzutragen und den Leuten zu zeigen, und Niemand ist, der ihm nicht einen Groschen, Sechser, ja von den Höheren einen Gulden schenkt. Er sammelt sich dabei leicht ein paar Hundert Gulden. Sehr interessant ist es, den guten Franzl in seinem drolligen Jargon den Kampf mit dem Toifl selbst erzählen zu hören, der wohl eine halbe Viertelstunde gewährt haben mochte. Wir mußten alle herzlich darüber lachen, und Keiner war, der ihm nicht ein Halbguldenstück schenkte. Der Bursche ist für seine neun Jahre ziemlich groß und von derbem Knochenbau, breiter Brust und hervorspringenden Muskeln. Dabei sprüht aus seinen schönen, großen blauen Augen ein Muth und eine Verwegenheit, die den Kampf sehr begreiflich machen. Der Zeisel-Bär ist die kleinste Gattung dieses Geschlechtes, etwa in der Größe eines Metzgerhundes, oben braun, am Bauche schmutzig braungelb. Als wir den Franzl neckten, daß es nur ein kleiner Bär gewesen, sagte er, sarkastisch lächelnd: „Ja, ös Herrn warts do schon davon glaufen, wenn a so brummt hätt, wie er mi anbrummt hat, und wenn sich der Toifl so auf d'Hintrharn aufgericht hat, hat er halt doch über mi aussi-gschaut."

(Jahreszeiten.)

Bajazzo.

Der Nutzen des Tabakrauchens. Der Pastor Flügge an der Kreuzkirche zu Hannover, der bald nach dem Jahre 1725 durch seine Kanzelgaben so vieles Aufsehen machte, kam auf eine sonderbare Weise zu seinem Amte. Kaum war er als Candidat examinirt, so ward ihm bei dem damals vacanten Pastorat an der Kreuzkirche in Hannover eine Gastpredigt angeboten. Flügge trat auf und seine Predigt machte eine allgemein vortheilhafte Sensation. Jedermann bedauerte, daß ein so trefflicher Prediger ein Pietist sei, denn den Pietismus hielt man damals in den hannöverschen Landen für die giftigste und verderblichste aller Arzneien. Man darf sich darüber nicht wundern, denn es geschah in den Jahren, wo in Halle auf dem Waisenhause das Tabakrauchen für Sünde gehalten ward, weil nach der Bemerkung einiger Waisenhauslehrer der damaligen Zeit der bittere Tabaksgeschmack und die süße Lehre Jesu sich nicht in einem Munde zusammen

schickten. Auf diese und ähnliche Gründe hatte der Abt von Codum, Moïanus, das unterscheidende Kennzeichen eines echten Pietisten gebaut, daß ein Anhänger des Pietismus nie Tabak rauche. Alles war in gespannter Erwartung, wie Flügge sich benehmen würde. Vergeblich versicherte der Wirth, bei dem er sein Logis genommen hatte, daß Flügge ein rechtschaffener Orthodor sei, weil er vor seinen und seiner Leute Augen bisher jederzeit nach Tische sein Pfeifchen geraucht hätte. Kein Mensch wollte es glauben. Man wollte in einer so wichtigen Sache, wo der Ruf wider ihn war, mit eigenen Augen sehen. — Flügge logirte paterre auf die Gasse hinaus. Eines Abends ward ein großer Lärm vor seinem Fenster, Menschen von allen Ständen versammelten sich — aber zum Unglück waren die Fenster mit Laden versehen, durch die selbst Argus mit seinen hundert Augen nicht durchdringen konnte. Allein die Neugierde schärft und weckt das Nachdenken. Man brachte Bänke und Tische, setzte sie an und überzeugte sich durch einen oben im Laden gefundenen Spalt zur großen Freude des Publicums, das ihn sehr liebte, daß er, seine Pfeife rauchend, im Zimmer herumgehe. Jetzt rissen, von dem gewaltigen Gedränge der herzuströmenden Menge des Volks, die Haspen der Läden aus, die Gestelle zerfielen und mit gräßlichem Gepolter stürzte der ganze Apparat zu Boden. Der arme Flügge erschrak, konnte aber vor dem Jubelgeschrei der Menge: „Gottlob! er raucht Tabak,“ das jetzt von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse flog, das Heulen und Weinen der dabei zu Schaden Gekommenen nicht hören. Den Tag darauf ward er zum Pastor gewählt.

Als Dr. **Franklin** unsterblichen Andenkens seine erste Reise nach England machte, hielt er sich längere Zeit in den Fabrikdistrikten im Norden auf. Sein Diener, ein Negersklave, den er mit von Amerika gebracht hatte, ein treuer Mensch, aber ein Erz-Nigger, schien der gewaltigen Betriebsamkeit in Birmingham, Manchester und Lancashire eben so große Aufmerksamkeit zu widmen, als sein Herr. Aber der Gesichtspunkt, von welchem er seine Beobachtungen anstellte, war etwas eigenthümlicher Art, wie die folgende Anekdote zeigt, die Franklin selbst mit großem Ergötzen wiedererzählte. „Massa — redete Sambo einst den Doctor an —, England sonderbar Land, Massa, All arbeiten, Männer arbeiten, Weiber arbeiten, klein Kind arbeiten. Feuer arbeit, Luft arbeit, Pferd arbeit, Kuh arbeit, Schaf arbeit, Esel arbeit, all arbeit. Nur Schwein arbeit nich, Schwein trinkt, Schwein schläft wo will, lustig singt: Yankee doodle, Schwein brummig schilt Arbeitsleute, Schwein thut nichts, Schwein geht auf und nieder und spaziert den ganzen Tag herum wie ein wahrer Gentleman, bloß hat kein Hemd an, kein Hut auf, keine Perrücke auf Kopf, geht barfuß und weiß nicht, wie viel Uhr es ist, sonst ganz und gar Gentleman. O die glücklich Schwein! Sambo möchte wohl Schwein sein in England, wenn nicht . . . .“ — „Wenn nicht was?“ unterbrach ihn der Doktor. — „Wenn nicht Wurstmachen und geräucherte Schinken, Massa.“

Von dem durch seine Narrheiten bekannten Franz Rabelais erzählt man unter Anderm, er habe sich, als er seinen Tod nahe fühlte, schnell einen Domino anziehen lassen, eingedenk des Spruches: beati qui in domino moriuntur (selig sind, die in dem Herrn sterben).

Eine junge Schauspielerin spielte die Rolle der Fatime in den Kreuzfahrern sehr schlecht, und sprach so leise, daß man sie nicht verstand. Als Mehrere darüber ungehalten waren, suchten sie Einige damit zu entschuldigen, daß sie noch sehr jung wäre. „Ja wohl," fiel einer der Unzufriedenen ein, „muß sie noch sehr jung sein, weil sie noch nicht einmal reden kann!"

Als in B... das Theater mit Müllners Schuld eröffnet wurde, rief ein Jude aus: „Ja, sonst hören die Directionen mit der Schuld auf, die fängt mit der Schuld an!"

Das Recommandationsschreiben. Ein Studiosus ging nach B., um auf der dortigen Universität seine Studienjahre zu vollenden. Von einem seiner Verwandten bekam er einen Recommandations-Brief an den Professor N. N. daselbst, der bekanntlich gern ein Glas guten Weines trank. In B. angekommen ging der Studio am ersten Tage nicht zum Professor, sondern in eine Weinstube und bedonnerte sich gehörig. Auf dem Heimwege fiel er in eine Straßen-Rinne und war eben beschäftigt, sich wieder aufzuraffen, als ein schwerer Körper neben ihm niederfiel, der ihn in seiner Aufrichtung störte, und denselben tausendmal um Entschuldigung bat. Der Musensohn fragte, mit wem er die Ehre hätte, sich gegenwärtig verwickelt zu sehen. Der schwermüthige Camerad antwortete: er sei der Professor N. N. „Ah schön, daß ich Sie treffe," respondirte der Studiosus, „ich habe ein Recommandations-Schreiben an Sie;" hierbei zog der Student den Brief aus der Tasche und überreichte denselben dem Herrn Professor, welcher ihn mit den Worten zu sich steckte: gut, gut!

Verwandte Seelen treffen sich
Zu Wasser und zu Lande!

Ein Komiker in einer Residenzstadt wurde wegen Extemporirens 24 Stunden eingesperrt. Des andern Tages hatte er auf einem Steckenpferde auf der Bühne auf und ab zu reiten. Er wagte sich bis vorne an die Lampen, der Act war zu Ende, der Regisseur rief ihm zu, er hörte aber nicht darauf und der Vorhang fiel. Er sah sich erstaunt um und sagte: „Nun, was soll das bedeuten? Gestern sperrte man mich ein, heute sperrt man mich aus."

Ein sehr bekannter Gastwirth zu Frankfurt a. M. wurde von zwei witzigen Cameraden vor einiger Zeit auf eine drollige Art erwischt. Sie unterhielten sich beide recht lebhaft, worauf der Eine eine Wette von 6 Flaschen alten Weins dem Andern anbot. Dieser nahm sie an, und der Wirth war augenblicklich mit der Frage bei der Hand: ob er den Wein vorläufig bringen sollte? Man bemerkte ihm, daß das wohl geschehen könne, jedoch würde die Wette nicht eher bezahlt werden, bis sie entschieden wäre. Er war damit wohl zufrieden und der Wein wurde vergnügt genossen. Schmunzelnd wünschte unterdessen der Wirth doch zu wissen, welches der Gegenstand der Wette wäre. Ich behaupte, fing der Eine an, der Thurm an der Katharinenkirche werde, wenn er umfallen sollte, nach der rechten Seite hinfallen; mein Freund behauptet das Gegentheil. Der Wirth sah nun ein, daß er der Angeführte sei.

Bei einem Buchbinder in einer Stadt in Kurhessen lag während der Execution ein Bayer im Quartier. Der Buchbinder hatte beim Eintreffen der Einquartierung gerade eine Schüssel voll Kleister gekocht und dieselbe in das Nebenzimmer gestellt, um sie zu seinem Geschäfte zu verbrauchen. In diesem Zimmer befand sich Niemand von des Buchbinders Familie, der Soldat tritt ein, sieht die Schüssel rauchen, macht sich dran und verzehrt den Kleister mit dem größten Appetit. Als etwas später der Geschäftsmann seinen Kleister brauchen will und die leere Schüssel findet, fragt er, wo die Stärke hingekommen sei. Die Einquartierung antwortet ganz ruhig: „I hob holt denkt, es sei mei Morgebrod, es war aber nit gut g'salzen!"

Ein Bauer hatte sehr vieles an seinen studirenden Sohn gewendet, welcher endlich wenig oder gar nichts gelernt hatte. Nach dieser traurigen Erfahrung rief der Vater aus: „Ach! wie viele Kühe kostet mich der einzige Esel!"

Sebastian Bach zog bekanntlich viel treffliche Schüler, mit keinem war er aber mehr zufrieden, als mit Krebs in Altenburg, von dem er daher auch zu sagen pflegte: „Das ist der einzige Krebs in meinem Bache."

Ludwig XIV. sagte zu einem von seinen Hofleuten, indem er ihm die neuen Gebäude von Versailles zeigte: „Erinnern Sie sich, daß hier eine Wind-Mühle stand?" — „Ja, Sire," entgegnete dieser, „die Mühle ist weg, aber der Wind ist noch da."

Einem Banquier, welcher es von einem Viehhändler bis zum Banquier gebracht hatte, überreichte sein erster Commis einen Brief zur Unterschrift. In diesem Briefe kam das Zeitwort verdienen vor. Als ihn der Banquier gelesen hatte, sagte er: „Herr Commis, Sie schreiben ja verdienen klein." „Jawohl," antwortete dieser, „verdienen ist ein Zeitwort und diese werden alle klein geschrieben; nur die Hauptwörter werden groß geschrieben." Der Banquier antwortete mit Pathos: „Verdienen ist mein einziges Hauptwort, schreiben Sie es stets groß!"

Zur Zeit des berüchtigten Räubers Turpin, der in England ebenso berühmt war als Cartouche in Frankreich, ließen die Hauptspitzbuben zu London an den Hausthüren der Reichen einen Zettel anschlagen, worauf sie ihnen bei Todesstrafe ausdrücklich verboten, aus der Stadt zu gehen, ohne wenigstens zehn Guineen und eine Uhr bei sich zu haben.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 4. Nordhausen, Januar. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅙ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Männlich und Weiblich.

(Mann und Frau sitzen in zwei Winkeln des Zimmers.)

Der Mann.

Was weiblich ist und Weibernamen trägt,
Ist falsch, und Falsches auch im Busen hegt!
Das ist ja klar und leicht beschreiblich:
Die Falschheit heißt's, denn sie ist weiblich.

Die Frau.

Was männlich ist und Männernamen trägt,
Nur Arges stets im rauhen Busen hegt;
Das ist ja klar und unverkennlich:
Der Argwohn heißt's, denn er ist männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehnmal schwört,
Hat immer doch den Mann bethört;
An Vielen hängt sie, glaubet mir:
Die Untreu' heißt's, das spricht dafür.

Die Frau.

Der Mann, wenn Treue er auch schwur,
Macht allen Damen doch die Cour;
Gewechselt muß es immer sein:
Der Wechsel heißt's, wer spricht hier nein?

Der Mann.

Ein Weib, das bleibt sich niemals gleich,
Ist täuschend wie das Wetterreich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune ist wohl auch ein Weib!

Die Frau.

Verdrießlich ist der Mann im Haus
Und zieht die Stirne finster, kraus;

Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmuth ist wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Ist ein Geheimniß wo versteckt,
Das Weibchen d'rein sein Näschen steckt;
Sie horcht und späht und forschet schlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau.

Die Frau.

Zu Allem, was man spricht und denkt,
Ganz naseweis der Mann sich drängt,
Und schlägt sich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht All's verthut!
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet sie an Putz und Zier?
Die Mode ist ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht All's verpraßt,
Und zecht und trinkt mit seinem Gast,
Trinkt Wein und Punsch und Porterbier:
Der Trunk ist wohl ein männlich Thier!

Der Mann.

Die Flittertage sind verrauscht,
Das Weibchen nur auf Zank nun lauscht;
In Weibsgestalt sieht nun der Mann
Die Hölle in der Nähe an.

Die Frau.

Die Flittertage sind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und scheu;
In Mannsgestalt geht dann dem Weib
Der Teufel selber auf den Leib.

Der Mann
(näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beim Weib, man muß gesteh'n
Und weiblich oft auch das geseh'n,
Was zart und hold in's Leben scheint:
Die Schönheit sagt, wie ich's gemeint.

Die Frau
(auch näher rückend).

Zwar stellt den Mann, ich leugne nicht,
So manches Ding in schönes Licht;
Oft spricht sich Edles männlich aus:
Der Anstand ist beim Mann zu Haus.

Der Mann.

Das schönste Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält;
Wie heißt das Pflänzchen, zart gehegt?
Die Myrthe, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beste Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männer-Hand;

Wie heißt das Reis, so fruchtbeschwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm gewährt!

Der Mann
(aufstehend und zu ihr hintretend).

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel;
(vor ihr hinknieend)
Zu Deinen Füßen zieht es mich:
An die Versöhnung mahn' ich Dich!

Die Frau
(ihn aufhebend.)

Du gönnst mir wohl den Mund recht schlau,
Die letzten Wort' hat doch die Frau!
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem sie ihn küßt)
Beweiset der Versöhnungskuß.

Sonderbare Glücksreise nach Californien.

Ein Notariats-Gehülfe zu Paris, der bei einem der ersten Advokaten dort arbeitete und sich dessen ganze Zufriedenheit erworben hatte, aber zu wenig Mittel besaß, um der Hoffnung Raum geben zu können, jemals sich eine Notar-Stelle zu kaufen, war des steten Arbeitens und Plackens herzlich satt geworden und faßte daher vor nicht gar langer Zeit den Entschluß, nach dem heutigen Eldorado, dem goldreichen Californien auszuwandern.

„—Jetzt, wo ich nicht mehr auf eine reiche Erbin zu speculiren brauche", — sagte er zu einer jungen Modehändlerin, die in der Nähe seines Bureaus wohnte, und der er schon seit einiger Zeit den Hof machte — „jetzt, wo ich allen ehrgeizigen Heirathsgedanken Valet gesagt habe, würde ich Ihnen gern meine Hand und mein Herz bieten, wenn Sie sich entschließen könnten, mit mir den Fährlichkeiten und Beschwerden einer Reise nach Californien Trotz zu bieten."

„—O, ich bin's zufrieden!" antwortete die Modistin mit dem Freimuthe und der Unerschrockenheit, die bekanntlich den Damen dieses Faches eigen ist. —

Es ward also gegenseitig bestimmt, daß der junge Mann, der sich schon zur Ueberfahrt auf einem Schiffe hatte einschreiben lassen, das abzusegeln im Begriff stand, sofort abreisen, die Modistin aber später nachfolgen sollte, sobald sie nämlich einige kleine, noch ausstehende Schuldbeträge eincassirt und ihr Bündel geschnürt haben würde. Auf diese Weise entging sie ja den mannichfachen Ungelegenheiten der ersten häuslichen Einrichtung in einem unbekannten Lande, und bei ihrem Eintreffen konnte sie von dem künftigen Gatten in einem bereits wohlgeordneten Hauswesen empfangen werden.

Der Notariats-Gehülfe trat also zuerst die Reise an. Die Ueberfahrt ging glücklich von Statten, und mit zwar geringen Mitteln, aber desto größeren Hoffnungen landete der gewesene Jünger der Themis am californischen Gestade. Hier schwanden indeß seine Glücksträume bald vor der sich überall enthüllenden Wirklichkeit. Er erkannte, daß von der reichen Gegend

das Beste, so zu sagen, abgeschöpft, daß sämmtliches Gold, welches früher offen zu Tage lag, oder vom Grunde krystallheller Flüsse her durchschimmerte, verschwunden sei; daß die Tausende von Abenteurern, die noch vor Kurzem sich so sehr bereichert, ihren Nachfolgern dies ungemein schwer gemacht hatten. Zwar giebt es in Californien noch Schätze, man kann dort noch heutigen Tages ein bedeutendes Vermögen sammeln; allein es gehört Zeit dazu. Sonst aber ist's in Californien gerade so, wie überall: Reiche gewinnen dort am meisten, und wer viel Gelt hat, sammelt dort auch viel Gold.

Einer der reichsten californischen Ansiedler, der zu den Ersten gehörte, welche im heutigen Eldorado anlangten, gab unserm neuen Ankömmlinge näheren Aufschluß über die zeitigen Verhältnisse des Goldlandes und äußerte unter Anderem:

„Sie werden mindestens ein Dutzend Jahre lang sich hier der härtesten und angestrengtesten Arbeit unterziehen müssen und dennoch schwerlich in dieser Zeit selbst nur den vierten Theil von Dem zusammen bringen, was mir während des ersten halben Jahres nach meiner hiesigen Ankunft zu erwerben gelang. Dank dem ersten, vom Glücke gekrönten Auftreten in dieser californischen Laufbahn! Es steht um mein Geschäft, um meine Verhältnisse jetzt herrlich, und meiner vollkommensten Zufriedenheit würde nicht das Mindeste fehlen, wenn ich eine Frau, eine Gefährtin, eine Gattin hätte."

„Ich erwarte eine solche mit jedem Augenblicke!" erwiderte der gewesene Notariats-Gehülfe und seufzte, indem er mit geheimen Grauen an die mit der Ankunft seiner Braut verbundenen neuen Ausgaben in einem Lande, wo Alles so theuer ist, dachte.

„Da sind Sie sehr glücklich!" entgegnete der californische Nabob. —

Wenige Tage später kam die Modistin glücklich an. Der Nabob, welcher bei der Ausschiffung zugegen gewesen war, nahm den Bräutigam des angelangten Mädchens bei Seite und sprach zu ihm:

„Wollen Sie mir Ihre Braut abtreten, damit ich sie heirathe?"

„Sie scherzen ohne Zweifel!"

„Keineswegs. Vor Allem hören Sie mich erst an und beantworten Sie meine Fragen. Auf wie viel haben Sie hier gerechnet? welche Summe, in Zahlen ausgedrückt, glaubten Sie in Californien erwerben zu müssen?"

„Nun, ich dachte, wenn ich mir ein Vermögen erworben hätte, das mir 10,000 Francs Zinsen trägt, würde ich glücklich sein. Ja, mein werther Herr, 10,000 Francs jährlicher Einnahme sind mein steter Glückseligkeitstraum!"

„Die sollen Sie haben!"

„Wie? was sagen Sie da?" rief der gewesene Notariatsgehülfe ganz verdutzt."

„Ich besitze bereits mehrere Millionen," nahm der Crösus wieder das Wort, „und will deren noch einige dazu erwerben. Darum sind 200,000 Francs für mich eine Bagatelle, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich um diesen Preis eine Gattin kaufen könnte. Sie aber sehen Ihrerseits alsdann Ihre Wünsche erfüllt; Sie kehren nach Paris zurück und finden dort Frauen die Menge, unter denen Sie wählen können."

„Ja, aber meine Braut? . . ."

„Sie wird schwerlich Etwas dawider haben," antwortete der californische Nabob mit jenem zuversichtlichen Tone und jener selbstzufriedenen Miene, die ein voller Geldkasten den Crösussen aller Länder verleiht. —

In der That war die Modistin, die wohl wußte, was sich für sie zieme und zu ihrem Vortheil gereiche, mit diesem Arrangement zufrieden.

Der gewesene Notariats-Gehülfe ist soeben nach Paris zurückgekehrt und hat in letztverflossener Woche seinen früheren Kameraden und Standesgenossen im „Café Anglais" ein prachtvolles Fest gegeben, um seine Glücksreise nach Californien und den daraus hervorgegangenen Erwerb eines Vermögens von 200,000 Francs zu feiern. Alle Gäste haben bei diesem Festin den Vorsatz gefaßt, gleichfalls mit einer zukünftigen Gattin nach Californien zu reisen und hoffen, sie dort zu demselben Preise, wie ihr glücklicher Amphytrion, an den Mann bringen zu können.

(Bl. f. Hndl. u. Gwrb.)

Bajazzo.

Der Jude Israel E., welcher im Winter einen Sommerrock anhatte, wurde gefragt: „Nun, Israel, friert es Euch nicht in dem Sommerröckchen?" „Nun warum soll mich's friere, als doch die Hitz' vom vorigen heißen Sommer drin steckt," war die Antwort.

„**An dem Gelde** klebt Schweiß und Blut!" sagte die Frau eines zu einer Geldstrafe verurtheilten Bauern weinend zu dem Richter. „Trocknen Sie nur Ihre Thränen," antwortete der Richter. „den Schweiß und das Blut will ich schon abwischen." —

Der Arzt Renard in Paris, der Aeskulap des sogenannten Marins daselbst, rühmte sich gegen seine Bekannten und Kranken eines besondern Scharfblicks.

Einst fand er bei einem Krankenbesuche einen alten Abbé, der mit dem Patienten ruhig Piquet spielte.

„Was thun Sie hier, Herr Abbé?" sagte Renard zu ihm: gehen Sie zu Hause, lassen Sie sich eine Ader öffnen. Sie haben keinen Augenblick zu verlieren."

Der erschrockne Abbé blieb unbeweglich, man brachte ihn daher nach Hause und ins Bett. Renard folgte ihm, ließ ihm drei bis viermal hinter einander Ader, dann ein Brechmittel nehmen, und fand ihn immer schlimmer.

Den dritten Tag wurde der Bruder des Kranken vom Lande gerufen. Er eilte in die Stadt, man sagte ihm, sein Bruder sei im Sterben. Im Zimmer seines Bruders fand er den Arzt.

„Um Gottes Willen!" redete er diesen an: „was fehlt denn meinem Bruder?"

„Er hat einen heftigen Anfall vom Schlage gehabt," erwiederte Re-

nard, „ohne es zu wissen. — Es war ein Glück, daß ich ihn zufällig an einem dritten Orte fand, und es an seinem schiefgezogenen Munde entdeckte."

„Mein Gott!" rief der Bruder des vermeintlichen Sterbenden aus: „mein Bruder hat ja schon sechszig Jahre einen schiefen Mund."

„Warum hat man mir das nicht früher gesagt?" antwortete Renard: „so hätte ich viele Mühe, und er unnütze Kosten erspart. — Das ist nicht meine Schuld.

In der Nachbarschaft von N. langten an einem dunkeln Winterabende zwei Soldaten an und forderten Bedienung, und wiederholten im Unmuthe, sich hier nicht verstanden zu sehn, fleißig das Lieblingswörtlein foudre. Des Gastwirths Sohn trug nun Herel, Hafer und Heu in den Stall, kam aber befremdet zurück, dort kein Pferd zu finden, denn er hatte Fußgänger vor sich. Der Teufel! sagte er zum Vater, sie haben wohl zehnmal Futter gefordert.

Eck und Faber wurden, weil sie recht weidlich wider Luther in ihren Schriften loszogen, reichlich belohnt, wie man sagt, ja letzterer erhielt sogar das Bisthum Wien. Da sprach Erasmus von Rotterdam: „Der arme Luther macht Viele reich."

Friedrich der II. sprach gewöhnlich bei den Revüen in den Provinzen auch die Präsidenten und Direktoren der Provinzial-Departements, und zog Erkundigungen über den Zustand seiner Länder von ihnen ein.

Bei einer Revüe in St ... wandte er sich unter andern auch an den Regierungspräsidenten, einen noch sehr jungen Mann, mit der Frage:

„Wer ist Er?"

Ich bin der Regierungspräsident von ...

„Wer hat ihn dazu gemacht?"

Ew. Majestät.

„Ja, wenn das ist, so muß er's wohl bleiben!

„Hat er Güter?"

Der Präsident, in der Hoffnung, daß ihm der König ein Geschenk mit einem Gute machen wolle, versetzte schnell: „Nein, Ew. Majestät."

„Das ist gut," gab ihm der Monarch zur Antwort: „bleib' Er dabei, so weiß Er, wie einem armen Menschen zu Muthe ist."

Ein Perrückenmacher in Brüssel hat folgende Anzeige in die dortigen Blätter einrücken lassen: „Ich verfertige jetzt durchaus unsichtbare Perrücken; Liebhaber können dieselben bei mir sehen."

Prießnitz. Als der bekannte Wasserarzt Prießnitz in Gräfenberg durch seine glücklichen Heilungen die Ärzte benachtheiligte, und diese daher für gerathen hielten, dem „Unfuge," wie sie es nannten, ein Ende zu machen, so wurde er verklagt. Da man ihm nicht wohl verbieten konnte, den Leuten zu rathen, sich mit kaltem Wasser zu waschen und kaltes Wasser zu trinken, so zerschnitt der Kreisarzt N. den Schwamm, dessen sich Prießnitz beim Waschen bediente, um wo möglich noch etwas darin zu entdecken, was die ihm unerklärlichen Wunder hervorbrachte, und er fand natürlich nichts darin. Ein anderer Arzt klagte ihn gleichzeitig der Charlata-

nerie an, indem er vorgab, daß er, der Arzt, einen an der Gicht leidenden Müller geheilt habe und nicht Prießnitz, wie Letzterer behauptete. Prießnitz wurde nebst dem Müller und dem Arzt vor Gericht geladen, und der Müller antwortete auf die Frage: „welcher von Beiden ihm geholfen habe?" — „Es haben mir Beide geholfen, der Doctor B. von dem Gelde, und der Prießnitz von der Gicht."

Eine junge Wittwe sollte einen alten aber reichen Mann heirathen. Sie bat nun ihre Nachbarn mit diesen Worten um Rath: „Ich bitte euch, rathet mir mein Bestes; aber rathet mir nicht davon ab."

Einst war ein Reisender, Namens Clay, in ein amerikanisches Wirthshaus eingekehrt. — Man hörte kaum den Namen, so strömte eine große Menschenmenge nach dem Wirthshause, denn man hielt den Reisenden für nichts Geringeres, als den Staatssekretair der Vereinigten Staaten, Sir Henry Clay, und wollte den berühmten Mann sehen. Ein dreister Landmann trat geradezu den Reisenden an und sagte ihm, für wen man ihn halte. — „Nein, lieber Mann," entgegnete Jener, „der Staatssekretär bin ich nicht, obgleich ich eben so heiße und auch eben so lang bin; es ist aber ein Unterschied von sechs Fuß zwischen unsern Talenten: die seinigen sitzen im Kopfe, die meinigen in den Füßen, — ich bin Tanzmeister!"

Grabstein eines reichen Müßiggängers.

Wer mich dem Grab' geweiht,
Weiß, daß kein Stein erröthet.
Der hier ruht, hat die Zeit, —
Die Zeit dann ihn getödtet.

Lady C . . . hatte den Lord S . . . an ihren Triumphwagen gefesselt. Sie behandelte ihn mit einer auffallenden Laune. — Einst wurde in ihrer Gegenwart von dem Lord gesprochen. Sie mischte sich in das Gespräch, und machte eine sehr treffende Schilderung von ihm. — „Ich hätt' es nie geglaubt," sagte Jemand, „daß Sie den Lord so sprechend malen könnten." — „Warum nicht?" meinte ein Spötter: „die Lady hat ja den Pinsel in ihrer Gewalt."

Man erzählt sich in London ein wunderbares Abenteuer, das Paganini zu bestehen gehabt haben soll. Der Vorsteher des Irrenhauses Bedlam, Dr. Halleday, bat nämlich, wie man sagt, den berühmten Musiker, die Wunder seiner Kunst zu versuchen, ob nicht vielleicht dadurch der Erbe einer der reichsten Familien Englands wieder zum Verstande gebracht werden könne. Da man ihm 200 Pfd. Sterl. versprach, so ließ sich der italienische Tonkünstler nicht lange bitten und begab sich mit seinem Instrumente in das Irrenhaus. Kaum hatte der junge Lord den Virtuosen bemerkt, den er für den Teufel hielt, als er über ihn herfiel, ihn mit Fußtritten und Faustschlägen tractirte und auf fürchterliche Weise in das Gesicht biß. Der arme Paganini mußte nun das Bett hüten, er war über und über mit Wunden bedeckt, und das Schlimmste war, daß er die 200 Pfd. Sterl. nicht bekam.

Von einem Schauspieler, der in komischen Rollen gastirte, ohne eine komische Ader zu haben, sagte ein Zuhörer ironisch: „Herr N. N. ist ein ausgezeichneter Komiker, Spaß bei Seite!"

Pope war bekanntlich mit einem Höcker versehen und sehr verwachsen. Eines Abends befand er sich in einem Caffèhause zu London. Hier las Jemand Zeitungen vor. Eine Stelle war den sämmtlichen Zuhörern, die an der Vorlesung Theil nahmen, ganz unverständlich. Pope bemühete sich umsonst, ihren Sinn zu erklären. Ein junger Offizier, der mit zugehört hatte, erbat sich die Erlaubniß, die Stelle selbst nachsehen zu können. „Das wird viel helfen!" sagte Pope spöttisch. Als der Offizier die Stelle eine Weile durchgelesen hatte, sagte er: „Sie ist ganz deutlich, nur muß hier ein Fragezeichen stehen." Und so war es in der That. Pope, den es verdrossen hatte, daß er nicht so scharfsinnig gewesen war, als dieser junge Offizier, fragte mit höhnischem Tone: „Was ist denn aber ein Fragezeichen?" Ruhig erwiederte der Offizier: „Ein kleines, buckeliges Ding, das oft unverschämte Fragen thut."

Als Peter der Große einst von Moskau nach Petersburg reiste, wurde er unweit Nowgorod von Räubern überfallen. Der Czaar hatte zwar nur 4 Bedienten bei sich, aber dennoch ging er muthig mit Degen und Pistolen auf sie los „Ich bin der Czaar!" rief er ihnen zu, „was wollt Ihr?" — „Wir sind arme Teufel und alle in der größten Noth, entgegneten die Wegelagerer, „und da Du unser Czaar bist, so kannst Du uns am leichtesten helfen." — „Ich habe kein Geld bei mir," versetzte der Kaiser. — „Und wenn Du Geld hättest," nahm ein Räuber wieder das Wort, „so würden wir doch keins von Dir nehmen, wir bitten Dich blos um eine Anweisung auf die Regierung zu Nowgorod auf so viel, als Du uns geben willst. Doch wirst Du die Gnade haben, die Summe stark genug einzurichten, um unser Elend zu mindern." — Der Czaar fragte, ob tausend Rubel genug wären, und da die Kerle damit zufrieden waren, so schrieb er eine Anweisung an den Gouverneur, die einer von der Bande in die Stadt trug, während die Andern den Czaar bewachten. Der Abgeschickte kam bald mit dem Gelde zurück, und nun zwangen die Räuber den Kaiser, nach der letzten Station zurückzufahren, und nahmen ihm sein Wort ab, sie auf keine Weise zu verfolgen oder ihnen nachstellen zu lassen. Dagegen versprachen sie ihm, ordentliche Menschen und ruhige Unterthanen zu werden. — Peter hielt Wort, ergriff aber um so strengere Maßregeln gegen das Raubgesindel, von dem damals alle großen Städte und Landstraßen wimmelten, und reinigte sein Land ziemlich bald ganz von demselben. —

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 5. Nordhausen, Januar. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅙ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der Welt ist nichts recht.

Was du thust, es ist nichts recht;
Lebst du still, der Welt entzogen,
Sagt die Welt: „Es ist nicht recht!“
Wirfst du dich in ihre Wogen,
Sagt die Welt: „Es ist nicht recht.“
Bist du sanft, und bist du beißig,
Beides ist der Welt nicht recht.
Bist du faul, und bist du fleißig,
Beides ist der Welt nicht recht
Trinkst du gern, so ist's nicht recht;
Trinkst du nicht, so ist's nicht recht.
Liebst du viel, so ist's nicht recht;
Hassest du, so ist's nicht recht.
Sprichst du wahr, so ist's nicht recht;
Lügest du, so ist's nicht recht.
Sparest du, so ist's nicht recht.
Brauchst du Geld, so ist's nicht recht.
Kurz, du magst dich auf der Erden,
Wie du immer willst, geberden,
Was du thust, sei's gut, sei's schlecht,
Alles ist der Welt nicht recht.

Jede Sache hat zwei Seiten.

„Pulvis et umbra sumus!“ so lautet die Devise des Döblinger Stadt-Wappens. Man lese ja nicht: „pulvis et ambra sumus!“ Mit der Ambra-Sammlung hat's in Döbling nicht viel zu sagen. So viel ist gewiß, daß wer in Döbling wohnt, in kurzer Zeit ein frommer Mensch wird. Denn die erste Pflicht eines Frommen ist, stets daran zu denken, daß der Mensch aus Staub kam, Staub ist und zum Staube zurückkehrt. Und man kann von Jedem, der Morgens von Döbling nach Wien und Abends zu-

rückgeht, sagen, daß er „aus Staub kömmt, Staub ißt und zum Staube zurückkehrt!" Der Weg nach Döbling ist der Weg zur Erbauung und wehmüthigsten Betrachtung. Wenn man die Döblingerinnen Abends mit ihrem Strickzeug spazieren gehen sieht, so erkennt man die weiblichen Blumen an den Staub-Fäden. Unstreitig wird Döbling durch seinen klassischen, echt antiken Staub noch der besuchteste Platz um Wien werden; denn wer viele Jahre hintereinander gewohnt ist, Sommers in Döbling zu wohnen, der kehrt zuletzt gar nicht mehr nach Wien zurück, sondern er bleibt gleich links vor der Linie als Mitbürger jener stillen Kolonie, die sich aus dem Staub in den Staub gemacht hat und welcher der Staub nichts mehr schadet, weil sie den Athem beständig an sich hält und jenen Staub nicht schluckt, den die humanen Quartiervermiether Döblings anstatt der nöthigen Möbel in ihren „möblirten Quartieren" ihren Parteien zur portofreien Verschluckung mit verschwenderischer Nächstenliebe überlassen, und für welchen Staub sie weder Chaussee-Geld, noch Stiegen-Geld, noch Verzehrungs-Steuer eintreiben

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

Seit Stuwer die Erfindung seiner „Wasserfeuerwerke" gemacht hat, in welchem das Feuer unter dem Wasser brennt, hat man in Döbling auch ein „Wasserstaubwerk" entdeckt, und indem obenauf gespritzt wird, steigen aus dieser sublimen Wasserdecke die schönsten Staub-Raketen, Staub-Räder, Staub-Schwärmer in die Höhe und bereiten das entzückende Schauspiel der Chaussee-Verfinsterung am hellsten Tage, so daß vor lauter Kunst-Staub das Natur-Wasser sich zurückzieht und verschwindet!

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

Staub vertritt auch in vielen Quartieren das Möbel, und die Worte: „Allhier ist ein möblirtes Quartier," heißt oft: „Allhier ist ein bestaubtes Quartier" und allerdings vertritt der Staub das Möbel, z. B. den Schreibkasten, denn man kann auf den Staub schreiben; oder auch die Vorhänge, denn es dringt durch diesen Staub kein Sonnenstrahl durch!

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

Ja, „das Land," mehr braucht man nicht! Da ist ein möblirtes Quartier, der Tisch hat drei Füße; „aber," so sagt' ich, „der Tisch hat ja nur drei Füße?" — „Ja, aber auf's Land nimmt man's nicht so genau!" — „Aber das Bett hat ja keine Einlegbretter?" — „Ach nein, aber auf's Land nimmt man's nicht so genau!" — „Aber in der Küche ist ja der Herd gar nicht zu gebrauchen?" — „Ach nein, aber auf's Land thut er's schon!" — „Aber hier sind ja weder Vorhänge, noch Läden, noch Jalousien?" — „Ach nein, aber auf's Land braucht man's nicht!" — „Aber hier ist ja auch kein Schloß an der Thür?" — „Ach nein, aber auf's Land ist's halt schon so!"

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

„Auf's Land" braucht der Tisch nur drei Füße, und der Mensch vier Füße; „auf's Land" braucht die Thüre kein Schloß, aber die Lunge, damit man sie gegen den Döblinger möblirten Staub zuschließe! Ich wohne in „Unter-Döbling, hinter dem großen Staube!" Wenn der geneigte Leser mir die Ehre seines Besuches schenken will, so sei er so gefällig, sich gleich, wie er aus Wien kommt, an den „großen Staub" zu halten, von da kömmt

er in den „dicken Staub,“ so halte er sich geradeaus und passire den „trockenen Staub,“ so lange bis er an den „nassen Staub“ kömmt, dann geh' er links, oder auch rechts, oder auch geradeaus in den „echten Döblinger gerebelten Staub,“ wenn er so eine Weile in dem „gerebelten Staub“ fortgewandelt ist, kömmt der „Döblinger Lokalstaub,“ welchen die Staub-Eingebornen mit den Staub-Eingewanderten auf gleiche Rationen verzehren, wenn die Staub-Eingewanderten erst an die Staub-Eingeborenen eine Gratifikation für die Verpflegung und Unterhaltung dieses Lokalstaubes entrichtet haben; dann kömmt der Leser bei dem „Nußwaldel“ in den „vereinigten Staub“ von Döbling, Heiligenstadt und Unter-Döbling, und dann links, wo von beiden Seiten mehrere einzelne „Privat-Stäube“ liegen, da findet er unter andern auch mich, da wo der Staub ein Ende hat! Der Leser kann nicht fehlen!

„Ach, auf's Land! auf's Land!“

Es war an einem schönen Morgen, als ich von Wien nach Unter-Döbling fuhr und meinen nassen Schwamm, den ich auf dieser Fahrt immer bei mir habe, mit nahm, und folgendes Vorgebet gen Himmel schickte: „Lieber Himmel, der Du mich erst gestern errettetest aus dem Döblinger Staub, bewahre mich bei meiner heutigen Fahrt vor einem dicken Herrn, der einschläft und auf meiner Schulter sich bettet! Bewahre mich ferner vor einem Hund, der auf meinen Hühneraugen ein Klavierstück à quatre mains spielt! Bewahre mich ferner vor einer Köchin, die zwei junge Gansel, einen Kugelhupf und vier Bund Kohlrabi mitnimmt und meinen Schoß für einen Speisekasten ansieht! Bewahre mich ferner vor einer zärtlichen Mutter mit drei Wickelkindern, die ihre Beinchen an meinem weißen Pantalon abzappeln.“ Ich stieg ein, und meiner Maxime getreu, Niemanden zuerst anzusprechen, setzte ich mein Schweigen vom gestrigen Stellwagen glücklich fort. Gegenüber saß ein Mann, der mehrere Büschel Moratrettig in der Hand hielt, von welchen er nach einander immer einen melancholisch aufzehrte. Neben mir saß ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, und da ich, wie gesagt, Niemanden anspreche, so sagte ich blos im Allgemeinen: „Guten Abend!“ Wenn ich in einem Gesellschaftswagen „guten Abend!“ sage, so weiß der Zuhörer selten, was ich gesagt habe, welche Sprache ich gesprochen habe und ob es überhaupt eine Sprache, ein Brummen, oder ein Summen oder ein Näseln war.

Ich sah meine Nachbarin von der Seite an, und — sah sie nicht wieder an. Ein garstiges Maal zog sich vom Ohr bis an das Kinn, und eine mit Seiden-Beschen beschattete Warze machte den Sockel zu diesem Maal! Ich raffte mich in mich hinein, befahl meine Seele dem Staub und war vollkommen gesellschaftsdicht. Die Stille im Wagen wurde nur zuweilen von dem eintönigen Rettig-Zermalmen des unermüdlichen Rettigs-Vertilgers unterbrochen, und nur zuweilen sagte meine Nachbarin: „Ach, der Staub!“ Ich freute mich ordentlich, daß auch der Rettig-Vertilger zu beschäftigt war, um etwas auf diese Staub-Apostrophe zu erwiedern. Nach einer Pause fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling? Da die Frage ohne Adresse auf die Post kam, so konnte auch der Held von Rettigfeld gemeint sein, und ich antwortete nicht; er war zu beschäftigt und noch einmal fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling, Herr von Saphir?“ Da ich nicht glauben konnte, daß der Mann mit den unversiegbaren Rettigen auch Saphir heiße, so mußte ich zu antworten mich ent-

schließen. „Ja, in Unter-Döbling!" brummte ich barsch rechts und sah links zum Wagen hinaus. — Pause, von nichts unterbrochen, als von dem Zähnknarren des Rettigswürgers. — „Wohnen Sie schon lange da?" fuhr die Unermüdliche fort, ich wurde fast unwillig und sagte kurz: „Na, so, so, nicht gar zu lange." — Pause, durchflochten vom Rettig-Knicker! — „Sie sind sehr einsilbig heute!" tönte es mir wieder zu. — „Heute und immer!" trotzte ich zurück. — Lange Pause, mit obligaten Magenseufzern des absolvirten Rettig-Ausrotters. — „Bleiben Sie des Nachts in der Stadt?" so fragte endlich meine neugierige und geschwätzige Nachbarin wieder. Ich wurde erboßt und sagte: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande." Da hielt der Wagen, ich sprang halb wüthend vom Wagen, sagte wieder ein verhallendes „Guten Abend!" und verschwand, ohne meine rasende Fragerin nur weiter angesehen zu haben. Aber ich sollte für diese Unartigkeit bestraft werden! Es gibt eine Nemesis! Sie wohnt im Stellwagen! Abends, um die Zeit, wo sich in Döbling der Staub legt und die Frauenzimmer aufstehen, Abends um die Zeit, wo die „süße Stunde saure Milch im Munde" hat, fuhr ich von Döbling zurück nach Wien.

Die Stunde schlug eben, der Lenker der Sonnenpferde hob eben das belebende Prinzip: Peitsche, um sie in Bewegung zu setzen, da sprang ich noch auf den hintern Sitz im Wagen, auf welchem ich ein wunderhübsches Profil erblickte. Im Nu saß ich und die Achse setzte sich in Bewegung. Die Arche war wieder nicht überladen, „Paar und Paar" waren sie eingezogen, auf jedem Sitz ein Männlein und ein Weiblein, und auf den Rücksitz ich und ein Fräulein, so schloß ich aus dem zarten, jugendlichen Profil und dem angehauchten Morgenroth auf der Lilienwange. Nun weiß der Leser zwar, daß ich den Grundsatz habe, nie Jemanden zuerst anzusprechen, und meine Grundsätze sind unerschütterlich! Aber ein Gesellschaftswagen erschüttert die festesten Grundsätze, kaum war er 100 Schritte gefahren, so war mein Grundsatz so von Grund aus erschüttert, daß er baufällig zusammenstürzte. Ich nahm mir vor, meine holde Nachbarin, welche jenseits des Fensters zum Wagen hinaus sah, anzusprechen. Sie hatte auf meinen „guten Abend!" kaum geantwortet und sich gleich abseits gerückt. Ein schlimmes Zeichen? Wer weiß! Manche rückt fort, damit man nachrücke. Ich rückte nach.

Die Holde blieb unbeweglich und legte ein Bündelchen, welches sie in der Hand hatte, neben sich, gleichsam als Naturgrenze unserer beiden Sitzreiche.

Ich war boshaftig genug, das Bündel unvermerkt herunter zu stupfen. Es fiel ihr zu Füßen, ich ihm nach, hob den Gefallenen auf, sie dankte mir kaum, ohne mich anzusehen. Ich beschloß also, die Schleusen meiner Beredsamkeit aufzuziehen und ihr Schweigen auf ihr fortzuschwemmen. „Wohnen Sie auch in Döbling?" — Keine Antwort. „Der erste Pfeil sprang ab!" sagt Diana. — „Wohnen Sie auch in Döbling, mein Fräulein?" wiederholte ich, und ohne nur das holde Häuptchen oder ein Aeuglein zu mir zu wenden, antwortete sie kurz: „O ja, in Unter-Döbling!" — Pause. Ich bedurfte neuer Steinkohlen, um das Gespräch zu heizen, und fuhr mit drei Grad Reaumur Wärme fort: „Wohnen Sie schon lange da?" — „Na so, so, nicht gar zu lange!" war die Antwort, und ich war nicht um ein Haar breiter in meiner Liebesbewerbung. Allein, ich faßte Muth, mich verdroß es gewaltig, auf meine Suade so wenig Gewicht legen zu sehen, und ich

sagte etwas ironisch: „Sie sind sehr einsilbig heute!" — „Heute und immer!" war die Antwort. Noch fiel es mir nicht auf, daß ich fast dieselben Antworten bekam, die ich heute Früh ausgab, denn es waren so ziemlich Gemeinplätze, aber wie vom Schicksal angespornt, trieb es mich an, sie zu fragen: „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?" und ein Kichern kaum unterdrückend erwiederte sie: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande!" Das kann kein Zufall sein! Da steckt eine abgekartete Bosheit dahinter! Der Wagen war indessen auf der Freiung angelangt, ich stieg aus und beschloß, um jeden Preis mir Aufklärung zu verschaffen. Aber sie ward mir gegeben, und zwar auf eine eben so seltsame als überraschende Weise. Ich bezahlte nämlich den Kutscher und als ich mich umsah, stand meine Nachbarin mit dem Feuermaal an meiner Seite. Ich stand verblüfft und sah mich nach meiner holden Nachbarin um, da wendete sich das Mädchen um und — siehe da! — von der andern Seite war es das liebenswürdigste, schönste, anmuthigste Wesen!

Sie sah mir mit klarem, freundlichem Blick in die Augen und sprach: „Ein Saphir sollte auch gegen ein häßliches Frauenzimmer artig sein, sind wir doch auch recht artig mit ihm! Gute Nacht!" Damit machte sie einen schelmischen Knicks und verschwand. Ich stand da, wie ein dummer Junge. Wenn der Leser dazumal vorbeigegangen wäre, hätte er sich davon überzeugen können.

Die Moral dieser Geschichte ist: daß nicht nur jede Sache, sondern auch jedes Gesicht zwei Seiten hat, und daß man auch mit unschönen Frauenzimmern artig sein soll! Ich aber habe meine Lektion verdient, und bestrafe mich selbst dadurch, das ich sie Dir, lieber Leser, ganz naiv mittheile.

Saphir.

Bajazzo.

Die Republik in den Carossen des Königs. Unter diesem Titel ist in Paris eine Broschüre erschienen, die einen ehemaligen Stallmeister Louis Philipp's zum Verfasser hat. Ihren Angaben zufolge soll die Verschleuderung des königlichen Hofhaltes eine wahrhaft maßlose gewesen sein. Der Verlust der königlichen Beamten und Diener wird allein auf eine halbe Million angegeben. 23,000 Gläser, 45,000 porzellanene Geschirre sollen zertrümmert worden sein. Von Ledru-Rollin heißt es, daß er sich 6 königliche Equipagen mit 22 Pferden angeeignet habe. Die übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung sollen diesem Beispiele, mit Ausnahme des einzigen Lamartine, gefolgt sein. Vom 4. bis 28. Mai trank die provisorische Regierung, diesem Berichte nach, 1236 Flaschen Wein aus dem königlichen Keller. Außerdem wurden an Marrast 1310 Flaschen und an Garnier-Pagès 1360 Flaschen verabfolgt.

Die Kieselsuppe. Beim Einmarsch in Hessen hatte sich ein junger Officier vorsichtigerweise mit einigen Bouillontafeln versehen. Er kam eines Tages mit einigen Kameraden auf dem Dorfe in ein Quartier, wo ihm die Hausbewohner mit der traurigsten Miene versicherten, ihre Vorräthe seien ganz aufgezehrt, sie hätten weder für ihre Gäste, noch für sich selbst einen

Bissen zu essen. Thut nichts! tröstet der joviale Officier, so koch' ich Euch eine Steinsuppe. — Er läßt Wasser an's Feuer setzen und sucht vor dem Hause im Bache einen schönen glatten Kieselstein, den er reinlich abwaschen und in das siedende Wasser werfen läßt. Er selbst rührt fleißig um und läßt unbemerkt eine Bouillontafel in den Topf fallen. Die Suppe wird über Commisbrodschnitte gegossen und zum größten Erstaunen von den Soldaten wie von der Bauernfamilie trefflich gefunden. Die Hausfrau hatte nach dem Abmarsch ihrer Gäste nichts eiliger zu thun, als den Versuch zu wiederholen: aber die Kieselsuppe will nicht wieder gerathen. Der Kieselstein hatte seine Kraft verloren.

Originelle Subscriptions-Anzeige. Im Halleschen Wochenblatte befindet sich folgendes Publicandum: „Es will Winter werden und da brauche ich einen Winterrock, denn mein Sommerrock hat manchen Sturm erlebt, redlich treu und ehrlich, gedient und muß daher mit Pension unter die Invaliden versetzt werden. Um nun einen Winterrock zu bekommen, brauche ich Geld, denn der Tuchhändler und der Schneider wollen, was ihnen nicht zu verdenken ist, bezahlt sein, Gold und Silber aber habe ich nicht, wo soll ich Geld hernehmen. Ich könnte mir es 1) schenken lassen; dadurch würde ich mir aber Verpflichtungen auf den Hals laden und von unnöthigen Verpflichtungen bin ich kein Freund; 2) ich könnte es borgen, aber Borgen macht Sorgen und mit Sorgen habe ich nicht gern etwas zu schaffen; 3) ich könnte es stehlen, aber das Stehlen bringt um die zeitliche und ewige Ruhe, und Ruhe im Herzen, im Kopfe, im Hause, — denn in dieser Hinsicht bin ich ein guter Bürger, wenn ich gleich das Bürgerrecht nicht habe, — also Ruhe geht mir über Alles; 4) ich könnte endlich, wozu mir oft schon gerathen worden ist, reich heirathen, allein — ich will es mit den schönen Frauen und lieblichen nicht verderben, drum mag sich Jeder bei dem „allein" mit dem Gedankenstriche denken, was er will. Also das alte Lied, wo Geld hernehmen? — Nun, ich denke, Halle ist groß und Deutschland ist nicht klein, da habe ich denn die Absicht, eine Geschichte der Halleschen Wohlthätigkeit, verbunden mit einer Aufzählung der merkwürdigsten die Stadt betreffenden Ereignisse von 1825—1850 herauszugeben 2c. Und somit empfehle ich mich dem lieben Gott und allen Hallensern zur hochgeneigten Erinnerung. G. M. S. Fischer.

In **** sollte ein Verbrecher gehenkt werden; es fehlte aber an einem Henker.

Ein Maurer verstand sich endlich dazu, Henkers Stelle zu vertreten und erhielt eine ansehnliche Belohnung.

Dies gefiel ihm und er ließ daher bald darauf an den Straßenecken eine Nachricht anschlagen, folgenden Inhalts:

Ich Endesunterschriebener habe neulich den Dieb N. N., wie jedermännlich bekannt sein wird, für zwei Louisd'or mit vieler Geschicklichkeit gehenkt.

Ich habe indessen bei den jetzigen geldarmen Zeiten den Preis heruntergesetzt und bin bereit, einzelne Personen für Einen Louisd'or, Gesellschaften von 3 und 4 Personen aber für zehn Thaler zu henken, wozu ich ein geehrtes Publikum hiermit ergebenst einlade."

N. N.

Ein Abenteuer Louis Napoleon's. Wie sein großer Onkel einst die Gewohnheit hatte, mit Einbruch der Nacht allein in den Straßen von Paris umherzugehen, so will sich auch Louis Napoleon durch einen Anstrich von Originalität populär machen; er geht zuweilen allein aus, und als er eines Abends in den Straßen den Weg verloren, nöthigte ihn der Regen, der in Strömen herabfiel, bei einem braven Arbeiter einzutreten. Derselbe entschloß sich, nach dem Regen den Präsidenten nach den Tuilerien zu bringen, auf welchem Wege sich der Präsident auf das eifrigste mit dem Arbeiter unterhielt und die Antworten desselben recht schlagend fand. Als sie am Ziele waren, wollte der Präsident den Namen des Begleiters wissen, der sich aber entfernte mit den bedeutungsvollen Worten: „Das ist nicht nöthig; es genügt mir, dem Präsidenten von Frankreich den rechten Weg gezeigt zu haben."

Ein Italiener zog mit mehrern Thieren von Stadt zu Stadt, und ließ sie für Geld sehen. Unter solchen befand sich auch ein Zebra. In Bologna wollten Personen, die etwas mehr Kenntniß von der Naturgeschichte besaßen, als der große Haufen, bei dem Zebra einen Betrug vermuthen, und behaupteten, es sei ein in ein Zebrafell künstlich genähter Esel.

Der Besitzer der Menagerie befürchtete von dieser Behauptung Nachtheil in seiner Einnahme; er wandte sich also an einen dortigen Professor, und erhielt von diesem für Geld und gute Worte ein schriftliches Zeugniß, daß das von ihm vorgezeigt werdende Thier wirklich ein Zebra sei.

Dies Zeugniß hatte aber die Folge, daß die Sache nun genau untersucht wurde, wo sich dann der Betrug unumstößlich ergab.

Einige Tage nach dieser Entdeckung kam ein Karikaturkupferstich in Umlauf, auf welchem das Pseudo-Zebra und der Professor abgebildet waren, und darunter standen diese Zeilen:

Der Schein betrügt, dies Jedermann
An Beiden hier gewahren kann;
Drum traue man dem Scheine nicht,
Er täuscht. — Mit großer Zuversicht
Allhier der Herr Professor zwar:
„Dies sei ein echter Zebra!" spricht.
Das ist ein Esel offenbar.

Als jüngst in Oestreich bei den Truppenausbebungen auch ein Jude mit zum Militairdienst gekommen, entspann sich zwischen dem Hebräer und dem Unterofficier folgendes Gespräch:

Unterofficier: Isaak! lade er sein Gewehr.

Isaak: Herr Unterofficier, lassen wir's doch sein.

Unteroff. Er soll aber schießen.

Isaak. Für was schießen? Ist doch kein Feind da!

Unteroff. Er schießt in die Luft.

Isaak Für was soll ich schießen ein Loch in die Natur? Hat sie mir doch nichts gethan.

Ein Ehemann, der im Rufe stand, als habe er seiner Frau das Hausregiment überlassen und sich mit der Rolle des ersten Unterthans begnügt, suchte gerade diese Beschuldigung einem Freunde als nichtig darzu-

stellen, während die Kinder im Nebenzimmer einen Höllenlärm schlugen. Da sie auf die mehrmalige Erinnerung des Vaters nur immer ungezogener wurden, statt zu gehorchen, rief endlich der erboste Vater: „Ihr Rangen, wär' ich nur die Mutter, ich wollte euch schon züchtigen."

„Sie haben ja einen Hausarzt," sagte einst Ludwig XIV. zu Molière; „wie sind Sie mit ihm zufrieden?" — „Sire," antwortete dieser, „wir plaudern zusammen, er verschreibt mir Arzneien, ich nehme sie nicht ein — und werde wieder gesund."

Spitzbubenzeitung.

Der unbefugte Escamoteur. Ein Meister natürlicher Zauberkünste in einer Bude zu Courtray bemerkte, daß einer der Zuschauer seinem Nachbar sehr geschickt das seidene Schnupftuch aus der Tasche zog und ganz sachte nach einer andern Stelle hinschlich. „Dürft' ich mir Ihr Schnupftuch zu einem Experiment ausbitten?" wandte er sich an den Bestohlenen. Dieser griff in die Tasche, rief: „Es ist gestohlen!" und blickte argwöhnisch auf seine Nachbarn umher. „Gestohlen?" wiederholte der Zauberer. „Gut; das Experiment wird um so schöner." In einen feierlichen Ton übergehend, fragte er: „Von welcher Farbe ist Dein Tüchlein?" — „Roth und gelb." — „Wohlan, sei guten Muths, Du sollst Dein Tüchlein wiederhaben." So sprechend schritt er in den Kreis der Zuschauer, machte einige Mal die Runde, ließ seinen Zauberstab zwischen den Fingern spielen, richtete ihn endlich gegen den Dieb und rief: „In Deiner Tasche ist das Schnupftuch; gieb's her!" Der Dieb spielte den Erstaunten und befolgte den Befehl des Zauberers. Dieser fand es seinem Interesse gemäß, die Polizei zu benachrichtigen. Der unbefugte Escamoteur wurde ergriffen. Das schaulustige Publikum auf dem großen Platz erfuhr, daß der Magiker Diebe ausfindig zu machen verstehe, und strömte in solcher Menge in die Bude, daß der Künstler Ursache hatte, mit seinem Extrastückchen zufrieden zu sein.

Er kauft nie etwas. In Paris ward ein Dieb auf der That ertappt. Als man in seiner Wohnung nachsuchte, fand man ein sehr anständiges Mobiliar, mehrere tausend Francs und zuletzt auch noch ansehnliche Vorräthe von Zucker, Kaffee, Schinken und andern derartigen Leckereien und Victualien. Als man ihn fragte, ob er das Alles auch gestohlen, antwortete er: „Herr Commissair, ich kaufe nie etwas."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 6. Nordhausen, Februar. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der Pater und der junge Ehemann.

Schon hatte Bräutigam und Braut
Der Pater Kurt vor dem Altar getraut,
Der Segen, der zu Wohl und Wehe
Im gleichen Joch der heil'gen Ehe
Die Wagelustigen mit seinem Zauber bannt,
War jetzt zu End', als nun unheimlich fremde, neue
Empfindung schnell, als wär's Gefühl der Reue,
Den jungen Ehmann übermannt.
— Hatt' ihn das Wort bestürzt: „Bis zu des Tods Erblassen
Sollt ihr in Lieb' und Leid euch nimmermehr verlassen?"
— Er schleicht dem Pater nach, und an dem Kirchenthor
Raunt er ihm fast bedutzt in's Ohr:
„Herr Pater, auf ein Wort! — Was Ihr soeben jetzt gebunden,
— Ihr wißt, ungleich sind Tag' und Stunden,
Und mächtig die Versuchungen des Bösen —
Könnt auf derselben Stelle hier
Auch das Geknüpfte wieder Ihr,
Sollt' einst der Satan je mich plagen — sagt doch — lösen?"
Der Pater schnitt ein falsch Gesicht,
Zupft ihn am Ohr und spricht:
Hier wahrlich kann es nicht geschehen!
Doch wollt Ihr nur, Herr Schalk, nach jenem Ende sehen,
Dort, kommt Euch je der Einfall ein,
Wird Euch der Glockenstrang am raschesten befrei'n.

Die Reise nach Leipzig.

Ein junger Mensch, von dem die Menge behaupten wollte, daß er ein Thunichtgut und Narr sei, hatte, nachdem er schon 6 — 8 verschiedene Geschäfte zu lernen angefangen, bei keinem aber länger als ¼ Jahr aushielt, sich auch dem Kaufmannsstande versuchsweise gewidmet, und glaubte, nachdem er wenige Monate einer sogenannten Lehrzeit in einem kleinen Geschäfte überstanden hatte, hinlänglich mit aller Weisheit und Geschäftskennt-

niß versehen zu sein, um in einer der ersten Handelsstädte Deutschlands als Buchhalter oder Prokuraträger seine 1000 Thaler Gehalt jährlich einstreichen zu können. Leipzig sollte so glücklich sein, ihn zu besitzen, und somit bestieg er den Postwagen seiner lieben Vaterstadt, versehen mit ungefähr 20 Thaler Reisegeld, und langte nach einer durchrumpelten Nacht und einem dito Vormittage wohlbehalten in Leipzig an. Es war Messe, und wogende Massen von Käufern und Verkäufern, Christen, Juden und Griechen, Arm und Reich, durchströmten die Straßen. Unser Held gefiel sich außerordentlich in diesem bunten, wirren Treiben, und erst ziemlich spät am Tage fiel es ihm ein, bei den ihm empfohlenen Handlungshäusern seine Aufwartung zu machen. Er tritt in das Hôtel de B*** ein, fordert ein Zimmer und sofort Waschwasser; das Benehmen des jungen Mannes imponirt dem Kellner, und er führt ihn in eins der schönsten Zimmer der Bel-Etage. In Zeit von 10 Minuten ist die Toilette gemacht, und er fragt den Kellner, was er für die Benutzung des Zimmers schulde. „Einen Thaler pr. Courant,“ erwiederte Jener. Innerlich ergrimmt, wirft er den Thaler hin und geht. Er kommt zu dem ersten ihm empfohlenen Kaufmann und bringt sein Anliegen vor; man bedauert, keinen Gebrauch davon machen zu können, und er geht ein Haus weiter; hier dieselbe Antwort; im dritten Hause hat man keine Zeit, er solle nach der Messe wiederkommen, heißt es; und derartige Antworten muß er allenthalben anhören. Toll darüber, daß er aller Orten abgewiesen wird, rennt er durch die Budenreihen, und stößt unversehens an einen frei zur Schau ausgehängten Glaskronleuchter; derselbe stürzt zur Erde und zersplittert in tausend Scherben. Man hält den Unglücksvogel, den das Pech heute zu verfolgen scheint, fest, und er muß abermals sein Beutlein ziehen, um Geld für etwas zu bezahlen, das keinen reellen Nutzen für ihn hat. Verdrießlich sieht er, daß für ihn hier jetzt nichts zu machen ist, und beschließt deshalb, den Rest seines Geldes, der aus noch wenig Thalern besteht, zur Heimreise zu verwenden. Er geht auf die Post, lös't sich ein Billet, und erfährt zu seinem größten Vergnügen, daß noch an dem Abend dieses unheilvollen Tages ein Wagen nach seiner geliebten Vaterstadt . . . . zurück geht. Da er den ganzen Tag nichts gegessen hatte, so kauft er sich im ersten besten Fleischerladen ein gehöriges Stück Wurst, welches er heißhungrig im Auf- und Abgehen verzehrt. Die Zeit rückt heran, er steigt ein, und bald darauf bläs't des Schwagers Horn zur Abfahrt; mit seinem Menschenhaß wickelt er sich in seinen Mantel, läßt die Ereignisse des ganzen Tags noch einmal vor seinem innern Gesicht vorüberziehen, und — schläft ein. Es mochte um die Zeit des Kaffeetrinkens sein, als er die Augen trübe aufschlägt, und einen neben sich sitzenden Reisenden mit der Frage anredet: — — „Na, das ist ja wohl endlich Weimar, nun haben wir bis . . . noch vier Stunden!“ — „Sie irren, mein Herr,“ antwortete sein Nachbar, „Die Stadt, in die wir so eben einfahren, ist nicht Weimar, sondern Wittenberg.“ — „W a a a a s !!?“ fragt das immer länger werdende Gesicht unseres Helden, „ist dies denn nicht der Leipzig-Frankfurter Wagen?“ — „Nein,“ antworten ihm mehrere Stimmen lachend, „dieser Wagen fährt nach Berlin!“ Es blieb dem armen Teufel mit dem schmalen Beutelchen nichts anderes übrig, als zu Fuß wieder heim zu wandern, und aus Aerger über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen — ein anderes Geschäft zu ergreifen.

Monolog

eines Ehemannes beim Anblick seines schwarzen Fracks, den er voriges Jahr zu Weihnachten von seiner Frau erhalten.

Hier hängst du, abgestutzte Fliegenklatsche, weder für die Wärme noch die Kälte dienend, in deiner Halbheit wieder das getreueste Sinnbild der Gegenwart, die da angefangen, weder warm noch kalt zu sein. — Du lächerlicher Schwalbenschwanz, der du dem ersten Zweck der Kleidererfindung im Paradiese schnurstracks widersprichst. Die leidige Mode ist es, wodurch der deutsche Nationalgeist eigentlich zu Grabe gegangen. Ein Feind aller Halbheit habe ich nie den Frack leiden können, und obwohl er bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, wie Gevatterstehen, Trauung, Abendmahl, und bei Vorstellung bei hohen Gönnern, um sich zu empfehlen, stereotypes Kleid geworden ist, so habe ich mir doch keinen angeschafft. Die paar Mal, wo ich Gevatter stand und bei meiner Trauung machte ich eine Ausnahme von der Regel, mich bei Gönnern vorzustellen, war nie meine Sache, und so habe ich auch nie das Bedürfniß darnach gefühlt. Wie wunderte ich mich daher, als mir meine Frau einen — Frack bescheerte! Sie sah, daß ich stutzte, daß ich erstaunt war und meinte: es sei doch nun einmal ein nothwendiges Kleidungsstück, man müsse doch den Anstand, das Dehors beobachten, wenn ich wieder einmal Gevatter stände — oder wenn ich mich noch einmal trauen lasse, dachte ich, — oder zum heiligen Abendmahl oder in die Kirche ginge, und dergleichen mehr. Gut, sprach ich, und hing den Frack auf die Seite. Meine Freude war eben nicht groß.

Das Jahr ist vergangen und ich richte nun die Frage an dich, schwarzes Gespenst ohne Vordertheil, bei welchen Gelegenheiten hast du mir diese Zeit über gedient? Laß hören, stehe Rede und Antwort!

Halt, da fällt mir eben noch zu rechter Zeit ein: Du hast mich ja 6 Mal zum Kränzchen geführt, wo dich jedes Mal meine Frau getragen brachte!

Was ist also die Moral von der Geschichte? Daß meine Frau den Frack nicht mir, sondern sich selbst bescheert hat!!!

Hartmanniana.

Während H. in Jena studirte, ging er eines Tages mit mehrern Andern nach Weimar, woselbst gerade am Hofe ein glänzendes Fest gefeiert wurde. Die hohen Herrschaften waren im Park beisammen und H., der sich vor den übrigen Studenten durch Schönheit, saubre Kleider und eine noble Haltung auszeichnete, zog die Aufmerksamkeit der Großherzogin Amalie besonders auf sich. Mit einem Male tritt ein Kammerdiener zu ihm. „Ihre königliche Hoheit," redet er ihn an, „lassen Sie durch mich fragen, ob Sie von Familie sind." — „Allerdings," antwortete H. kurz. „Und Ihr Name?" „Ich heiße Hartmann." — „Und woher?" — „Aus Gotha." — Kaum hatte der Kammerdiener die erhaltene Auskunft der Fürstin überbracht

als sie H. zu sich winkte, nach einigen verbindlichen Redensarten sagte sie: „Aber mir ist keine adlige Familie Ihres Namens in Gotha bekannt." — „Von Adel bin ich auch nicht," versetzte H., „aber allerdings von Familie, wie Ihre königliche Hoheit mich haben fragen lassen, denn wir sind zu Hause unser funfzehn Geschwister, und die sind Familie genug."

Hs. Magd zeichnete sich außer ihrer großen Dummheit noch dadurch besonders aus, daß sie gern Branntwein trank. Einst war sie in Hs. Zimmer mit Aufräumen beschäftigt und hatte eben ein Pulverhorn, das sie für ein Schnapsglas hielt, an den Mund gesetzt, als dieser in die Stube trat. Schnell setzte sie das Pulverhorn ab, schluckte aber das Pulver, wovon sie den Mund voll hatte, hinunter. „Um Gotteswillen, Hanne," rief er ihr zu, „was hast du gemacht! Nun mußt du losgehen!" Vor Schreck ließ die Magd das Pulverhorn fallen und lief jammernd davon. Mehrere Tage vergingen und ihre Angst wurde immer größer, da H. nicht aufhörte ihr ein schreckliches Ende zu prophezeihen. Eines Tages hatte er eine Pulverkerze unter das Bett in ihre Schlafkammer gelegt, einen Pulverfaden unter der Thürschwelle hinweg damit verbunden und in die Thüre ein Loch gebohrt. Als die Magd Abends schlafen ging, hatte er sich an die Thüre geschlichen, um durch das Loch Alles genau zu beobachten. So wie sie das Licht auslöschte und eben in das Bett steigen wollte, zündete H. den Faden an. Als sie nun die Pulverkerze brennen sah, schrie sie, eingedenk der Prophezeihung, wiederholt: „Ach Herr Jesus, jetzt bin ich losgegangen!"

Während des siebenjährigen Kriegs waren im Gasthof zur silbernen Schelle in G. französische Offiziere einquartirt. Die beiden Brüder Hartmann saßen mitten unter ihnen und würfelten um die Wette mit den galanten Kriegern, die ihre große Freude an den muntern aufgeweckten Knaben zu haben schienen. Das Glück war ihnen günstig, und in kurzer Zeit hatten sie gegen 100 Thlr. gewonnen. „Unser Vater schlägt uns todt, wenn er das Geld sieht und erfährt, wie wir dazu gekommen sind," sagte der Aeltere, als sie mit ihrer Beute beladen nach Hause gingen. „Das soll er wohl bleiben lassen," antwortete der Jüngere, „wir wollen es schon seinen Augen entziehen." Beide begaben sich sogleich auf das Feld und vergruben das Geld an einem sichern Ort, den sie mit Steinen bezeichneten. Während der Aeltere darüber nachdachte, was er später mit dem Gelde Alles anfangen wollte, hatte der Jüngere sich alle Tage heimlich hinausgeschlichen und nach und nach die Grube rein ausgeleert. Eines Morgens kommt der Aeltere, der sich auch einige Thaler holen wollte, bestürzt und außer Athem in die Stube mit den Worten: „Anton, unser Geld ist weg!" „Hab' ich mir's doch gleich gedacht, Fritz!" versetzte jener ruhig. „Das Geld hat sich tief in die Erde gesenkt und es ist ein Schatz daraus geworden, den wir nie werden heben können, wenn du nicht die Wünschelruthe schaffst."

H. befand sich mit dem Gothaischen Gesandten von O. in Mömpelgard und beging in seiner lustigen Weinlaune den tollen Streich, die an den Straßenecken der Stadt angeschlagenen Patente mit einer Peitsche herunterzuschlagen. Ob dieses Frevels stellten ihm die Behörden nach und um nicht eingesperrt zu werden, sah sich H., mit Zurücklassung aller seiner Effekten, genöthigt noch an demselben Tage die Flucht zu ergreifen. Er floh in eine andere französische Stadt, quartierte sich daselbst in dem besten Gasthofe ein, zehrte auf Rechnung und hatte das Glück, der schönen Tochter seines Wirthes zu

gefallen. Nicht so gefiel er dem Wirthe selbst, der alle seine Schritte und Tritte bewachen ließ, damit der böse Schuldner nicht am Ende mit der großen Zeche durchgehe, deren Bezahlung er auf keine Weise erhalten konnte, da H. keinen Heller Geld hatte. Nichts desto weniger war er lustig und guter Dinge, beschwichtigte den Mund des Wirths durch witzige Einfälle, dachte aber dabei mit allem Ernst daran, wie er sich am besten aus der Affaire ziehen könne. Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Die jungen Leute des Städtchens hatten eine Schlittenfahrt veranstaltet und H. hatte von seinem Wirthe die Erlaubniß erhalten, seine schöne Tochter fahren zu dürfen. Die Fahrt ging durch die Straßen des Städtchens und der Wirth hatte eine Freude an dem schönen Paare und nichts weniger als Argwohn. H. aber dachte auf Flucht und sowie er eine günstige Gelegenheit dazu ersah, warf er die Zügel seiner Dame um den Hals, sprang von den Kufen des Schlittens, der ruhig nach dem Wirthshause zurückfuhr, und lief zu Fuße fort. Nach einigen Tagen kam er ganz abgemattet und zerrissen in G. an und erfüllte von hier aus seine Verbindlichkeiten.

Die Kunst, sich aus Geldverlegenheit auf eine geschickte Weise zu ziehen, verstand H. meisterhaft. Einst war er zum Frohnleichnamsfest nach Erfurt geritten und im Schlehndorn abgestiegen, ohne zu wissen, wovon er zehren sollte. Ehe er sich an die table d'hôte setzte, accordirte er mit den Musikanten, nahm nach dem Essen einen Teller und legte einen Thaler, den einzigen den er hatte, auf. Die Andern mußten nothgedrungen seinem Beispiel folgen, und bald war so viel Geld zusammen, daß H. die Musik bezahlen und von dem so gemachten Ueberschuß noch recht gut leben konnte.

Bajazzo.

Das Teufelsschloß. In der Gegend von Angoulême in Frankreich stehen die Ruinen einer alten Burg, die weit und breit unter dem Namen das Teufelsschloß bekannt sind. Wann der Bau dieses Schlosses angefangen wurde, weiß Niemand zu sagen, er wurde aber niemals zu Ende gebracht. Die Sage geht, der Teufel habe mit aller Gewalt nicht leiden wollen, daß er vollendet werde, da er dort in mondhellen Nächten zu verweilen pflegte, und nicht durch den Lärm der Burgbewohner gestört sein wollte. Als daher in altersgrauer Zeit der Bau der Burg mehr und mehr seiner Vollendung nahte, zerstörte der Fürst der Hölle in jeder Nacht wieder, was am Tage die Arbeiter geschafft hatten. So blieb er endlich unumschränkter Herr der Ruinen, da Niemand im ganzen französischen Lande reich und mächtig genug war, mit dem Teufel um ihren Besitz zu kämpfen. —

In einer schönen Winternacht des Jahres 1840 sahen die Bewohner des nächsten Dorfes die Ruinen in hellem Glanze strahlen. Der Teufel in eigener Person schien wieder auf seinem Lieblingssitze zu hausen; oder wollte er etwa sehen, ob sich der neue, freigeistige und seine Macht leugnende Käufer jener Mauern unterfangen hatte, dort zu bauen? — Man fand das Ding sonderbar, selbst etwas unheimlich; indessen fanden sich un-

thige Bauern, die mit Sensen, Heugabeln und Knitteln bewaffnet, eine Begegnung mit dem Fürsten der Finsterniß nicht scheuen mochten.

Der Haufe setzte sich in Bewegung, der Muthigste geht voran, je nach den Grade ihrer Tapferkeit folgen die Andern; sie ersteigen die Ruinen, und finden in einem großen, noch am besten erhaltenen Gemache acht dunkelrothe Kerzen brennen; daneben sitzt ein Wesen, das ihnen an diesem Orte und zu dieser Stunde wohl als eine übernatürliche Erscheinung gelten konnte.

Dieses Wesen zeichnet mit einem langen weißen Stabe seltsame Figuren und Kreise in den Sand. Als es die eindringenden Bauern gewahrt, ruft es ihnen gebieterisch zu:

„Bleibt zurück! Ihr stört den Zauber!" —

Das hebt den Muth der Bauern, denn die Stimme ist eines Menschen Stimme; sie fallen über den Unbekannten her und bringen ihn in's Dorf in sichern Gewahrsam. —

Am andern Morgen stellte es sich heraus, daß der Mann Favreau heiße, seines Gewerbes ein Tischler sei, und daß die nächtliche Ueberraschung ihn an der Erfüllung eines Gelübdes verhindert habe. In seiner Tasche fand man ein Fläschchen mit Weihwasser, und zwei Rezepte, welche dem Fortschritt der Aufklärung in unserm Jahrhundert alle Ehre machen.

Das erste hieß: „Rezept, um die Hunde am Bellen zu verhindern. — Um einem Hunde zu wehren, daß er belle oder beiße, selbst wenn er wüthend ist, braucht man nur drei Mal zu sagen: Es bricht das Herz, es hängt der Schwanz, Sanct Peters Schlüssel schließ dir bis morgen den Rachen."

Das zweite war ein Rezept, das Feuer zu löschen: „Anania, anania, Emisael libera nos, domine. Wirf gehacktes nasses Stroh, wie es geschrieben steht, in die Flamme und sprich: Wasser und wüthiges Feuer, ich beschwöre dich bei dem großen und lebendigen Gotte, verliere deine Farbe, wie Judas sie verlor, da er unsern Heiland verrieth; laß ab zu brennen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Dies wiederhole drei Mal, stampfe dabei ein Mal mit dem Fuße und schlage ein Mal mit der Faust in die Luft." —

Favreau hatte übrigens schon seit längerer Zeit in Angoulême abergläubische Possen getrieben; man fand ihn oft an abgelegenen Orten mit seltsamen Geberden betend und schreiend. — Er wurde gleich am folgenden Tage nach seiner Excursion auf das Teufelsschloß in Freiheit gesetzt.

Schnell resolvirt. Bei der großen Feuersbrunst, die in Francisco auf Californien wüthete, brannte auch ein großes Restaurationslocal ab. Während dasselbe noch brannte, konnte man beim Lichte der Flammen ein Placat vom Besitzer dieser Restauration lesen, worauf stand: „Geschäft verlegt nach der Montgomery-Straße; table d'hôte täglich 2 Uhr, Speisen à la carte zu allen Stunden, wie in dem gegenwärtig brennenden Hotel.

Ein etwas zerstreuter junger Mann stellte seinen Bruder, den er von den Seinigen am längsten nicht gesehen hatte, mit den Worten vor: „Das ist mein längster Bruder, den ich nicht gesehen habe.

„Ich habe Euch, meine Geliebten!" fing einst ein Prediger auf dem Lande seine Rede an, — „ich habe Euch heute von drei Dingen

zu unterhalten: das Erste wisset Ihr und ich nicht; das Zweite weiß ich und Ihr nicht, und das Dritte wissen wir alle mit einander nicht. Das Erste, so Ihr wisset und ich nicht, das ist, wenn Ihr zwischen dem Gottesdienst in die Wirthshäuser laufet. Das Zweite, so ich weiß und Ihr nicht, ist, wer mir von Euch den Zehnten schuldig ist, und das Dritte was weder ich weiß, noch Ihr wisset, und wir alle nicht verstehen, ist das heutige Evangelium." —

Bei einem Volksauflauf wurde ein sehr wohlbeleibter Polizeicommissarius, welcher Ruhe und Ordnung wieder herstellen wollte, mit den Worten zurückgedrängt: Wer sind Sie, daß Sie hier Ruhe gebieten wollen? „Ich bin der Viertel-Commissarius!" war seine Antwort, worauf ihm eine Stimme entgegnete: „Jott, wenn Sie ein Viertel-Cummzarius sind, da möcht' ick wol eenen ganzen sehen!"

Gleiches mit Gleichem. Ein in Königswalde ansässiger Landmann wurde in dem jenseitigen, eine Meile entfernten Städtchen, wohin er sich, wie schon mehr als hundertmal, ohne Paß begeben hatte, angehalten und trotz allen Protestes per Schub nach Königswalde transportirt. Der Schulze dieses letztern Ortes bog den österreichischen Behörden ein Paroli, indem er den ersten Transporteur, der sich ebenfalls durch keinen Paß legitimiren konnte, auf gleiche Weise nach Braunau zurückschubben ließ, indem er seinem Transporteur einen Paß ausstellte, um der Schubschraube ohne Ende endlich doch ein Ende zu machen.

Als die Cholera in einer Garnison ausbrach, wurden den Soldaten auch durch Parolbefehle Verhaltungsregeln anempfohlen, und unter andern auch davor gewarnt: nicht auszugehen, ohne dem Magen vorher etwas geboten zu haben. Ein Offizier begegnete am frühen Morgen einem Soldaten, der ganz betrunken, sich kaum auf den Beinen erhalten konnte. „Kerl! was hast Du gethan?" ruft der Offizier ihm zu. Der Soldat steht still und stammelt: „Parolbefehl, nicht nüchtern auszugehen."

Theure Früchte. Herr v. Rothschild hatte vernommen, daß ein Kunstgärtner in einem Treibhause einige wunderschöne Pfirsiche am Spalier hängen habe, dieselben aber so theuer verkaufen wolle, daß sich bisher kein Liebhaber dazu gemeldet. Der Bankier ging zu ihm, ohne sich zu erkennen zu geben; der Kunstgärtner erkannte ihn bald, emfing ihn sehr höflich und führte ihn zu dem wundersamen Spalier. Hier hingen vier Pfirsiche mit dem schönsten Incarnat.

Wie theuer? fragte der Bankier.

300 Francs das Stück, antwortete der Gärtner.

Hr. v. Rothschild äußerte, dies sei doch viel Geld. Der Gärtner machte ihn darauf aufmerksam, daß in ganz Paris jetzt keine anderen Pfirsiche zu finden seien als die vier vor ihm hängenden rothbackigen. Um aber die Ehre seines Besuchs zu erwiedern, wolle er eine der vier Früchte mit ihm theilen und bitte ihn daher, dieselbe zu kosten. Mit diesen Worten brach er eine der Pfirsichen ab, schnitt sie in zwei Theile und gab dem Bankier eine Hälfte, während er die andere aß. Hr. v. Rothschild hatte große Lust gehabt, die seltenen Früchte zu kaufen, um irgend einer hohen

Person ein Geschenk damit zu machen. Der hohe Preis hatte ihn unschlüssig gemacht; aber nach dem Opfer, welches ihm der Gärtner soeben gebracht, glaubte er, Höflichkeits halber auch eins bringen zu müssen, und erkundigte sich daher nach dem Preise der drei übrigen Pfirsichen. Ich kann sie, erwiederte der Gärtner, nicht wohlfeiler ablassen, als da ihrer vier waren, zu 1200 Francs. Vielleicht fürchtete Hr. v. Rothschild, wenn er zaudere, möchte der Gärtner abermals eine der Früchte mit ihm theilen und für die beiden übrigen dennoch 1200 Francs fordern; er eilte daher, die drei Pfirsiche für den verlangten Preis zu kaufen. Es sind vielleicht die theuersten Früchte, welche jemals in Paris verkauft worden sind.

Einem liederlichen Studiosen der Philosophie machte Jemand den Vorwurf: „Aber für einen Philosophen machen Sie sich doch sehr wenig aus der Philosophie." Er gab zur Antwort: „Das ist eben Philosophiren."

Wie viel der Mensch an Lebenszeit verliert! Durch schlechtes Wetter die Hälfte des Jahres, durch langweilige Redner oder Besucher vielleicht 1—2 Monat, durch schlechte Theatervorstellungen 1 Monat, durch verfehlte Bestellungen und Unpünktlichkeit Anderer wenigstens 1 Monat, durch Gardinenpredigt und Launen vielleicht 1 Monat, durch Rasiren 14 Tage, durch ästhetische Thees und Vorlesungen 1 Monat, durch unverschämte Bittsteller 14 Tage, durch Klingeln und Warten an verschlossenen Thüren vielleicht 1 Monat, durch Hausirer aller Art 8 Tage, durch rauchende Oefen, Stubenreinigung ꝛc. 1 Monat. Dies alles Unvermeidliche giebt im Jahre 8 bis 9 Monate. Was bleibt nun zum Lebensgenusse?

In Wien werden die Hühneraugen durch Schönheit geheilt. Es führt nämlich ein dortiger Operateur den Namen „Schönheit."

Zu einer noch recht hübschen, doch schon etwas verblühten Frau mit Namen Rosine sagte jemand, um ihr eine Schmeichelei zu sagen: O gnädige Frau! Sie möchte ich als Weintraube gekannt haben.

Kürzlich wurden in H. „die vier Temperamente" gegeben. Zwei Bauern standen neben einander und studirten den an einer Straßenecke befestigten Komödienzettel. „Temperamente? — Wie, was sind das für Dinger?" fragte der Eine. — „Weißt denn das nicht?" antwortete der Andere, „das ist ja Feuer, Wasser, Luft und Erde."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 7. Nordhausen, Februar. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅓ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Die Haare wachsen nach inwendig.

In Berlin passirte dieser Tage eine hübsche Geschichte. Nicht weit vom Brandenburger Thore wohnte ein junger, angenehmer Mann, dem, in Folge der zahlreichen Errungenschaften, die Haare so oft zu Berge gestanden, daß sie endlich ganz ausgegangen waren. Der junge Mann war schlimm d'ran. Er wollte, nachdem wieder Frieden eingetreten, heirathen und sich seines Lebens freuen. Da gedachte er seines Errungenschaftmondscheins, und die Haare würden ihm abermals in die Höhe gestiegen sein, wenn er welche gehabt hätte. Indeß heutzutage, wo sich das erhöhte Zeitbewußtsein sogar auf Haartincturen und Haarsamen besonnen hat, verzweifelt der Mensch so leicht nicht, ein Berliner gleich gar nicht. Der Ehelustige Nachkomme Teuts begab sich also zu einem Friseur, welcher, à la Lob in Paris, auch einem Haaröl auf die Spur gekommen war, das Haar wachsen zu machen. Der Friseur mußte, wie Herr Lob, seiner Sache ziemlich gewiß sein: er versprach jedem Kahlkopfe Funfzig Thaler, bei dem sein Oel nicht anschlage. Der junge Mann aus der Nähe des Brandenburger Thores setzte sich in Besitz des wohlthätigen Fluidums und begann seine Kur. Er strich und strich, ölte, salbte, pinselte und lackirte wie ein Zimmerfrotteur auf dem Parkette seines eignen Kopfes. Aber die junge Cultur wollte nicht gedeihen. Er wandelte manchen Tag als dreifach Gesalbter durch die Straßen Berlins. Endlich ging ihm, obschon ein Insasse der deutschen Bundesstaaten, die Geduld aus. Das Oel war alle. Er hatte mehr verbraucht, als an alle Könige Frankreichs im Dome zu Rheims je war verstrichen worden. Er ging zum Friseur, zeigte die Wüste Sahara, die er auf dem Kopfe trug, und fragte: Seh'n Sie was? Der Friseur nahm die Lupe und birschte auf der großen Rotunde hin und wider. Er schüttelte mit dem Kopfe. Der junge Mann, welcher, um dem Friseur die Untersuchung zu erleichtern, das Gesicht zur Erde gekehrt hielt, bemerkte das Schütteln nicht und fragte: Nun? — Sie haben mein Oel falsch angewen-

det, entschied endlich der Haarkünstler. — Wo so? fragte der junge Mann aus der Nähe des Brandenburger Thores. Der Friseur ertheilte jetzt eine rationelle Auseinandersetzung, wie sein Oel anzuwenden, um den gewünschten Erfolg herbeizuführen. Das konnten Sie mir aber eher sagen, brummte vorwurfsvoll der junge Mann. — Allerdings, gestand der Friseur, aber die damaligen kriegerischen Ereignisse machten mich zerstreut. — Der junge Mann kaufte neues Saamenkorn, im Betrage von sechs Flacons, ging nach Hause und bewirthschaftete seinen Kopf nach der neuen rationellen Methode, die er vom Friseur gelernt hatte. Aber die Wüste Sahara blieb trotzdem das Gegentheil von der Königin Victoria, unfruchtbar wie mancher Landtag. Der unglückliche Mondscheinjüngling ging nun abermals zum Friseur und sagte: Hören Sie mal, Sie, ihre Haarsalbe taugt den Teufel; da mag man schmieren nach allen Himmelsgegenden, es wächst kein Haar. Der Haarkünstler nahm abermals die Lupe und stellte mikroskopische Untersuchungen an, indem er nach einer Pause sprach: O, mein Oel hat vortrefflich gewirkt. Der junge Mann aus der Nähe des Brandenburger Thores fragte wieder: Wo so? — Nur mit dem kleinen Unterschiede, erklärte der Friseur, daß die Haare nach Inwendig gewachsen sind. — Nach Inwendig? fragte erstaunt der Mondscheinsüchtige. — Ja, der Fall kommt zuweilen vor. — Was nützen mir aber die Haare inwendig, da sieht sie ja kein Mensch? Der Haarkünstler zuckte mit den Achseln. — Ueberhaupt wie wollen Sie mir diesen inwendigen Haarwuchs beweisen? — Wenn Sie mir erlauben, daß ich Ihnen die Hirnschaale auf ein paar Augenblicke ablöse, sollen Sie sich sofort überzeugen. — Kommen Sie mir nicht zu nahe, schrie entsetzt der junge Mann und da er bemerkte, daß der Haarkünstler wirklich nach einem schneidenden Instrumente in einem Portefeuille suchte, ergriff er mit sammt seinem Mondschein die Flucht. Unterwegs fiel ihm die Funfzig-Thaler-Prämie ein, die der Haarkünstler für den Fall ausgesetzt hatte, wenn keine Haare wüchsen. Er wollte sich dadurch wenigstens für die vielen theuern Flacons schadlos machen, die ihm die Kur gekostet hatte. Er schrieb also zunächst an den Friseur und bat sich die Funfzig Thaler in Courant aus. Der Künstler beharrte bei seinem Satze, daß das Oel seine Dienste verrichtet, nur daß bei der curiosen Intensivität des Mondscheinschädels die Haare nach Innen, anstatt nach Außen gewachsen wären. Der junge Mann consultirte einen Arzt, der um den Haarwuchs Bescheid wissen mußte Sagen Sie mir, Herr Doctor, können Haupthaare auch nach Inwendig wachsen? — Dummes Zeug! — Da verklag' ich den Kerl. — Daran thun Sie wohl, er ist ein Charlatan. Der Kahlkopf erschien nun vor Gericht, nicht sowohl von wegen Stock und Degen, sondern von wegen der 50 Thaler Courant. Das königlich preußische Landrecht machte aber dem Prozeß rasch ein Ende, indem es annahm, daß es dem Friseur mit seiner Funfzig-Thaler-Prämie nicht Ernst gewesen und daß er sich nur einen Spaß gemacht habe. Wahrscheinlich wendet sich nun der junge Mann aus der Nähe des Brandenburger Thores an Herrn Leopold Lob directement nach Paris.

(Dorfbarbier.)

Der Rentier D. war einer der engherzigsten Egoisten, dem sein werthvolles Ich über Alles ging.

Einst wünschte er sich in einer Gesellschaft, als die Rede auf den unerwarteten plötzlichen Tod eines noch jungen Mannes kam, jeden Gegenstand, wie immer, auf sich beziehend, ein recht langes Leben.

Der Professor C., den dies verdroß, und der die Gabe hatte, seine Meinung Jedem unverhoblen mit kaltem Ernst in's Gesicht zu sagen, wandte sich an den egoistischen D. mit den Worten:

„Sagen Sie lieber, statt langes Leben, lange Dauer. Die Würze und der wahre Genuß des Lebens besteht in kraftvollen, wechselnden Gefühlen und in der ausgedehntesten Wirksamkeit jedes Seelenvermögens. Deshalb sagt auch Pope sehr schön: Wirksamkeit ist die Gesundheit der Seele. — Davon haben Sie aber keine Ahnung.“

Ein Bauer, der gegen seinen Edelmann bei dem Oberlandesgerichte zu B. Prozeß führte, gewann in der ersten Instanz. Das ihm behändigte Erkenntniß war von dem Chef-Präsidenten allein unterzeichnet. Der Edelmann trug aber auf eine wiederholte Untersuchung und ein zweites Erkenntniß an; jetzt verlor der Bauer, und auch das zweite Erkenntniß war nur vom Chef-Präsidenten unterzeichnet. Der Verurtheilte nahm nun diese beiden Documente zusammen, reis'te nach B. und trat vor den Präsident von S.; das Erkenntniß der ersten Instanz hinhaltend und auf die Namensunterschrift des Präsidenten zeigend, fragte er ihn: „Hot he es k'schrieben?“ — „Ja!“ entgegnete der Präsident. Nun legte er dem Präsidenten das zweite Erkenntniß mit der Frage vor: „Hot he des auch k'schrieben?“ — „Freilich! freilich! hab' ich's geschrieben! Was bezweckt Er denn mit so dummen Fragen?“ erwiederte der Präsident. Doch der Bauer fragte nun mit über einander geschlagenen Armen: „Nu sag' he mi doch, wu het he denn gelogen? Hier hot he unterschrieba, daß ich a Prozeß gewinnen sull, und do het he unterschrieba, daß ich ih'n verlieren muß. Das kann doch nie nich richtig sin!“

„Man macht jetzt aus Allem Opern,“ sagte der Baron von S . . ., „auch aus dem Virgil.“ — „Davon hab' ich doch nie etwas gehört,“ entgegnete ihm Jemand. — „Ich habe das Opernbuch selbst gesehen,“ versicherte der Baron sehr zuversichtlich. Es ergab sich, daß er in einer Bibliothek auf dem Einbande der Werke Virgils gelesen hatte: „P. Virgilii Maronis opera.“

Ein Postillon zu Berlin ward, der Liebe zum Trunk wegen, verabschiedet. Ein Gleiches widerfährt ihm von Seiten eines Charlottenburger Fiakres. Endlich tritt er in die Dienste des Leichencommissars. Aber auch hier klebt ihm der alte Fehler noch an, und in der Trunkenheit glaubt er sich oft auf der Chaussee und ruft, wenn eine Leiche gefahren wird, die Vorübergehenden an: „Wollen Sie noch mitfahren?“

Ein Geistlicher predigte über die Thaten und Wunder des heiligen Franziskus, und nachdem er sich bereits eine Stunde in seinem Lobe ergossen hatte, sagte er: „Aber wo soll ich den heiligen Franziskus hinsetzen? — Soll ich ihn setzen unter die Propheten? Da kann ich ihn nicht hinsetzen.

Soll ich ihn setzen unter die Apostel? Da kann ich ihn auch nicht hinsetzen. — — Soll ich ihn hinsetzen unter die Evangelisten oder gar unter die Engel? Wo soll ich ihn hinsetzen?" — Da erhebt sich im Schiff der Kirche ein Landmann und ruft dem Prediger zu: „Nun, wenn er's halt gar nicht weiß, wo er'n hinsetzen soll, so setz' er'n hierher, ich muß heime!"

Der verstorbene jüdische Philosoph Salomon Maimon lebte mit seiner Frau, einem ganz rohen Geschöpfe, in beständigem Unfrieden, und auch, wenn er von ihr entfernt war, enthielt ihr Briefwechsel weiter nichts als wechselseitige Vorwürfe. Einst schrieb er ihr, als Antwort eines Briefes, worin sie seine Rückkunft verlangt hatte:

„Liebe Frau!"

„Ich bin nicht klug! Denn — schreibe ich, Du wärst nicht klug, so liesest Du: ich wäre nicht klug, so aber schreibe ich: ich bin nicht klug, und Du liesest nun ganz richtig: Du bist nicht klug." — Einen ähnlichen Brief schrieb er ihr einst, der mit den Worten begann: „Hol' mich der Teufel!" und als sie ihm versicherte, sie werde ihm folgen, wo er auch sei, antwortete er ihr: — „Kommst Du von Warschau nach Berlin, so gehe ich nach Hamburg, kommst Du nach Hamburg, geh' ich nach London, folgst Du mir, geh' ich nach Paris, von dort nach Deutschland zurück und endlich nach Warschau. Finde ich Dich nun dort, so werde ich sagen: Du hättest gleich da bleiben können."

Bei einem Prediger in Niedersachsen beklagte sich einer seiner Zuhörer, daß ihn Einige aus der Gemeinde einen Hahnrei gescholten. Dieser versprach ihm, ihn auf künftigen Sonntag zu vertheidigen, welches er folgendermaßen that: „Nachdem Einige aus hiesiger Gemeinde vorgegeben haben, daß N. N. ein Hahnrei sei, so sollen dieselben wissen, daß ihm solches ohne Grund und Unwahrheit Schuld gegeben werde, und gesetzt, daß wirklich etwas an der Sache wäre, so geht es Euch ja im Geringsten nichts an."

Der Doctor South, Capellan Karls II., predigte eines Tages vor dem Hofe und einem Auditorium, das eben nicht aus dem moralischen Theile der Nation bestand. Er bemerkte mitten in seiner Rede, daß der Schlaf sich seiner Zuhörer bemächtigt hatte. Auf einmal hielt er inne, veränderte den Ton, und rief zu verschiedenen Malen den Grafen Lauderdale. Nachdem dieser aufgestanden war, sagte der Capellan ganz kalt: „Verzeihen Sie, Mylord, daß ich Sie in Ihrer Ruhe störe; es geschah blos, um Sie zu bitten, nicht so laut zu schnarchen, weil sonst der König leicht erwachen könnte."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 8. Nordhausen, Februar. 1851.

Der
Anecdotenjäger.
Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Lichtenbergiana.

Es ist allgemein bekannt, daß dieser satyrische Geist einen übelgeformten Körper hatte, oder das war, das man im gemeinen Leben verwachsen nennt. Nicht so bekannt aber ist es, daß ihm dabei die Eigenliebe leider den Dienst versagte, den sie doch vielen seiner Körperverwandten sehr willig zu leisten pflegt.

Dieser letzte Umstand macht es sehr wahrscheinlich, daß folgende Anecdote blos erdichtet ist: Lichtenberg soll nämlich eines Tages alle ihm ähnlich Gestalteten aus Göttingen zu einem freundlichen Mahle zu sich eingeladen haben. Der erste Gast erscheint, und findet natürlicher Weise noch nichts, worüber er sich hätte verwundern können; allein beim Eintritte des zweiten beginnt man schon, einander bedenklich anzublicken. Beim dritten wird man noch bedenklicher, und als der vierte, fünfte und sechste erscheinen, wird es die höchste Zeit, daß sich der Einladende näher erklärt, wie er es denn eigentlich mit seiner Einladung gemeint habe.

Lichtenberg sei daher auch sofort mit einer gutmüthigen Erläuterung der Sache bei der Hand gewesen, indem er sich ohngefähr auf diese Weise geäußert habe:

„Meine Herren, da wir in unsern gemischten Gesellschaften doch so eine Art von ecclesia pressa ausmachen, so habe ich es für dienlich erachtet, auch einmal eine zu veranstalten, wo wir blos unter uns sein könnten u. s. w."

Unterzeichneter hat diese Anecdote schon vor vielen Jahren gehört, sie ist ihm aber sonderlich seit der Zeit höchst problematisch vorgekommen, wo ihm ein ehemaliger sehr fleißiger Zuhörer Lichtenbergs die äußerst originelle Art beschrieb, mit der er in der Regel seine Vorlesungen über die Physik eröffnete.

Höchst verlegen und mit zitternder und gebrochener Stimme habe er

nämlich, ohne auch nur einen einzigen Blick in das Auditorium zu wagen, folgendes von einem in bebender Hand haltenden Manuscripte abgelesen:

„Ich habe in meiner Jugend einen Arzt gekannt, welcher zwar nicht zu sagen wußte, was ein Fieber eigentlich sei, der sich aber ziemlich gut darauf verstand, dieses Uebel zu heilen. Ich befinde mich ohngefähr in demselben Falle, das heißt, ich würde sehr verlegen sein, wenn ich Ihnen auf der Stelle eine strenge und schulgerechte Definition von der Wissenschaft geben sollte, die ich so eben zu lehren komme; ich glaube sie aber doch ganz erträglich lehren zu können."

„Sie werden sich höchst wahrscheinlich darüber verwundern, daß ein so alter Professor der Naturlehre noch nicht ohne Heft fertig werden kann, und überhaupt hier vor Ihnen die personificirte Verlegenheit und Schüchternheit vorstellt; das rührt indessen Alles von der Neuheit Ihres werthen Anblicks her, an welchen ich mich mit der Zeit schon gewöhnen werde. Wenn Sie mir sonderlich die kleine Gefälligkeit erweisen, und weniger den Schein haben wollen, mich zu beobachten, als Sie mich in der That beobachten; so sollen Sie hoffentlich die angenehme Erfahrung machen, daß ich mich zu bessern weiß. Das Heft wird allmählich aus meiner Hand verschwinden und seinen Platz auf meinem Pulte einnehmen. Auch hoffe ich es bald so weit zu bringen, daß ich mich mit meinen Augen von ihm hinweg hinaus zu Ihnen in das Freie wage. Ja, es dürfte vielleicht schon nach Verlauf von einigen Wochen der Fall eintreten, daß Sie gar kein Manuscript mehr in meiner Nähe bemerkten; Sie würden indeß sehr Unrecht thun, wenn Sie daraus den Schluß ziehen wollten, daß ich gar keins bei mir hätte, nein, es wird vielmehr richtig in meiner Tasche befindlich sein u. s. w."

Nimmt man zu diesem tragi-komischen Anfange noch die oft bestätigte Bemerkung, daß dieser höchst witzige Kopf im gewöhnlichen Umgange mit Menschen äußerst einsylbig, und wo möglich noch verlegener gewesen ist, als er hier erscheint; so kann man schwerlich anders urtheilen, als daß — gesetzt er hätte auch einmal in seinem Leben einen Einfall, wie ihn dies Anecdötchen voraussetzt, wirklich gehabt — er doch schwerlich der Mann gewesen sein dürfte, ihn glücklich durchzuführen. Und es ist mehr als nur blos wahrscheinlich, daß er die Ausführung, wenn auch aus keinem andern Grunde, doch schon aus dem einen unterlassen haben würde, weil er voraussah, daß ihn die dabei zu übernehmende Hauptrolle wenig kleiden möchte.

Bei der Gelegenheit will ich aber von diesem Unvergeßlichen eine andere Anecdote erzählen, die, meines Wissens, nie öffentlich bekannt geworden ist, die aber eben so sehr von seiner originellen Hypochondrie, als von seinem vortrefflichen Herzen zeigt.

Ein sehr armer Student erkrankt und geräth durch seine Armuth in den bejammernswürdigsten Zustand. Ein Freund des Unglücklichen unternimmt es, eine Sammlung für ihn zu veranstalten, und nimmt bei diesem Werke der Barmherzigkeit auch Lichtenbergs Börse in Anspruch. Um diesen zu einem reichlichen Beitrage zu bewegen, sucht er ihm die lebendigste Schilderung von dem Elende des Leidenden zu machen; er ist aber noch nicht halb damit zu Ende, so ruft Lichtenberg wie ein Verzweifelnder: „O, hören Sie auf! hören Sie auf!" und fort ist er.

Der Bittende, unwillig, seine Worte vergebens verschwendet zu haben, versucht jetzt sein Heil bei andern, seiner Meinung nach gefühlvolleren Her-

zen; erfährt aber, zu seinem größten Erstaunen, daß der Unempfindliche seinem leidenden Freunde zwei Friedrichsd'or übersendet hat.

Sobald er Lichtenberg wieder zu Gesicht bekommt, bittet er diesen um nähere Aufschlüsse über das psychologische Räthsel. „Ja," erwiederte der edle Geber, „ich habe wohl ein Herz zum Helfen, wenn es mir möglich ist, nur keine Nerven, lieber Freund, solche Schilderungen auszuhalten, wie Sie mir eine lieferten." Woldemar.

Eine Ueberraschung.

Im Winter 1812 — erzählt Jemand in der Kölnischen Zeitung — hielt ich mich in Danzig auf. Die Stadt wimmelte von Truppen. Ein französisches Theater, welches alle Abende Vorstellungen gab, war die Unterhaltung all dieser Menschen. Ich hatte eine Loge genommen, aber ich weiß kaum, was mich mehr unterhielt: das Leben auf den Brettern oder die Lebhaftigkeit unten auf den Bänken des Parterre. Immer Kopf an Kopf und Uniform an Uniform, und dabei in den Zwischenacten eine Bewegung wie die eines tobenden Meeres. An einem Abende war es vor dem Aufgehen des Vorhangs besonders lebendig da unten. Ich erfuhr bald die Ursache dieser Bewegung.

Der Sohn des Directors hatte vor einigen Wochen ein dem Publicum mißfälliges Lied gesungen bei dem Schlusse eines kleinen Stücks. Als das Mißfallen in lautem Geschrei sich Luft machte, war der junge Mann bereits zwischen den Coulissen verschwunden und dem Zorne des gereizten Publicums entgangen. Sein Vater ließ ihn eine Kunstreise machen. Jetzt, wo die Garnison gewechselt und lauter neue Truppen da waren, hoffte er, daß seines Sohnes Vergehen vergessen sei, und ließ ihn zurückkommen. Diesen Abend nun sollte er auftreten. Sein früheres Vergehen war aber doch nicht vergessen und es war beschlossen worden, ihn auszupfeifen. Und so geschah es. Kaum erschien der Sünder auf den Brettern, als ein hundertfaches Pfeifen den Saal erfüllte. Zornig, wie man an seinen Mienen sah, trat jetzt der junge Schauspieler dicht vor bis an die Lampen und ein augenblickliches Stillschweigen erfolgte nun. „Meine Herren", sagte er, „Sie können nicht pfeifen, ich will es Ihnen zeigen!" und mit diesen Worten legte er beide Finger an den Mund und ein furchtbar gelles Pfeifen scholl durch den Saal — dann war er verschwunden. Eine grenzenlose Wuth brach nun im Parterre aus.

Der Vorhang, welcher nach dem Pfeifen des jungen Mannes gefallen war, hob sich jetzt wieder und es erschien der Director, der Vater des Schuldigen, welcher für seinen Sohn büßen mußte. Alles nur Erdenkliche flog auf die Bühne; die zornigen Franzosen warfen zuletzt sogar mit Geld — dabei schrieen sie wie besessen. Der Vorhang fiel wieder. Nun stürzt Alles hinaus, um sich Bombardirungsmaterial zu holen; ganze Körbe voll Obst wurden herbeigeschleppt.

Komödienzettel waren damals in Danzig nicht an der Tagesordnung. Jeden Abend nach dem Schlusse des Stückes verkündigte der Director, was morgen gegeben würde. Weiter hatte auch eben der alte Mann nichts gewollt;

er war klug genug, um einzusehen, daß für heute den Leuten nichts mehr vorzuspielen sei; aber man hatte ihn nicht zu Worte kommen lassen.

Als ich jetzt zufällig in die Loge des Generals Rapp blickte, sah ich zu meiner Verwunderung den Director bei ihm eintreten. Tiefgebückt flüsterte er dem Gouverneur etwas zu. General Rapp lächelte, nickte, und ein Adjutant, dem er einen kurzen Befehl ertheilte, verließ mit dem Director die Loge.

Es verging eine gute Viertelstunde. Im Paterre theilte man unter Geschrei und Lärmen Obst und Gebäck aus. Endlich ertönte die Klingel. Jeder Arm hob sich zum Wurf, keine rechte Hand blieb gesenkt. Der Vorhang flog auf — aber was war das? — kein einziger Wurf, versteinert, mit hochgehobener Rechten, stand das ganze Publicum und blickte auf die Bühne, als suche es dort das Haupt der Medusa.

Eine Compagnie Grenadiere stand auf den Brettern, vor ihnen der Tambour, der einen kurzen Wirbel schlug; da war es todtenstill im ganzen Hause. Lächelnd trat der alte Director vor die Bärenmützen und kündigte mit tiefem Bückling dem „hochverehrten Publicum" sein Stück für den morgenden Tag an. Diesmal wurde er nicht gestört.

Bajazzo.

Der Naturfehler des Stammelns hat zuweilen den merkwürdigen, wenigstens scheinbaren Widerspruch im Gefolge, daß der Stammelnde zwar nicht zusammenhängend sprechen, wohl aber ganz gut und ohne Unterbrechung singen kann. Der Commis eines Materialienhändlers in B . . . litt an dem genannten Uebel und zwar in so hohem Grade, daß er manchmal, besonders wenn er in Gemüthsbewegung war, nicht drei Worte hervorzubringen vermochte. Eines Tages tritt der junge Mann in die Kellerräume seines Prinzipals, und — wer malt sein Entsetzen, als er gewahrt, daß sich der Spiritus in einem Fasse entzündet hat und ein großer Theil der Kellerräume bereits von einem Feuermeere durchwogt ist. Athemlos stürzt er die Treppe hinauf und in's Gewölbe seines Prinzipals, aber — o Mißgeschick! — er bringt kein Wort hervor, nur das Entsetzen, welches auf seinem bleichen Gesichte gemalt ist, verkündet ein großes Unglück. Der erschrockene Prinzipal erinnert sich in diesem furchtbaren Augenblicke ängstlicher Ungewißheit an die oben angedeutete sonderbare Eigenschaft vieler Stammelnden, und hat die Geistesgegenwart, seinem Commis zuzurufen: „Nun, wenn Sie nicht sprechen können, so versuchen Sie's, mir das Unglück, das sich begeben, vorzusingen!" So ernstlich die Gefahr war, in welcher sich das Haus des Kaufmanns befand, konnte sich doch keiner der Anwesenden des Lachens enthalten, als der bleiche Commis mit sehr lauter Stimme die Melodie aus dem „Freischütz": Wir winden dir den Jungfernkranz, anstimmte, dazu aber den nachstehenden Text sang:

„Im Keller brennt es lichterloh,
Der Weingeist ist entzündet."

Ein Breslauer Student, der sich für einige Zeit unsichtbar gemacht hatte, wurde in den Zeitungen aufgefordert, seinen dermaligen Wohnort namhaft zu machen, weil man ihm ein wichtiges Document zu über-

geben habe. Der Studio, der nicht anders glaubte, als daß ihm ein unbekannter Onkel in Ostindien gestorben, erfüllte sofort den Wunsch des Zeitungsschreibers, worauf ihm eine unbezahlte Schneiderrechnung zugestellt wurde.

Ein sehr schöner Mann kam bei seiner Frau in den Verdacht, einer ihrer Freundinnen zu stark den Hof zu machen. Die Freundin schwärmte besonders für das ausgezeichnet schöne, langgelockte, blonde Haar des Mannes, auf welches er selbst nicht wenig stolz war. Eines Morgens sagte seine Frau zu ihm: „Dein Haar ist auf der einen Seite länger als auf der andern, komm' her, ich werde es dir gerade schneiden." Der Mann setzte sich vor den Spiegel, wird aber von der Frau von da weggeschoben, unter der Ausrede, die Sonne steche sie an der Stelle in die Augen. Kaum hatte er ihr Folge geleistet, so ergreift sie die Scheere und schneidet ihm im Nu das Haar an der einen Seite ganz weg. Er raste, tobte — am Ende blieb ihm nichts übrig, als die Frau zu bitten, ihm auch an der andern Seite das Haar gleichmäßig abzustutzen. „So gefällst du mir viel besser! — sagte sie ihm, als dies geschehen war. Nachmittags kam die gefürchtete Freundin, die, als sie den Kahlgeschorenen erblickte, ihrer Lachlust nicht Meisterin werden konnte. Der Mann schämte sich deshalb dermaßen, daß er fortan der Dame überall aus dem Wege ging, wo er ihr begegnete. So müssen die armen Ehemänner immer Haare lassen, wenn sie unter dem Pantoffel eifersüchtiger Frauen stehen.

Ein Hut-Geschäft. Ein Privatmann in Marseille hatte ein ziemlich beträchtliches Vermögen geerbt, und wollte Handel damit treiben. Da gerade mehre Kaufleute mit Schiffsladungen nach Marokko gingen, so wollte er an diesem Handel Theil nehmen, und fragte einen Juden um Rath, was sich wohl am besten dazu eignen würde. Aus Arglist rieth ihm der Jude, er solle mit einer Ladung Hüte absegeln, auf diesen Artikel wäre keiner der andern Kaufleute gefallen, er würde also gewiß ein gutes Geschäft machen.

Auf diesen Rath hin kaufte der unerfahrene Kaufmann für einen großen Theil seines Vermögens Hüte ein, und fuhr damit nach Marokko ab. Natürlich blieb, da dort alles den Turban trug, seine Waare liegen, während die andern Kaufleute die ihrige rasch und gut absetzten.

Jedermann lachte über den Dummkopf, der eine Ladung Waare mitgebracht, die kein Mensch brauchen konnte. — Auch der Kaiser, welcher zufällig vorüber kam, konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er das Hutmagazin gewahrte. Er knüpfte mit dem betrübten Christen ein Gespräch an, und dieser erzählte ihm nun offenherzig, daß ein Jude, der nach Marokko Handel treibe, ihn zu der Spekulation verleitet habe.

„Ein Jude?" fragte der Kaiser, „und er treibt Handel mit Marokko? — Nun gut, die Juden sollen es entgelten! — Ich befehle Dir, daß Du keinen dieser Hüte unter vier Zechinen verkaufst."

Der Christ gelobte, dem Gebot pünktlich Folge zu leisten. —

Am nächsten Tage erschien ein Befehl, der bei schwerer Strafe jedem Juden gebot, einen Hut zu tragen.

Sogleich füllte sich das Magazin des Kaufmanns mit Käufern; aber

die Juden waren außer sich über den hohen Preis, welchen Jener für seine Hüte forderte. Ungeachtet alles Handelns hielt er den Preis von vier Zechinen fest, und da die Juden sich einmal ohne Hut nicht sehen lassen durften, so mußten sie, wenn auch wehklagend, zahlen, — und in kurzer Zeit war der Kaufmann seine Hüte los.

Kaum war das Magazin ausgeräumt, so ging dem Kaufmanne abermals ein kaiserlicher Befehl zu, welcher dahin lautete, er solle keinen Hut über einen halben Piaster wieder ankaufen, — und gleich darauf wurde den Juden kund gethan, es solle bei der härtesten Strafe sich Keiner mit einem Hute blicken lassen.

Jetzt strömte wieder Alles zu dem Kaufmanne, um ihm die Hüte wieder zu verkaufen. Da gab es denn ein großes Geschrei, als er sich beharrlich weigerte, mehr als den ihm vorgeschriebenen Preis zu zahlen. Um nur nicht alles zu verlieren, nahmen die Juden endlich den halben Piaster, — der Kaufmann kehrte mit seiner ganzen Ladung nach Hause zurück, hatte nicht einen einzigen Hut verkauft — und doch ein hübsches Geschäft gemacht. (Pf. Bl.)

Man machte Malesherbe den Vorwurf, daß er seine Gedanken mehrmals, bald hier, bald dort, benutze.

„Ei was!" rief er aus: „ich kann mein Porzellan bald auf den Tisch, bald auf den Simms des Kamins, bald auf die Kommode stellen."

Als sich Dante eines Tages, während seines Aufenthaltes zu Verona, mit seinem fürstlichen Wirth, Can Grande della Scala, über mancherlei gleichgültige Dinge unterhielt, hatte dieser den albernen Einfall, ihn zu fragen, wie es denn käme, daß die Hofleute die Gesellschaft des Hofnarren lieber hätten, als die seinige (Dante's), eines so weisen und gelehrten Mannes. Ohne sich zu besinnen, erwiederte der Gefragte: „Dies kommt daher, weil wir Alle das gern haben, was uns am meisten gleicht."

Urkundenstyl. „Vor drei Tagen durch einen unglücklichen Fall um's Leben gekommen habe ich, der unterzeichnete Gerichtsdirector, heute Vormittag mich zu G. begeben, um den entseelten Leichnam gerichtlich aufzuheben. Freiherrl. . . Gerichte . ." So lautet in der That der Eingang eines gerichtlichen Attestats der neuesten Zeit.

„**Du Hanni,** wenns nur bald an Krieg gäb', ich stand mich viel besser dabei, da könnt man do sagen, man wär abbrennt oder geplündert worden; aber so glaubt dir Niemand nix mehr; es is halt koan Glaub'n mehr untern Leut'n."

„Du geh' ma weg mit dein Krieg! Da siehst a schon mit der Malefiz-Einquatierung. Gebns mir net auch an Mann! es ist sträflich. Früher bin i um 9 Uhr zum Bettel ganga, jetzt muß i schon um 5 Uhr aufsteh'n, um den Kerl zu erhalten!"

Ein Capitain der amerikanischen Miliz sagte bei einer Parade zu einem Unteroffizier: „Johanny, Sie haben heut kein reines Hemd an! — Sahen Sie mich, als ich Unteroffizier war, bei einer Parade jemals ohne

reines Hemd?" — (Der Capitain liebte es, von seiner Dienstzeit als Unteroffizier zu sprechen und dadurch auf den höheren Rang hinzudeuten, den er jetzt einnahm.) — „Ganz gewiß nicht, mein Capitain," antwortete der Unteroffizier, „aber damals war auch Ihre Frau Mutter Wäscherin."

Bettler. „Herr! Eine arme blinde Frau bittet Euch um ein Almosen!" — Herr. „Guter Mann! Ihr scheint mir ja mehr wahnsinnig als blind, und mehr ein Mann als eine Frau zu sein?" — Bettler. „Ja wissen's Herr! Wie meine Schwester, Gott hab' sie selig, gestorben ist — und die war blind, — da hab' ich ihr Geschäft übernommen.

Eine Dame, die sehr lange jung gewesen war, wurde in einer Gesellschaft nach ihrem Alter gefragt. „Achtundzwanzig! gab sie an, ohne die mindeste Verlegenheit. Zum Unglück war ein Sohn der Dame auch anwesend, und an diesen wandte sich nun der boshafte Frager: „Wie alt sind Sie?" — „Nur um ein Jahr älter als meine Mutter!" erwiderte der mißrathene Sohn.

Herr Berger aus Trissey ist laut einem Maconer Blatte nach London berufen worden, um der hohen Aristokratie Billardunterricht zu ertheilen. Der französische Meister in dieser noblen Passion ist auf zwei Monate engagirt und erhält monatlich 2400 Fr. Honorar.

Ein vornehmer Herr, der einmal die Stärke des Volkes im Schimpfen kennen lernen wollte, gab einem Betteljungen einen Groschen und sagte zu ihm: „Nun schimpfe mich einmal, so sehr Du kannst." — Der Junge ließ sich das nicht zweimal sagen, er lief hinter dem Herrn her und schimpfte nach Herzenslust, was Jenem unendlichen Spaß machte. Da schreit der Junge unter Anderm auch: „Schiele Wippe!" — Der Herr dreht sich um und giebt ihm eine derbe Maulschelle, denn — er hatte wirklich schielende Augen.

Ein Jesuit sagte zu einem tanzlustigen Mädchen: „Wer hoffärtig ist und auf den Tanz geht, fährt im Dampfwagen der Hölle zu!" — „Lieber Herr Pater!" entgegnete das Mädchen, „wie schön das Tanzen ist, weiß ich; wie heiß die Hölle ist, weiß ich nicht; also will ich nur immer frischweg tanzen — und hinterher lasse ich mir von Euch meine Sünden vergeben!"

Unter andern Sehenswürdigkeiten in jüngster Zeit wurde auch ein großer Ochse, ein vierbeiniger, in Berlin für Geld gezeigt. Der Eigenthümer dieses gehörnten Riesen hatte als Schauplatz einen Stall gemiethet, an dessen Schwelle ein Eintrittsgeld von 2½ Sgr. erhoben wurde. Sothaner Stall gehörte zu einem Hause und sothanes Haus gehörte wiederum einem Grundbesitzer, der von seinen Zinsen lebt und oft in Verlegenheit ist, wie er seine Zeit todtschlagen soll. Wenn er also weiter nichts zu thun hatte, was fast immer der Fall war, so machte er sich oft die Beschäftigung, in den Stall zu spazieren und sich seinen vierbeinigen Schlafburschen zu besehen, natürlich ohne das festgesetzte Entree zu bezahlen. — Diese Zudringlichkeit des Hauseigenthümers ärgerte den Ochsenbesitzer; er machte seine

Anspielungen, die nicht auf sich zu beziehen Jener so grob ist. Da bringt der Briefträger eines Morgens dem fleißigen Ochsenbesucher einen Brief, einen unfrankirten — eine Unfreiheit, von welcher der reiche Mann kein Freund ist. Doch der Briefträger meint: unfrankirte Briefe kämen auch vor, wer weiß, was für eine frohe Nachricht darin stände, ein Silbergroschen sei ja keine Million — kurzum, Adressat nimmt den Brief und gibt dem Briefträger einen Silbergroschen, da letzterer auffallender Weise nicht mit sich handeln lassen will. Der Brief zeigt sich beim Erbrechen ohne Unterschrift des Briefstellers, und der Stallherr schließt daraus, daß dieser Brief am Ende gar ein anonymer sei. — Der Inhalt ist eine treu-freundschaftliche Warnung und lautet dahin: „Hausbesitzer, hüte Dich und den Ochsen, denn der Herr desselben geht damit um, sich und ihn aus dem Staube Berlins zu machen, ohne die Miethe für den Schauplatz zu bezahlen, was Dir als Stallmeister durchaus nicht gleichgültig sein kann." — „Gut, daß ich das weiß!" denkt der Gewarnte, und hat er bis dahin seinem riesigen Stallbewohner schon häufig die Visite gemacht, so besucht er denselben nun fast stündlich, scheint sich gar nicht satt sehen zu können an dem Ochsen. Und siehe da, acht Tage darauf will es dem immer auf der Hut seienden Schlaukopf bedünken, als ob der ochsige Miether wirklich Anstalten zur Abreise treffe. Sagt's ihm auf den Kopf zu und trifft den Nagel richtig auf den Kopf: „Morgen wollen Sie abreisen. Erst die Miethe bezahlen für den Stall!" — „Holen Sie die Quittung!" — „Erst holen? (für sich) Was der Ochse sich denkt. (Laut.) Die Quittung hab' ich immer bei mir." — „Schön! da können wir's gleich abmachen. Vierzehn Thaler bin ich Ihnen schuldig für die Miethe. Dagegen schulden Sie mir" — „Was?" schreit der Stallmeister. „Ich Ihnen was schuldig? — „30 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. Eintrittsgeld für 363malige Besichtigung meines Ochsen. Freie Entreen sind ohne Ausnahme nicht gültig." — Natürlich fällt Inspizient des Ochsen 363 Mal aus den Wolken, rafft sich wüthend empor, rennt zum Commissarius, verlangt Schutz und Schutzmannschaft. Doch der sagt achselzuckend: „Lieber Mann, in Anbetracht, daß der Ochse laut öffentlicher Anzeige nur für Geld zu sehen war, müssen Sie so gut wie jeder Andere den Eintritt bezahlen." — Nicht zufrieden damit, läuft er vom Polizei- zum Justizkommissarius. Dieselbe Antwort, nur mit dem Unterschiede, daß er hier für die Consultation des Rechtsanwalts noch 1 Thlr. 10 Sgr. bezahlen muß. Enfin, der Prinzipal des Ochsen zieht ihm das Eintrittsgeld ab und sagt: „Wissen Sie was, um zu Ihrem Schaden zu kommen, halten Sie sich an den Schreiber jenes anonymen Briefes."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Wohnstube. Die Thüre zwischen Beiden ließen sie offen stehen. Thränen füllten beider Augen, es folgte eine lange feierliche Pause, man hörte kein Stöhnen, nicht einmal Seufzer der Angst; Alles war still, wie das Grab. Endlich richtete Grimaldi, dem vor langem Warten die Geduld ausging, den Kopf empor und rief im allerleisesten Tone seiner Stimme: „Liebe Frau, bist Du todt?" — Madame Grimaldi antwortete darauf in dem möglichst höchsten Tone: „Nein, Grimaldi!" Der Mann brummte etwas wie „verflucht," in den Bart. Es verging etwa eine halbe Stunde, die Neugierde quälte die Frau, da sie keinen Laut in dem Nebenzimmer hörte, und sie fragte: „Lieber Grimaldi, bist Du todt?" Grimaldi antwortete verdrießlich: „Nein, Frau!" — So wurde zwei Stunden lang periodenweise hinüber und herüber gefragt, bis endlich Grimaldi sagte: „Ich glaube nicht, daß ich diese Nacht sterbe, ich müßte denn verhungern, ich habe fürchterlichen Appetit, stehe auf und hole Etwas zu essen." So endete die Geschichte. Der Apotheker, der von den fortwährenden Zänkereien des Ehepaars gehört, hatte statt des Arseniks Magnesia gegeben, welches Beide getheilt zu sich genommen hatten.

Ein Wiener Kaufmann, der vor etwa einem Jahre das Unglück gehabt hatte, sich den Arm zu brechen, konnte nicht genug Lobeserhebungen über eine Dame ausbreiten, die so herablassenden und herzlichen Antheil an seinem Unglück genommen habe, daß sie den ganzen verflossenen Sommer hindurch, so oft sie an seinem Gewölbe vorübergegangen, jedesmal in dasselbe eingetreten und mit sichtbarer Theilnahme gefragt habe, wie er sich befinde, und ob er keine Schmerzen am Arme habe. Nun hat sich die Herablassung und Theilnahme, welche die Dame dem braven Manne bezeigt hatte, auf sehr komische Weise aufgeklärt; von einer ihrer Freundinnen darüber befragt, gestand sie dieser, sie habe bei den vielen Landpartieen, welche sie im verflossenen Sommer gemacht, den gebrochenen Arm des Kaufmanns jedesmal vorher als Barometer konsultirt und sei dabei sehr gut gefahren.

Kürzer! Kürzer! Ein Reisender, der in dem Wirthshause eines Dorfes zu bleiben gezwungen war, wollte die Zeit nicht ganz unbenutzt lassen und ließ daher den Friseur, der zugleich der Barbier des Orts war, kommen, und befahl demselben, ihm die Haare abzuschneiden. Nach Art dieser Leute erzählte der Barbier während des Haarschneidens mit großer Weitschweifigkeit eine herzbrechende Geschichte, so daß der Reisende, der dadurch aufs Aeußerste gelangweilt wurde, ärgerlich ausrief: „Kürzer! Kürzer!" Der Barbier setzte jedoch, der Bitte ungeachtet, Scheere und Zunge nur noch mehr in Bewegung, und fuhr in seiner Arbeit und Erzählung fort. Diese wurde aber nicht weniger als amusanter, und der Herr rief wiederholt: „Kürzer! Kürzer!" Abermals arbeiteten die beiden schneidenden Instrumente — die ehrabschneidende Zunge, welche diesem Menschen eigen war, und die das Haar kürzende Scheere nämlich — noch heftiger als zuvor, und der Reisende ruft aufgebracht zum dritten Male: „Zum Henker doch, kürzer, kürzer!" — „Ich glaube kaum, daß es möglich ist," erwiderte schüchtern der frisirende Barbier und trat zurück, besah sich sein Werk mit dem Ausdruck der Befriedigung und machte sein Compliment, zum Zeichen, daß die Arbeit vollendet sei. — Der Herr stand auf,

um sich im Spiegel zu besehen; aber wie erschrak er, als er sich ganz kahl geschoren erblickte, denn der Barbier hatte das mehrmalige „Kürzer! Kürzer!" nicht auf seine wichtige Geschichte, sondern aufs Haarabschneiden bezogen. Der Herr gab sich zufrieden und dachte: Es war ein Dorfbarbier. —

Eine englische Dame wünschte, daß Dr. Johnson ihr ein Mittel anrathen möchte, ein Faß herrliches Bier vor ihren Dienern zu bewahren. „Kein Mittel, kein Rath liegt näher," versetzte er, „als eine Tonne Burgunderwein daneben zu legen."

Ein Bauer, aus dem eine Viertelstunde von Tabor liegenden Dorfe Nachod, ließ sich bei einem Taborer Meister ein Paar Stiefeln machen. Bald nach dem Empfang derselben unternahm er eine Reise nach Prag, von welcher die Stiefeln so litten, daß sie nach der Rückkehr ganz unbrauchbar waren. Aufgebracht, ging der Bauer sogleich nach dem Schuh- oder vielmehr Stiefelkünstler, der so kurz dauernde Waare zu machen verstand. „Meister," hub er an, „Ihr habt mir ein Paar Stiefeln gemacht, so schlecht, daß sie von einer Reise nach Prag hin sind." — „Ei, was geht's mich an," erwiderte der Meister ganz kurz, „ich hab' Euch die Stiefeln nach Nachod gemacht und nicht nach Prag."

Ein sehr achtungswerther Hamburger Kaufmann, Namens M., reist alljährlich zweimal in Geschäften nach Paris. Dort brachte ihn eine ganz unschuldige Gewohnheit, welche er mit Napoleon gemein hat, vor Kurzem in große Verlegenheit und sogar vor das Zuchtpolizei-Gericht. Diese Gewohnheit besteht darin, daß er beständig die Hände auf dem Rücken hält, gerade wie der große Verbannte auf St. Helena. Hr. M. ging unlängst nach dem Diner spazieren, und blieb vor einer Bilderhandlung stehen. Das Gedränge war fast eben so stark wie vor der Eröffnung eines kleinen Theaters. Die Stellung der Hände des Fremden kommt einigen der Umstehenden verdächtig vor; man fürchtet, er wolle lange Finger machen. Die Hände, welche der brave Mann in aller Unschuld waschen kann, kommen zufällig mit einigen angrenzenden Westentaschen in Berührung. Ein eben anwesender Municipal-Gardist ergreift den armen Hamburger am Kragen und führt ihn zum nächsten Wachtposten, auf welchem er die ganze Nacht zubringen muß, um am andern Morgen, ohne zu wissen, warum? vor dem Polizeigericht zu erscheinen. Er wurde erst freigelassen, als mehrere seiner Geschäftsfreunde einstimmig erklärten, daß M. seine Hände nie anders, als auf dem Rücken trage.

Nothwendigkeit der Scheidung. Ueber einem Thore der Stadt Agrah, im englischen Ostindien, liest man folgende Inschrift: Im ersten Jahre der Regierung von Julef wurden 2000 Männer von ihren Weibern geschieden. Der darüber unwillige Kaiser hob daher alle Scheidungen auf. Im nächsten Jahre waren in Agrah 3000 Heirathen weniger, 300 Weiber wurden verbrannt, weil sie ihre Männer vergiftet, 75 Männer, weil sie ihre Weiber ermordet hatten, und 1,000,000 Rupien Werth wurde an Hausgeräthe in häuslichen Schlägereien verdorben. Der Kaiser erlaubte darauf die Scheidungen wieder.

Wie viel Stücke gehören zur Taufe? fragte in der Christenlehre der Pfarrer einen Bauernburschen. — „Drei." — „Was?" sagte der Pfarrer, „kennst du deinen Katechismus nicht besser? Es gehören ja nur zwei Stücke, nämlich Wasser und das Wort Gottes dazu. „Herr Pfarrer," sagte der Bursche, „Sie müssen doch auch ein Kind haben, wenn Sie taufen wollen."

Ein Bader beauftragte seinen Gesellen, einem Hausknecht die Ader zu schlagen. Nach einer Stunde kam der Geselle zurück und berichtete: „Herr, ich habe eine Viertelstunde auf die Ader geschlagen, aber es kam kein Blut; da gab mir der Hausknecht eine Maulschelle, und da kam's mit einemmale, aber furios, nicht aus einer Ader, sondern aus meiner Nase!"

Ein genialer Schüler, der zu jeder Wortklasse Beispiele sammeln sollte, lieferte Folgendes: 1) Geschlechtswort: Jüngling, Jungfrau, Liebe. 2) Hauptwort: Geld, Dame, Adel, Fürsprache. 3) Nebenwort: Verstand. 4) Bindewort: Strumpfband. 5) Zeitwort: Runzeln. 6) Empfindungswort: Ohrfeige, Nasenstüber. 7) Zahlwort: Neujahr, Ostern, Michaelis. 8) Zueignendes Fürwort: Nehmen.

Berliner Pech. Herr Z. raucht, über die Roßstraßenbrücke gehend eine Cigarre. Er will sehen, wie spät es ist, und zieht seine Uhr aus der Tasche. In diesem Augenblicke kommt ein Gensd'arm. Z. will sich nicht erwischen lassen, reißt die Cigarre aus dem Munde, um sie ins Wasser zu werfen, er verwechselt aber die Hände, schleudert die Uhr über's Geländer und steckt den Cigarrenstummel in die Westentasche. Der Gensd'arm hält ihn an, er leugnet, geraucht zu haben; da beginnt es aus seiner Westentasche zu dampfen. Er wird arretirt, muß Strafe zahlen, die Uhr liegt im Wasser und die Weste ist verbrannt. — Das nennt man Berliner Pech.

Die Amerikaner haben wieder einmal einen Witz gemacht. Er lautet: Ein berühmter Arzt, der in Pensylvanien prakticirt, verschrieb einem Patienten, der an einer starken Erkältung litt, eine starke Dosis Salpeter, welcher während der Nacht dem Leidenden einen solchen Schweiß austrieb, daß man ihn am andern Morgen in seinem Bett ertrunken fand!

Der Herzog von Orleans hatte an einem Tage des Jahres 1650 in der Kirche seinen Platz zwischen den beiden Finanz-Intendanten d'Emery und de Bouillon genommen. Es war zur Passionszeit, und der Bischof de Belley hielt die Predigt, in welcher er, als er den Herzog also placirt sah, sich des zweideutigen Ausrufes bediente: „Ach, mein Herr, wenn ich Dich sehe zwischen zweien Schächern!" — Es entstand ein Gelächter, der Herzog, welcher eingeschlummert war, erwachte und fragte, was es gebe? — „Nichts weiter," sagte de Bouillon, auf d'Emery weisend, als daß von uns Beiden die Rede ist."

Ein Student hatte in einem Gasthause viel von seinen mannigfaltigen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß und er ziemlich barsch sagte: „Jetzt haben wir wirklich genug von dem ge-

hört, was Sie können; nun sagen Sie uns aber auch, was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen gut dafür, das kann ich." — „Ich?" sagte der Student, „nun, ich kann meine Zeche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie das können." Unter allgemeinem Gelächter entsprach der Gast seiner Erwartung.

Bei einem Hoffeste trug sich eine komische Scene zu. Auch mehrere Geistliche waren eingeladen; sie saßen zusammen, und bei Tische wurde ein praktischer Commentar gehalten über die Stelle: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brode." Nach der Tafel tranken sie Kaffee.

Um sich das Halten der Tassen bequemer zu machen, hatte einer von ihnen sein Barett auf ein in dunkler Ecke stehendes Consölchen gelegt. Ein Laquai, der für sich eine Menge übrig gebliebenen Kuchen genommen, warf denselben, da er den König sich entgegen kommen sah, in der Angst seines Herzens in das ihm gerade zur Hand liegende Barett, denn so freigebig und voll der königliche Haushalt war, so konnte doch der König das Naschen und heimliche Hinwegbringen der Diener nicht leiden.

Das Barett des geistlichen Herrn war also über und über angefüllt mit Kuchenresten aller Art. Er ergriff es in demselben Augenblick, als der König bereits da war und vor ihm stand.

Dasselbe mit seinem strotzenden Inhalte in der vorgehaltenen Hand habend, sagte der König zu ihm:

— Haben wahrscheinlich zu Hause Kinder und Enkel. Essen gern Kuchen. Sehe mit Vergnügen, haben an sie gedacht; mitbringen.

Der Geistliche war aber ängstlich und verlegen, und wollte sich mit den Worten entschuldigen:

— Weiß in Wahrheit nicht, wie der Kuchen in mein Barett —

Der König aber, der nichts von dem Hergange wußte, erwiederte:

— Ist gar nicht nöthig, daß Sie sich erst entschuldigen; sehe so etwas gern; haben daran wohlgethan!

Er redete dann von andern Dingen, und ging weiter. Nachher erfuhr der König den wahren Zusammenhang und machte diesem Geistlichen für unschuldig erlittenen Schabernack ein angenehmes Geschenk.

Gut geantwortet. Dame. Meines Mannes alter Steuermann wird doch auf meine Gesundheit trinken wollen? Was trinket Ihr lieber, ein Glas Wein, Genever oder Grog? — Steuermann. Ja, Ew. Gnaden, wenns denn doch eins sein muß, so — möcht' ich um ein Glas Wein bitten und Genever trinken, bis der Grog gemacht ist. —

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 11. Nordhausen, März. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅓ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Herzensergießung.

Nichte: Leih'n Sie mir einmal Ihr Ohr,
Tantchen! Ach, ich kann im Leben
Ihrem Herrn von — Philidor
Herz und Hand unmöglich geben!

Tante: Kind, es war ja von der Hand —
Von der Hand ja nur die Rede;
Mit dem Dinge, Herz genannt,
Sei, so viel Du Lust hast, spröde!

Nichte: Tantchen, welch ein bitt'rer Scherz!
Nein! ich kann es mir nicht denken,
Daß ich, ohne auch das Herz,
Sollte meine Hand verschenken!

Tante: Närrchen! glaube mir, es geht!
O wie oft schon ist's gegangen!
Wird um's Herz auch schon gefleht,
Soll man doch die Hand blos fangen!

Nichte: In der Hand doch nimmermehr,
In dem Herzen wohnt die Liebe!
Und wie ist das Leben leer,
Wenn uns die, ach die, nicht bliebe!

Tante: Wenn die Hand nur – leer nicht ist,
Läßt sich's auf der Welt schon leben!
Jud' und Heid', und Türk', und Christ
Pflegen mit der Hand zu — geben.

Nichte: Doch wohl Silber nur und Gold;
Aber ich will Liebe haben!
Nur an treuer Liebe Sold
Will das treue Herz sich laben!

Tante: Labe an was And'rem Dich
Auf der langen Lebensreise;
Selten labt man lange sich,
An so zuckersüßer Speise!
Liebe überlebt sich bald,
Und ihr Glück hat enge Schranken!
In der Ehe wird man kalt,
Und kann oft nur warm sich — zanken.

Nichte: Pfui! wenn das ein Paar nur kann,
O so ruf' ich Wehe! Wehe!
Nein, so mag ich keinen Mann!
Nimmer mag ich in die Ehe!

Tante: Still! ein Mann ist doch wohl gut —
Magst Du noch so sehr erstaunen:
Was die Farbe für den Hut,
Ist der Mann für uns're Launen;
Was uns wurmt am Tisch und Herd,
Läßt sich an den Hals ihm werfen,
Und der Junge schneidend Schwert
Kann man im Gebrauche schärfen!
Ungestörte Sympathie
Macht am Ende lange Weile;
Zankt man fleißig, fühlt man nie
Dieser Feindin gift'ge Pfeile.

Nichte: Wär' es möglich! — Ach, das ist
Freilich wohl zu überlegen —

Tante: Wenn Du keine Närrin bist,
Sei mir länger nicht entgegen.

Nichte: Aber Herr von Philidor —

Tante: Ist ein wenig in die Jahre,
Spricht und handelt wie ein Thor
Trotz der vielen grauen Haare;
Laß das gut sein, liebes Kind!
Hat er — Geld doch in dem Beutel!
Sei gescheidt! greif' zu geschwind!
Alles Andre ist nur eitel!
Glaub' mir — weil ich's wissen kann:
Ohne Mangel ist nicht Einer;
Und es ist ein halber Mann
Immer besser doch, als — keiner!
— Selbst die halben sind jetzt rar.
Wirst Du Dich nicht bald bequemen,
Läufst Du armes Kind Gefahr —

Nichte: Tantchen — ja, ich will ihn nehmen!!

(Das illustr. Frauenzimmer.)

Der Mensch denkt, der Esel lenkt.

Wenn Du, mein lieber Leser, in Unter-Döbling wohnst, so bist Du nah am „Himmel;" nicht nur jenem „Himmel," welcher jetzt bei Zinner und Comp. ausgespielt wird, und zu dem Du schon ein Loos in der Ta-

sche hast, sondern zum wahren, wirklichen, blauen, hohen Himmel, zum Himmel, der Kinder, Narren und — Dichter beschützt, die Lilien kleidet, die nicht spinnen, die Mädchen verheirathet, die kein Geld haben, und die Buchhändler reich macht, die kein ordentliches Buch verlegen. Ja, zu diesem Himmel führt der Weg von Unter-Döbling. Welcher Weg? Alle Wege! Denn, lieber Leser, Du wirst gestehen, daß man bei lebendigem Leibe nicht in den Himmel kömmt, und wenn man so fromm ist wie unsere Kritik, und so unschuldig wie ein Kochbuch. Erst muß man sterben, sonst kömmt man in seinem Leben nicht in den Himmel. Also jeder Weg, der zum Tode führt, ist eigentlich ein Weg zum Himmel; wenn Du aber von Unter-Döbling spazieren gehen willst, sei es nach „Heiligenstadt" nach dem Berge Eriel, oder nach „Grinzing" auf dem Berg Carmel, oder nach dem „Kahlenberg" Garizim, oder nach dem „Krapfenwaldel" auf dem Berge Ararat, oder nach dem „Himmel" auf dem Berge Sinai, oder nach „Sievring" in dem Thale Hirom, oder nach „Salmonsdorf" in dem Thale Jeschurun, kurz, wohin Dich von Döbling die Stege und die Wege alle führen, sie sind alle mit mehr Lebensgefahr verbunden, als jetzt eine Reise von Döbling nach Rio Janeiro, als ein Ausflug von Döbling nach Damascus! Ein gebrochener Fuß ist das kleinste Souvenir, eine aufgeschlagene blaue Nase das unbedeutendste Vergißmeinnicht, welches Du auf diesen ungebahnten, kiesigen, steinigen, abschüssigen, holperigen, lehmigen, schrägen, vermaledeiten Fußwegen zwischen Klippen und Abhängen pflücken kannst. Man soll seinen Nebenmenschen keinen Stein in den Weg legen, ist gewiß ein frommer christlicher Spruch; allein nirgends steht geschrieben, man soll seinen Nebenmenschen die Steine aus dem Weg schaffen! Im Gegentheile! Ein steiniger Weg, schmal, schief, mit Kiesel besäet, an der Kante mit Felsen, wo man gleich bei dem mindesten Fehltritt auf ein Steingerolle stürzt, und von dem kein „Prosit!" mehr aushilft, solch ein Pfad, wie alle die Fußpfade von Döbling in die Berge, durch die nicht genug zu bewundernde Kraft der wilden Natur, da liegen, ist der nächste Weg zum Himmel, denn nicht selten, fast alle Jahre ereignet es sich, daß ein paar Fußgänger da stürzen, Bein und Arme brechen, und ganz todt bleiben. Wir haben aber in der Einleitung schon bewiesen, daß der Tod die erste Bedingung ist, um in den Himmel zu kommen. Es sind also diese, aus purer Frömmigkeit und Nächstenliebe zum freien, allgemeinen Halsbrechen eingerichteten, und zur öffentlichen Verunglückung großmüthig preisgegebenen Fußpfade eben so viele Stufen, Leitern und Vicinalwege zum Himmel. Diese Himmelswege sind aber auch nur eine kurze Zeit dem willkürlichen Selbstmord-Vergnügen der Spaziergänger frei gestellt, denn kaum füllt sich eine Beere von diesen Weingärten mit den ersten Elementen jener sauren Lebensspeise, die man auf Flaschen gezogen unter dem Namen „Grinzinger" verkauft, und der in seiner angewandten Philosophie dazu dient, daß der Magen saure Gesichter schneidet, und das Cappillar-Gefäßnetz sich tiefdenkerisch in sich selbst zusammenzieht, so ist die große „Döblinger Continentalsperre" fertig, kein Fußpfad thut sich uns auf, in den Weinbergen muß der Wanderer alle Augenblicke ein „Pfänderspiel" mit sich spielen lassen, wo das Pfand nicht durch einen Kuß ausgelöst wird; man muß auf den großen Fahrweg gehen, wenn man Muth, Kraft, Ausdauer und Lust genug dazu hat, mit den Stellwagen um die Wette durch diesen Staub oder Morast seine Carriere zu machen.

Indessen es giebt Augenblicke, in denen der Mensch doch spazieren gehen will, entweder weil er den Magen oder das Herz oder den Kopf zu voll hat, oder weil er heute gerade sein Mittagsbrot und seine eheliche Hälfte nicht gut verdauen kann, oder weil man zu Hause sein Schreibzimmer und seine Geduld aufreibt und in einer solchen Stunde entschloß ich mich, nach Grinzing zu gehen und auf den Kahlenberg zu reiten.

Also ich kam glücklich vom Fleck und über die kleine Brücke herüber. Da „stellte sich ein sonderbares Schauspiel unsern Blicken dar!" Vom Berge herab, mir gerade entgegen, kam eine Quäkerin, dito auf einem Esel geritten. Wenn ich sage, eine „Quäkerin," so versteh' ich darunter ein Stadt-Mädchen, welches auf dem Lande sich ganz verquäkert. Die große Krempe geißelt einer solchen Land-Phyllis Schultern und Nacken, und wenn man ihr in's Gesicht sehen will, muß man sich plattlings auf den Boden werfen und in die Höhe schauen. Als ich die Reiterin kommen sah, hielt ich abseits, um ihr ganz artig den Weg zum Vorbeiritt frei zu lassen. Allein: „Der Mensch denkt, der Esel lenkt!"

Als sie ganz nahe bei mir war, wirbelte ein günstiger Windstoß die Krempen ihres Hutes in die Höhe und ein allerliebstes Antlitz sah mir entgegen.

Ich könnte nun dieses allerliebste Antlitz schildern, allein ich bin zu faul; es sei genug, wenn ich sage: ein allerliebstes Angesicht, ein Angesicht, welches im Stande gewesen wäre, ärgere Weiberfeinde, als ich bin, in einem Nu zu seinem Augen- und Wangenfeuer-Anbeter zu machen.

Als sie auf Grußweite nahe war, suchte ich meine liebenswürdigste Miene heraus, jenes selbstgefällige Lächeln, welches ich nur anziehe, wenn eine herzlich schlechte Rolle ungeheuer applaudirt wird, und mit dieser irresistiblen Miene, und mit dem Bewußtsein: „ich bin ich" ausgerüstet, sagte ich:

„Ergebenster Diener, meine Gnädigste; bergab ist's schwer reiten."

Sie nickte mit dem Kopf, wie eine Knospe vom Zephir geschaukelt; allein sie antwortete nicht.

Als sie ganz an meiner Seite war, fiel die feindselige Hutkrempe wie eine Perkussionskapsel über das Angesicht herab, und ich hätte vielleicht „Esel und Reiterin" nie wieder gesehen, wenn Gott Amor nicht durch unsere Esel sein Spiel mit uns getrieben hätte.

Ihr Esel wollte nämlich nicht an meinem vorbei. Beide Esel drängten sich an einander, und obschon wir beiderseits alles Mögliche thaten, um die Allianz unserer Esel zu zerreißen, so gelang es uns doch nicht.

Hier werden superkluge Leser wieder lächeln und in ihrer Weisheit denken: „Nun, so sehr wird er sich auch nicht gekränkt haben über diese zufällige Zusammenhänglichkeit."

Darüber bin ich hinaus. Mein Gewissen sagt mir, daß ich Alles anwendete, um unsere geenterten Esel frei zu machen, und damit bin ich beruhigt.

Die schöne Unbekannte sagte: „Das ist doch ärgerlich!" und ich antwortete: „Sehr ärgerlich!" Unsere beiderseitigen Versuche, abzusteigen, wurden von dem ganz uneselhaften Bäumen unserer Zelter verhindert, und so saßen wir, sie den Kopf gegen Norden, ich nach Süden gerichtet, und feierten in dem freien Tempel der Natur ein doppeltes tête à tête.

„Es scheint," sagte ich, „daß unsere Esel Jugend- oder Schulfreunde

sind, da sie hier ein Wiedersehn feiern, und sich nicht so bald trennen wollen."

„Sie haben Ihren Esel gewiß auch im obern Hause genommen," sprach sie, „wo ich den meinen nahm, und die sind so an einander gewöhnt."

„Ja," antwortete ich, indem ich ihrem kleinen Schwarzesel freundlich den Hals kratzte, „es ist doch ein rührender Anblick unter Wesen, die auf Bildung keinen Anspruch machen, die weder den Bulwer noch den Humoristen lesen, eine solche schwärmerische Freundschaft, wo nicht Liebe zu erblicken, und der Mensch, der gepriesene, der gebildete, sollte nicht grausam dazwischen und in die Sympathie zweier Herzen eingreifen."

Während ich so sprach, steckten die beiden Thiere ihre Köpfe noch fester zusammen, so daß das Gesicht der Reiterin gerade handweit von mir war. Sie sah mich an und lächelte. Das ermuthigte mich fortzufahren: „Sehen Sie, meine Schöne, wer weiß, ob diese Esel wirklich Esel sind, wer weiß, ob es nicht gewisse Geister der Natur sind, die unter allerlei Gestalten dem Gott der Liebe dienen müssen, und ob diese Esel nicht wahre Schicksalsesel sind, und uns auf so sonderbare Weise zusammenführen!"

„Ei," sagte sie schnippisch, und nahm zu meinem Entzücken den Krempenhut ab, und der schöne, ovale Kopf, von üppigen, braunen Locken umflogen, trat frei in seiner ganzen Anmuth heraus, „ei, vielleicht aber auch sind wir bestimmt, die beiden Esel zusammenzubringen, und nun, da unsere Sendung erfüllt ist, gehen Sie Ihre Wege und ich die meinigen, und wir haben das Unsrige gethan!" — Dabei sah sie mich lachend an und wollte absteigen, allein der Esel schlug aus und über, und sie mußte sich schnell an meiner Hand festhalten, um nicht zu stürzen.

„Sehen Sie," sagte ich, „unsere Lage wird immer romantischer! Es mögen Ihnen auf Erden schon viele Liebeserklärungen gemacht worden sein, o ja, auf Erden, aber so zwischen Himmel und Erde, wie ich sie jetzt mache, gewiß nicht! Ich möchte gerne auf die Knie sinken, Sie sehen es geht nicht! Wir sind für einander bestimmt, und diese Esel sind nichts als die Vollstrecker höherer Mächte!

„Sie sind ein Haspel!" erwiederte sie lachend, „wenn wir für einander bestimmt wären, das wäre also eine Eselei? Da, treiben Sie einmal meinen Esel an, und somit Adieu!"

„Wohlan," rief ich, „Sie sehen, daß ich Ihren Befehlen gehorche, auch gegen mein Interesse." Darauf hieb ich mit einer Art Wuth auf beide Esel zugleich ein, und siehe da, beide liefen ihren Weg fort, meiner hinauf, und der ihrige hinab; so dachte ich, allein „der Mensch denkt und der Esel lenkt!" Kaum war ich einige Schritte geritten, so hörte ich etwas hinter mir traben, ich sah mich um, es war die schöne Reiterin, deren Esel gewohnt war, dem meinigen nachzugehen, und der nun rüstig mit seiner schönen Last hinter mir herkeuchte! Ich drehte mich lachend um und sang der Holden zu:

„Und so finden wir uns wieder
In den heitern, bunten Reih'n!
Und die treuen Eselbrüder
Sollen uns gesegnet sein!"

„Sie sind durch und durch ein Narr und ein Bösewicht," sagte die Holderröthende, halb lachend und halb zürnend; „was soll daraus werden? Ich bin in der größten Verlegenheit, ich kann nicht absteigen und kann

das Thier auch nicht umlenken, was soll daraus werden? Es ist schon spät!"

„Was daraus werden soll?"

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist ein Esel und ein schönes Kind!
Es hält der Dichter sie in dem Arm,
Er hält sie sicher, er hält sie warm."

Indessen war sie ganz nahe zu mir gekommen, ich reichte ihr die Hand und sagte:

„Theures Weib, gebiete Deinen Thränen,
Hin nach Grinzing geht dein feurig Sehnen,
Dieser Esel führt Dich nicht dahin!
Aber ich, mich hören jetzt die Götter,
Werde liebesfreudig heut' Dein Retter,
Sage nun, ob ich ein Bös'wicht bin?"

Sie reichte mir die Hand, und ein sanfter Druck sagte mir mehr als alle Worte, die ich hätte hören können. Ich nahm ihr die Zügel aus der Hand, zog ihren Esel ganz nah an den meinen, und mit einer kühnen Wendung hatte ich beide zurück gegen Grinzing gekehrt. Wir ritten nun friedlich neben einander, alle Viere in tiefes Stillschweigen versunken. Ich erfuhr jedoch in kleinen Dosen, daß sie Arabella heiße, und noch nie geliebt habe. — Wir drei Andern, wir glaubten — daß —, da sie oft allein Ausflüge mache, daß wir uns — wieder finden würden! Indessen waren wir bei dem Eselbüreau angekommen, geschäftige Hände hoben uns von unsern Eseln, und mit einem bedankenden Blick, in dem eine ganze geographischstelldicheinische Landkarte lag, trennten wir uns. Sie sah noch einmal nach mir zurück, und ich trennte mich von meinem Esel, indem ich ihm die Hand auf's Haupt legte und ausrief:

„Das war ein kluger Streich von einem Esel, der Himmel helfe zu mehreren!" Saphir.

Die Audienz in Pantoffeln.

Ein französisches Ministerium zu bilden ist jetzt eine schwierige Sache. Man hat sich daher in Paris vorzusehen, daß man nicht zum Minister gepreßt wird, wie weiland die Matrosen gepreßt wurden, damit man nicht Nachts nach dem Elysee entführt wird. Etwas dem Aehnliches passirte bei der Bildung des letzten bonapartistischen Kabinets. Baroche hatte mit unsäglicher Mühe alle Portefeuilles an den Mann gebracht; nur für eins — den Handel und Ackerbau — konnte er keinen Abnehmer finden. In der Verzweiflung durchblätterte er einen alten Gerichtskalender. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Schnell, Mauroy, rief er seinen Kabinets-Chef, nehmen Sie meinen Wagen, fahren Sie zu Bonjean, und bringen Sie ihn her. Wenn der nicht todt ist, so ist mein Ministerium vollständig. Es war 10 Uhr Abends, als Mauroy an der Hausthür Bonjeans klingelte. Bonjean ist ein solider Mann, und in der Regel um 9 Uhr zu Hause. Dies Mal aber war er es nicht. Sie werden ihn nicht weit zu suchen haben, sagte

die alte Haushälterin. Die Politik hat den Herrn heut sehr beunruhigt, und da ist er in's Lesekabinet da drüben gegangen, um vor dem Schlafengehen die Zeitungen zu lesen. Mauroy stürmte in's Lesekabinet. Herr Bonjean! rief er beim Eintreten, um unter der Menge seinen Mann herauszufinden. Da bin ich! antwortete eine Stimme, deren Eigenthümer alsbald in einem abgetragenen Arbeitsrock, eben so alten Pantalons, mit eben so alter Mütze auf dem Kopfe und in einem Pantoffelpaar steckte, mit deren Pelzwerk die Motten eine gräßliche Verwüstung vorgenommen, sich dem Suchenden präsentirte. Herr Bonjean, sagte Mauroy, der Herr Minister des Innern hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie ihn durch einen Besuch sehr erfreuen würden. — O sehr gern, antwortete der Negligéist. Wollen Sie dem Herrn Minister sagen, daß ich ihm morgen früh 8 Uhr aufwarten werde? — Morgen, Herr Bonjean? — Nein, heute, auf der Stelle wünscht Sie der Minister zu sprechen. Er hat Ihnen ein Portefeuille anzutragen. — Ah! dann gehen wir. Aber lassen Sie mich erst dieses Negligée . . . — Durchaus nicht! der Herr Minister hat mich beauftragt, Sie zu ihm zu führen, wo und wie ich Sie finde. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Und damit stieß Mauroy den künftigen Arbeitsminister aus dem Lesekabinet und schob ihn gleich in den Wagen, denn er konnte ihm ja schappiren, und fort gings, daß Kies und Funken stoben, nach dem Hotel des Ministers des Innern. — Wir bedurften Ihrer, Herr Bonjean, rief Baroche dem Ankommenden entgegen, sobald er seiner noch in der Ferne ansichtig wurde. Wollen Sie Minister sein? — Bonjean zögerte mit der Antwort. — Also Sie willigen ein? Nicht wahr, die Sache ist abgemacht? — Ja . . . Minister . . . Minister . . . stotterte Bonjean. Aber was für einer? — Handel und Ackerbau. Sie werden mir vielleicht einwenden, das sei nicht Ihr Fach. Aber mit Ihrem Talent arbeiten Sie sich in 8 Tagen hinein. Also tausend Dank, mein theurer Herr Kollege, fuhr Baroche fort, ohne auf seine Einwendungen zu warten. Und nun fort zum Elysee! Sie müssen heut Abend noch dem Präsidenten vorgestellt werden. — Vergebens bat Bonjean wenigstens um so viel Zeit, daß er sich mit Frack und Stiefeln versehen könne . . . Baroche hielt seinen Mann fest, denn er hätte ihm ja desertiren können. Zehn Minuten später hielt Herr Bonjean im Arbeitsrock und Pantoffeln als neuer Handels- und Ackerbau-Minister seinen Einzug in das Kabinet des Präsidenten der Republik. Am nächsten Tage figurirte sein Name in der offiziellen Ministerliste des Moniteur. Acht Tage später brachte eben derselbe die Entlassung des Ministeriums, und Herr Bonjean mag nun wieder, statt Politik machen zu helfen, sie in Schlafrock und Pantoffeln lesen.

Bajazzo.

Sagen Sie mir doch, Herr Professor, fragte eine Dame, waren die beiden Dichter „Friedrich von Schlegel" und Professor August Wilhelm nicht „Schlegel" Brüder?

„Von dem einen weiß ich es gewiß, meine Gnädige, von dem andern will ich es jedoch nicht ganz bestimmt behaupten." war die Antwort.

„Was ist ein Amphibium?“ — Ein Thier, was sich theils auf dem Lande theils — theils — „Nun, theils?“ — Theils in der Stadt aufhält.

Cartouche besiegt! Die Bologneser Zeitung enthält folgenden Bericht: Am 25. Januar Abends, während ein Theil der Bevölkerung der 6000 Bewohner zählenden Stadt Forlimpopoli im Theater war, besetzten zwei Abtheilungen der Bande Passatore's die beiden Thore der Stadt, überfielen und entwaffneten die wenigen Gendarmen, welche theils den Wachtposten am Theater, theils andre Posten besetzt hatten. Hierauf stiegen sie auf die Bühne, ließen den Vorhang aufziehen und bedeuteten die Zuschauer, indem sie die Schlüssel der Stadt vorzeigten, daß sie jetzt Herren der Stadt seien. Niemand durfte das Theater verlassen; den Zitternden sagten es die Räuber ganz unverhohlen, daß sie die Stadt ausplündern würden. Sie bemächtigten sich dann des ebenfalls im Theater anwesenden Vorsitzenden der Stadtbehörde und zwangen ihn unter furchtbaren Drohungen, ihnen seine Wohnung anzuzeigen, die sie gänzlich ausplünderten. Sie wollten ihm auch die Schlüssel des Leihamts nehmen, dessen Schlösser sie doch nicht eröffnen konnten. Auch gelang es ihnen nicht, die Thüren mit Axthieben durch zu schlagen. Während nun ein Theil der Bevölkerung im Theater fest gehalten wurde, plünderten die übrigen Banditen in den Wohnungen der wohlhabenden Bürger, kehrten darauf in's Theater zurück, nahmen hier noch Börsen, Uhren, Ringe, 2c. und verließen reichbeladen um 12 Uhr die Stadt.

In einem Wiener Blatte wird „ein besonders kräftiger Holzhacker“ gesucht und zwar von einem Theaterfreunde, dessen kleiner, schwächlich gebauter Körper bei dem Andrange zum Billetverkaufsbureau am Hofoperntheater stets zurückgedrängt und überwältigt worden, und der jetzt also einen kräftigen „als Raufer und Händelsucher bewährten Mann“ aus dieser Holzkategorie mit dieser halsbrecherischen Mission betrauen will.

Bei dem Berliner Publicum scheint eine schwierige Streitfrage darüber entstanden zu sein, ob die Tänzerin Marie Taglioni adamitischen Ursprungs und von Fleisch und Bein sei; denn die Spener'sche Zeitung bringt folgendes Gedicht: „Bist Du aus Erdenstoffen, aus Aetherluft gewebt? — Denn wir gesteh'n es offen, wenn Dein Fuß tanzend schwebt, dann glauben wir was Dichtung spricht: ein irdisch Wesen bist Du nicht“ 2c.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 12. Nordhausen, März. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Das Lied vom Wein.

Es wird der Wein gelesen,
Es wird der Wein gepreßt,
Drum ziehen die Gelehrten
Ihn auch zu jedem Fest.

Er spricht in allen Zungen
Und daher auch Latein,
Denn es drang in die Römer
Sein Geist schon lange ein.

Der Wein spielt alle Stände,
Ist artig und galant,
Hat immer eine Blume
Für Damen bei der Hand.

Zwar ist er auch ein Raufer,
Und wer sich an ihm rieb,
Versetzt er ohne Zagen
Gar manchmal einen Hieb.

Man hört oft Viele sagen:
Ich halte meinen Pakt;
Ein Viertel und ein Achtel,
Sonst komm' ich aus dem Takt.

So ist ein Virtuose
Der Wein auch jedenfalls,
Weil er schon viele Noten
Gestrichen durch den Hals.

Es liebet auch ein Spielchen
Der Wein ganz sicherlich,
Und wenn er will verlieren,
Bekommt er einen Stich.

Doch hat er auch zum Dichten
Unendliches Genie,
Denn er schuf uns das Räuschchen
Ohn' alle Compagnie.

Der Wein ist auch ein Pastor,
Die Kanzel ist das Faß,
Sein Spruch zu allen Zeiten:
In vino veritas!

Er ist ein Mediciner
Und stellt die Schwachen her,
Doch, weil er macht Haarbeutel,
So ist er auch Friseur.

Er ändert auch den Namen,
Als wär' er ein Starost,
Denn eh' er Wein geheißen,
Da hieß er Monsieur Most.

Ob roth, ob weiß die Farbe,
Danach fragt nicht der Wein;
Das Recht vom Feuergeiste
Soll Allen angedeihn.

D'rum hebet hoch die Becher
Für Wahrheit, Recht und Licht!
Der Römer kann zerbrechen,
Doch deutsche Treue nicht.

(Probisch, Aus voller Brust!)

Der Magen.

Eine philosophisch-physiologische Betrachtung

von

A. Löwenstein.

Jeder von Ihnen, meine Herren, kennt die Wichtigkeit des Magens in der Oekonomie des thierischen Haushalts. Er hat diese Wichtigkeit schon in der vorsündfluthlichen Zeit gehabt, und die rohesten Söhne der Natur bis zu Nationen hinauf haben sie ihm unbestritten eingeräumt. Doch erst in der civilisirtsten neuesten Zeit, mit der Entwickelung durchgreifender politischer Ansichten und der feinern Ausbildung socialer Verhältnisse ist der Magen der Mittelpunkt der größten, höchsten und allerhöchsten Kreise und der Schlußstein aller bedeutenden ephemeren wie nachhaltigen Ereignisse geworden. Gewonnene Schlachten, gemachte Entdeckungen, Geburtstage bedeutender Männer, Erinnerungen denkwürdiger Begebenheiten, Stiftungsfeste, Jubiläen, — was ist der Refrain aller dieser Feierlichkeiten? Ein Zweckessen. Bei allen diesen Feierlichkeiten feiert der Magen niemals mit. Dies ist so wahr, daß der Magen, wenn er ein Journal führte, ein Spiegelbild des individuellen

wie des Staatslebens abgäbe. Der Magen eines großen Staatsmanns und der Magen eines berühmten Gelehrten enthalten zusammen die Geschichte der Zeit in ihrer politischen und doctrinellen Entwickelung.

Es ist daher wohl zeitgemäß, den Magen genauer ins Auge zu fassen und vom Standpunkte wissenschaftlicher Forschung zu untersuchen, inwieweit er die merkwürdige Sympathie unserer Zeit bedinge und verdiene. Wenden Sie nun, meine Herren, einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit vom realen Magen dem idealen zu und fürchten Sie nicht, daß meine hier etwa aufzustellende Theorie zu lange störend in Ihre Praxis eingreifen wolle.

Unstreitig ist der Magen einer der größten Magnaten der Erde und jeder gute Anatom weiß, daß ihn noch vor der Geburt die Natur mit vielen Bändern decorirt und so schon früh die Stellung angedeutet hat, die er später im Körperstaat einzunehmen bestimmt ist. Auch ist er mit einem großen Kreuz versehen, das er aber, abweichend von den damit geschmückten Staatsdienern, nicht vor, sondern hinter sich hat. Der Magen ist die Wurzel des Körperstammes, die Sonne des Körperweltsystems, der Dampfwagen der Lebenseisenbahn. Er ist der tüchtigste Advokat, der täglich und stündlich zu Gunsten der Betheiligten den bedeutendsten Prozeß leitet, den Prozeß der Verdauung; er ist der Rothschild aller großen und kleinen Organkönige, die ohne seinen steten Succurs gar nicht existiren können; er ist der Vorsteher der eigentlichsten Lebensversicherungsgesellschaft. Ja, wenn wir den Körper als einen Staatskörper betrachten, so können wir den Magen mit Fug und Recht auf dessen Thron erheben. Der Magen, sage ich, ist der König des Körperstaates, sein Erhalter, sein Beschützer, sein Ernährer. Die Natur scheint auch diese seine Stellung dadurch angedeutet zu haben, daß sie ihm Adern verlieh, die ihn in Form einer Krone umgeben und die daher von den Anatomen Kronadern genannt werden. Er ist als König unbestritten ein Musterbild aller Könige. Wie sorgsam und geschickt weiß er die Einnahmen zu verarbeiten und zu verwenden, wie läßt er selbst den entferntesten Provinzen die Unterstützungen zufließen, die sie ihrer Natur und Stellung nach zu verlangen berechtigt sind. Freilich ist er mit treuen Räthen umgeben, die mit ihm im vollen Einverständniß sind und handeln. Namentlich steht ihm als wackerer Rathgeber zur Seite der Minister Le Ber, der frei von der Leber spricht und ganz ohne Rückhalt, wenn er mit dem Könige arbeitet, seine Galle einfließen läßt. Zum Vortheil seines Reiches arbeitet seine Majestät ohne Unterbrechung Tag und Nacht, so daß man nie von ihm sagen kann, er habe geruht, dies oder jenes zu thun, und seine geräuschlose, dem Naturrecht gemäß sich entwickelnde Thätigkeit gibt sich durch eine Wohlhabenheit, durch ein Wachsen und Gedeihen aller einzelnen Theile wie des Ganzen deutlich zu erkennen. Vielleicht dürfte kein Monarch auf Erden das corpus juris so genau kennen wie unser quästionirter König, und nur dadurch, daß er den aus dem corpus juris oder besser aus dem jus corporis entspringenden Gesetzen nachlebt, führt er mit der Zeit eine gesunde, lebenskräftige Constitution herbei, und liefert dadurch den in die Augen springenden Beweis, wie sich ein gut constitutioneller Staat mit dem monarchischen Prinzip nicht nur verträgt, sondern selbst von diesem bedingt ist. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß die beiden Kammern hier nicht alljährlich oder noch

seltener auf eine gewisse Zeit zusammenberufen werden, sondern daß sie permanent im Herzen des Reiches in Activität sind, daß der König à la carte wirkend und handelnd, Alles erst in die Kammern einbringt, ehe er es, in succum et sanguinem vertirt, den einzelnen Verwaltungsabtheilungen übergibt, daß er einer höhern außer ihm liegenden legislativen Gewalt Folge leistend, sich auf die Executive beschränkt, daß er selber Alles vorbereitet für die Thätigkeit der Organe, daß er eine Bevorzugung der rechten oder linken Seite nicht kennt, daß er manchem thätigen Darm die Leitung wichtiger Dinge überläßt, und sicherlich ist es nicht seine Schuld, wenn gewisse ausführende Behörden in einem üblen Geruch stehen. So sind wir denn Alle wackre Patrioten. Wir sind um unsern König jederzeit besorgt; wir tragen ihm freudig unsere Steuern zu, ohne daß jemals executive Zwangsmittel erforderlich wären; wir steuern ihm direct, viel oder wenig, je nach unserm Einkommen, ohne daß wir darum aufhören, der Mahl- und Schlachtsteuer zu huldigen; dem Könige in uns gilt unser erstes und letztes Glas; ihn lassen wir leben, wen wir auch immer leben lassen; mit ihm hauen wir tüchtig ein, wo es immer gilt. Und doch, meine Herren, sollte man's glauben, daß in unsrer demagogischen Zeit man auch unserm König seine Krone zu entreißen sich verbindet und alle Welt zu diesem hochverrätherischen Zwecke aufwiegelt. Denn eine für den Magenfürsten gefährliche Propaganda sind — Kranichfeld und die Mäßigkeitsvereine.

Doch nehmen wir nun selbst in unserer Betrachtung dem Magen sein Königthum wieder und lassen ihn in die Reihe der Organe des Körpers zurücktreten, unter denen er unbestritten einen der ersten Plätze einnimmt. Der Magen hat in seinem Wirken viel Aehnlichkeit mit dem hochgestellten Kopfe, und eine Vergleichung Beider ist interessant und belehrend. Die Thätigkeiten des Kopfes wiederholen sich im Magen auf eine auffallende Weise. Der Magen hat sein Begehrungsvermögen, sein Urtheilsvermögen, und daß er zu schließen versteht, — lehrt gewiß das Ende jeder Mahlzeit. Mancher Magen hat ein ausgezeichnetes Fassungsvermögen, und wie viele Leute sehen wir täglich mit Verstand essen. Der Magen hat auch sein Erinnerungsvermögen, nur sind die Erinnerungen in der Regel unangenehmer Art, auch giebt es Magen, die nur wenig zu behalten vermögen. Seinen Sinn für Freiheit demonstrirt der Magen auf negative Weise, indem er keinen Druck lange verträgt, der nicht eine Gährung und endlich das Ausbrechen — einer Revolution zur Folge hätte. Mit solchen Thätigkeiten ausgerüstet, ist der Magen immer der Antipode des Kopfes. Die Thätigkeit des Kopfes nimmt ab, wenn der Magen Speis' und Trank aufgenommen hat; plenus venter non studet libenter, sagt der Lateiner. — Der Magen hat auch seinen Charakter. Der hat einen guten Magen, jener einen schlechten Magen, der einen reinen Magen und jener einen durch und durch verdorbenen Magen. Claus meint: ich habe einen niederträchtigen Magen, Kunzen's Magen ist ein Genie von Magen, dem nichts zu schwer, nichts zu hart, nichts zu scharf erscheint, was er nicht in sich aufzunehmen und zu verarbeiten im Stande wäre. Kommen diese Eigenschaften nicht ebenso dem Kopfe zu? — Ein überladener Magen hat mit dem überladenen Kopfe das Gemeinsame, daß das Aufgenommene nur schwer und langsam verdaut wird. Beide nehmen dann leicht eine verkehrte Richtung. Der leere Magen gleicht aber auch dem leeren Kopf darin, daß sich beide.

gar leicht aufblähen. Es giebt Leute, die immer nur die Beschäftigung des Magens im Kopfe haben, zugleich aber die Beschäftigung des Kopfes im Magen. Viele arbeiten mit dem Kopfe für den Magen, während so Mancher um des leeren Magens Willen den Kopf voll hat, oder um der Bedürfnisse des Magens Willen den Kopf verliert. Es giebt aristokratische Magen, die sich zu höhern Genüssen, zu Süßigkeiten und Delikatessen allein berechtigt glauben. Es ist dies bei Personen der Fall, die merkwürdiger Weise Rosinen im Kopfe haben. Wir kennen Magen und Köpfe, die man leicht satt kriegt, wir kennen aber auch Magen, die verstimmt sind, und dann am verstimmtesten, wenn sie lange aufgeräumt waren. Die Bildung des Kopfes beginnt schon beim Kinde, und die neuere Zeit hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan durch die Errichtung von Kleinkinderbewahranstalten. Von großem Gewinn wäre es ohne Zweifel, wenn von Polizeiwegen Kleinmagenbewahranstalten gegründet würden, die Manchen für die Folge vor einem verdorbenen Magen eben so schützten, wie jene der Verderbniß des Kopfes und Herzens im Keime entgegen arbeiten.

Die Gastronomie, meine Herren, die das für den Magen, was die Psychologie für den Kopf, die Gastronomie, sage ich, ist ein Feld, das noch fleißiger Cultur bedarf, ehe sie ebenbürtig sich den andern Wissenschaften zur Seite stellen kann, und es bedarf gewiß nur einer leisen Anregung von meiner Seite, um Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der, im buchstäblich anatomischen Sinne des Worts, Ihnen Allen am Herzen liegt.

(Humoristische Vorträge.)

Bajazzo.

Bei einem Auflaufe wurde ein Knabe von einem andern gefragt, wohin er so eilig laufe? „Ich will nur machen,“ erwiderte Jener, „daß ich bei dem Spectakel einen guten Platz kriege!“ — Nimm Dich nur in Acht, entgegnete der Andere, daß Du nicht einen Sperrsitz bekommst.

Einige Zeitungsschreiber saßen in einer Conditorei und trieben mit einem hausirenden Juden ihren Scherz. „Schmul,“ sagte der Eine, gab's im alten Testament auch schon Zeitungsschreiber?“ — Der Jude sah ihn pfiffig an und erwiderte: „Gewiß, denn König David sagt im 4. Psalm: Wie habt ihr doch das Eitle so lieb und die Lügen so gern.“

Es bat Jemand einen Arzt, ihm doch etwas für die Augen seiner Frau, die sehr entzündet waren, zu verschreiben. — „Sie soll sich jeden Tag mit einem Gläschen Branntwein waschen,“ sagte der Doktor. Wenige Wochen nachher begegnete Letzterer dem Ehemann. „Nun, Freund, hat Ihre Frau meinen Rath befolgt,“ fragte er. „Sie hat sich alle mögliche Mühe gegeben, Doktor,“ sagte der Gatte. Sie hat das Glas aber nie höher, als bis zu ihrem Munde bringen können.

„**Nichts Neues?**" fragte ein Offizier der Runde, die Schildwache. — „Nein, Herr Lieutenant, wissen Sie nichts?"

Ein Betrunkener ging aus der Schenke, als eben der volle Mond am Himmel stand, nach Hause. Nachdem er denselben eine Weile betrachtet, sagte er, sich brüstend: Brauchst dich nicht so wichtig zu machen, daß du alle Monate einmal voll bist; ich bin alle Tage voll."

Ein Bauer hatte beim Pastor die Taufe bestellt, und kam mit dem Kinde und dem Pathen in die Kirche. — „Aber lieber Freund," bemerkte der Pastor, „Er hat mir ja noch nicht gesagt, wie der Knabe heißen soll." „Daran habe ich selber nicht gedacht, nun wie soll ich'n denn nennen, Herr Pastor? — „Nun so gebt ihm doch Euren Namen." Verwundert sieht ihn der Bauer an; „nun meinetwegen, so lof ich derweile so rum."

Lehrer: Was thaten die Fürsten von ....?
Erster Junge: Sie regierten.
Lehrer: Falsch!
Zweiter Junge: Sie fuhren spazieren.
Lehrer: Falsch! Wer weiß es?
Dritter Junge: Das weiß man nicht.
Lehrer: Freilich weiß man es, Du Esel! sie spalteten sich in drei Linien!

Ein Fremder, welcher einen durch seine Naivetät und Herzlichkeit beliebten Volksdichter besuchen wollte, traf diesen in dem Augenblicke, als er aus der Thür seines Hauses einem Hunde nacheilte, der ihm entsprungen war. Der Fremde blieb ganz erstaunt stehen. Nach einer Weile kam der Dichter, mit dem Hunde auf dem Arm, zurück und sagte, indem er demselben mit der Hand schmeichelte, zu seinem gelehrten Besuche: „Nicht wahr, Sie sind noch da? — Das wußte ich wohl, daß Sie mir nicht davon liefen!"

Man machte dem französischen Marschall Soubise den Vorwurf, während der Schlacht bei Roßbach sich nicht an der Spitze seines Heeres, sondern im Bade befunden zu haben. Sogleich erschien in Holland eine Medaille, welche auf der einen Seite die Schlacht bei Roßbach, auf der andern Seite aber den Prinzen Soubise in der Badewanne zeigte, mit der Unterschrift: „Das ist ein General, der sich gewaschen hat!"

Eine sociale Revolution in Köln. Am 17. Februar hat in Köln die sociale Revolution begonnen. Die angesehensten Bankhäuser haben erklärt, daß sie ununterbrochene Bureaustunden bis 5 Uhr einführen wollen, und gegen 300 meist kaufmännische Häuser haben sich anheischig gemacht, versuchsweise auf 6 Monate die Mahlzeit auf 5 Uhr zu verlegen. Diese Einrichtung ist offenbar vernünftig; aber alle, von denen Chamisso singt: „Der Zopf hängt ihm hinten," sind über diese unschuldige Neuerung in eine wahrhaft fanatische Wuth ausgebrochen. Sie versichern zornschnaubend, daß es eine Sünde sei für diese alte ehrwürdige Stadt, daß hier von Franzosenaffen Gottes heilige Weltordnung umgestoßen werden solle. Unter Gottes heiliger Weltordnung verstehen sie natürlich Frühstück (mit Kaf-

fee und Zucker), Mittag- und Abendessen, in welcher Art sie eine Trinité erblicken, welche schon seit Jahrtausenden, nach ihnen seit der Schöpfung der Welt eingeführt sei, und doch aßen die alten Römer früher schon erst um 5 Uhr, und thun dies noch heute Engländer, Amerikaner 2c. — Der Streit ist aufs höchste gestiegen und wird wuthentbrannt in allen Häusern geführt; Bruder gegen Bruder, Mann gegen Weib, die Dienstmagd gegen die Herrschaft, und die Aufregung ist so groß, daß Köln am Ende noch zur Sicherheit in Belagerungszustand erklärt werden muß.

„Dies Bildniß ist bezaubernd schön." In Paris gab dieser Tage eine Entführung zu einem komischen Straßenspectakel Anlaß. Vor einem Friseurladen nämlich, an dessen Fenster sehr schöne Wachsbüsten, frisirt und elegant gekleidet, zur Schau standen, erregte eine die Aufmerksamkeit eines jungen Engländers, der nun mit lauter Stimme dem Wachsbilde Elogen zu sagen begann. Das Publicum sammelte sich bald um den begeisterten Liebhaber, der endlich zur Wirklichkeit wieder zurückkam, sich in den Laden drängte und den Eigenthümer in geradebrechtem Französisch frug, was er für seine Puppe haben wolle. Der Friseur verweigerte den Verkauf; da warf der junge Mann zehn Louisd'or auf den Tisch, packte die Büste und war mit einem Satze zur Thür hinaus. Draußen empfing ihn und den nacheilenden Eigenthümer der Jubel des Publicums; der begeisterte Engländer bahnte sich jedoch mit einigen Boxerstößen den Weg bis zu seinem Hotel. Als nun einige Stunden später der Friseur dahin kam, um sein Eigenthum zu reclamiren, wurde er von dem Engländer zu einem förmlichen Boxerkampfe herausgefordert, und nur dem ernstlichen Einschreiten der Polizei gelang es, ihm seine entführte Wachsbüste wieder zu verschaffen.

Im Jahre 1730 führte man zu Limoges eine Oper zur Feier der Ankunft eines neuen Gouverneurs auf. Das Stück war voller Anspielungen auf diesen neuen Helden. Gleich beim Anfange war die Scene — Nacht, von einzelnen Sternen erleuchtet, und man begann mit dem merkwürdigen Verse:

Soleil, vis-tu jamais une si belle nuit?
(O Sonne, sahst du je solch eine schöne Nacht?)

Der amerikanische Staatsmann van Buren wurde bei einem Meeting vom souverainen Volke sehr ungnädig aufgenommen; man ließ ihn nicht zu Worte kommen und bombardirte ihn mit einer Salve von „groans" nach der andern. Ohne die Miene zu verziehen ließ van Buren die Leute zischen und pfeifen; als endlich der letzte groan verhallt war, knöpfte er seinen Rock zu und entfernte sich mit den Worten: „Nun, Ihr seid jedenfalls um eine famose Rede gekommen."

Eine amerikanische Zeitung berichtet den folgenden Vorfall, der sich unlängst zu Salem in Nordamerika begeben haben soll, und ein lautes Memento ruft über so manche Handwerker und Arbeiter, die es mit ihren Zusagen und eidlichen Betheuerungen oft gar so leicht nehmen. Die Stadtzeitung von Salem machte eine öffentliche Anzeige von dem Tode eines dortigen Tischlermeisters, und setzte damit die Einwohner nicht wenig in Erstaunen, da sich der genannte Verstorbene frisch und gesund in ihrer Mitte befand. Der todte Tischler eilt Hals über Kopf zum Redak-

teur jenes Journals und erfährt, daß der Kaufmann S. aus Salem diese Anzeige habe einrücken lassen. Der Verstorbene beflügelt auf's Neue seine Füße und steht in wenig Minuten vor dem Kaufmann S., der ihn mit allen Zeichen der Verwunderung und des Beschwerdens empfing. „Seid Ihr nicht wirklich todt, — liegt Ihr erst jetzt in den letzten Zügen?“ sprach er zu dem keuchenden Schreiner. „Seht Meister,“ fuhr er fort, „als ich Euch vor drei Wochen meinen Schreibtisch zum Ausbessern gab, zum 1. d. M. zu liefern, habt Ihr Euch auf mein Begehren verbindlich gemacht, ihn bis zum 1. d. M. zu liefern und mir betheuert, es werde geschehen, wenn Ihr bis dahin anders am Leben bliebet. Da nun der Schreibtisch nicht gekommen ist, so mußte ich annehmen, daß Ihr gestorben seid, und so habe ich denn aus lauter Theilnahme die Todesanzeige in die Zeitung setzen lassen.“ Was wollte der Tischlermeister hierauf entgegnen? Er war beschämt, bat um Verzeihung wegen seiner Wortbrüchigkeit und gelobte feierlich, sein gegebenes Wort künftig auf das pünktlichste zu halten.

Sprach-Reiniger. „Lieber, bester Freund, ich weiß, daß Sie im Begriff stehen zu rufen: Appel-zi-nos! Um's Himmelswillen, sagen Sie wie es richtig: Apfel-si-nen! Hier sind 2 Schilling, denken Sie das nächste Mal daran!!“

Das Sprüchwort: „Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal“, wird wahrscheinlich aus folgender Geschichte abgeleitet. Im Jahr 1558 lebte hier ein polnischer Student, der in den Annalen nur der tolle Bartholomäus genannt wird, und der wegen seiner losen Streiche berühmt war. Ein Schuhmacher, welchem er eine Summe Geldes schuldig war, drang in ihn, seine Rechnung zu berichtigen. Der Pole fragte denselben, ob er dürres Fleisch oder Leder an Zahlungsstatt annehme? — Ich nehme Alles an, antwortete der Schuhmacher. Am 17. Septbr. um Mitternacht geht der Pole zum Hochgericht, nimmt zwei Körper, die längere Zeit gehangen hatten, von dem Galgen, schleicht sich mit den Körpern herein, und stellt dieselben dem Schuhmacher, welcher vor dem äußern Gerberthore wohnte, vor die Hausthüre. Am andern Morgen sieht die Nachbarschaft mit Schrecken, was des Nachts geschehen war und man geht zum Bürgermeister, um diesem die Sache zu melden. Die Gerichte überzeugen sich von dem Vorgefallenen und der Scharfrichter erhält den Auftrag, gegen noch einmaligen Lohn die Körper wieder an den Galgen aufzuhängen. Der Stadtrath ließ den Studenten, von dem alsbald bekannt wurde, daß er diesen tollen Streich ausgeführt habe, festnehmen, in ein Faß spunden, und dasselbe einem Fuhrmanne mit dem Befehl übergeben, den Studenten in der Görlitzer Haide laufen zu lassen.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 13. Nordhausen, März. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅓ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Ganz recht gedacht.

Sie sollen mich nicht haben
Zum Mäßigkeitsverein,
Und wenn sie alle Tage
Mir in die Ohren schrei'n.

Sie wollten mich gar fangen
Jüngst mit der neuen Schrift,
Indem allda geschrieben,
Der Branntewein sei Gift.

Der Amtmann kann so sprechen,
Das macht ihm keine Pein,
Denn anstatt so ein Schnäpschen
Trinkt er drei Flaschen Wein.

Sagt, ist es denn Verbrechen,
Daß, wenn die Sonne sinkt,
Man nach des Tages Lasten
Ein kleines Gläschen trinkt?

Wird Gott im Himmel zürnen
Darob dem armen Mann,
Der an dem Saft der Reben
Sich nie erlaben kann?

Kann's uns die Welt verdenken,
Die wir die Welt doch bau'n,
Wenn in Ermang'lung Goldes
Wir nach dem Eisen schau'n?

Der Reiche kann schon treten
Keck dem [illegible],
Doch [illegible] Unsereiner,
So [illegible] es Narretei.

Für uns're Müh und Kräfte
Da will was Derbes sein,
Und Rheinwein für sechs Pfenn'ge
Der wollt' noch nie gedeih'n.

Trinkt Unsereins zwei Schnäpschen,
Heißt's: Seht den Säufer an,
Ein Reicher — der betrunken,
Der heißt — ein Lebemann.

Kurz, man soll mich nicht haben
Zum Mäßigkeitsverein,
So lang noch einen Kümmel
Man schenkt in's Gläschen ein.

So lang noch Krausemünze
Und Pomeranzen blühn,
Und man den Korn, den reinen,
Kann auf die Blase ziehn,

So lang trink' ich mein Gläschen
Zu meines Leib's Gedeihn,
Und denke: ist es Sünde,
Na! so wird Gott verzeihn.

Theodor Probisch

Wallensteins Geist.

Nordöstlich von der Stadt Gitschin im blühenden Böhmen liegt in einer reizenden Gegend auf einer sanften Anhöhe, von grünenden Hügeln und Wäldern umgeben, ein weitläufiges Gebäude, dessen regelmäßige Bauart und massive von der Länge der Zeit geschwärzte Mauern dem Wanderer sogleich sagen, daß seine ursprüngliche Bestimmung nicht die eines gewöhnlichen Wohnhauses war. Die düstere Ruhe, nur durch das Rauschen des Windes in den Wipfeln der uralten Tannen unterbrochen, ist ganz geeignet, die Seele zu beschaulichen Betrachtungen zu stimmen und so mancher starke Geist mag hier, dem thatkräftigen Wirken für das Wohl seiner Mitmenschen entzogen, in der schiefen Richtung seiner Zeit, unter nutzlosen Meditationen, unter Entbehrungen und freiwilliger Mühsal des Körpers verkümmert sein: es ist die Walditzer Karthause, die von dem großen Wallenstein, dem gefürchteten Friedländer, erbaut und durch 150 Jahre die Ruhestätte seines Gründers wurde, bis sie endlich durch des erleuchteten Joseph II. Machtwort das Schicksal der meisten Klöster theilte.

Eines schönen Herbstmorgens im Jahr 1640 sah man einen Reitertrupp sich dem Kloster nähern; der Anblick der prächtigen Gebäude beflügelte ihre Eile; sie hofften bei behäbigen Mönchen gastliche Aufnahme und reichliche Entschädigung zu finden für den forcirten Ritt; Krieg und Pestilenz hatten das Land verheert, die Gegend war öde und menschenleer. Vergebens späheten die Führer des kleinen Zuges nach einem lebenden Wesen, das ihnen hätte Aufschluß geben können, ob die gastlich winkenden Räume leer oder vielleicht vom Feinde besetzt seien, der ihnen im Hinterhalt Verderben drohe.

Das Stampfen der Rosse auf dem hochgepflasterten Eingang hatte den einzigen Bewohner, den das Haus noch beherbergte, aus seinem Stübchen gelockt: ein Greis mit einem Silberbarte, das haarlose Haupt mit einem Käppchen bedeckt, in eine Kutte gehüllt, hieß die Gäste willkommen.

„Heda, Alter!" riefen mehrere Stimmen zugleich, „nun frisch aufgetischt, bringt Wein und kernigen Imbiß! Hunger und Durst wollen wir nicht leiden, wenn wir im Kloster einsprechen."

„Ihr kommt von ferne, liebe Herren, und wißt wohl nicht, daß Eure Kameraden Küche und Keller schon geleert haben. Für Eure Pferde wird frisches Gras im Garten gewachsen sein, doch Burgunder und Rheinwein ersetzen sich nicht so schnell, als sie vergeudet sind," entgegnete der alte Mann mit ruhiger Miene.

„Macht keine Schnurrpfeifereien und laßt alles unnütze Geschwätz; solche Ausflüchte kennen wir, sie helfen Euch aber nichts. Holt den Schlüsselbund und thut, wie Euch befohlen," herrschte Einer dem Greise zu.

„Wird nicht nöthig sein, Schloß und Riegel sind zertrümmert und die Thüren meist aus den Angeln gehoben: Ihr werdet daraus erkennen, daß Ihr nicht die Ersten seid, die uns die Ehre eines Besuchs erwiesen."

Die Soldaten hatten sich mittlerweile von den Pferden geworfen, und waren eben in der Laune, ein tüchtiges Frühstück zu nehmen, als die Rede des Wächters das Erwartete zweifelhaft machte. — Die Hoffnung auf einen Krug Wein gibt jedoch kein Soldat so leicht auf, viel weniger, daß diese durstigen Gesellen sich mit den Worten des Greises begnügt hätten.

„Höre, alter Schelm!" eiferte Einer, dessen schmuckeres Aussehen und blühendes Gesicht eine gutmüthige Seele verrieth, „treibe keinen unzeitigen Scherz, wir wollen Dir die Mühe sparen, uns die Humpen zu füllen; zeige uns den Weg zum Lager, nimm Kannen mit und Licht, wir werden uns selbst berathen."

Der Alte that nach Befehl und erschien in Kurzem wieder mit einer Laterne. Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Kellergewölbe hauchten kalten Athem den lebensfrischen Gesichtern der Zechlustigen entgegen, auf dem Steinpflaster hallten ihre Schritte und schon sahen die vom Dunkel geblendeten Augen beim Schein der emporgehaltenen Leuchte die runden Bäuche der gewaltigen Fässer.

„Seht, Kameraden, d i e warten auf Erlösung! schnell die Kannen her!" rief freudig der Vorderste.

„Mäßigt Eure Lust, prüfet vorerst und sehet, was ihr Inhalt," sprach nähertretend der Alte. — Da klopften nun *wenigstens* zwanzig erfahrene Finger an die schwarzen Dauben und der *hohle Ton*, den die Fässer, ihre Leere betrauernd, zurückgaben, überzeugte sie *bald*, daß h i e r nichts mehr zu finden. Demungeachtet blieb kein Gewölbe unbetreten und kein Eimer ungeklopft.

„Du hast wahr gesprochen, alter Graukopf," — hub Einer nach kurzer Berathung mit den Andern an. — „Da Küche und Keller leer sind, öffne uns nun die Kapelle: gelüstet es uns auch nicht nach Euern Heiligen, so haben sie doch Mancherlei anhangen, was wir vielleicht besser brauchen."

Betroffen von der frevelnden Rede des Soldaten wagte der Greis kaum einige abwehrende Worte; der Wille der ungebetenen Gäste leitete seine Hand und er öffnete zitternd die Thüre zum Kirchenschiff.

War's nun Pietät, die auch den Verwilderten an heiliger Stätte im

Zaume hält oder weil nichts mehr zu nehmen war, die Rotte zog ruhig, aber eifrig spähend bis in die Mitte der Halle.

„Hier liegt der Friedländer!“ rief freudig erschreckt der Führer und heftete die Augen auf die Inschrift eines Steines, den er so eben im Begriffe war zu überschreiten. „Hier, Freunde, kommt und leset!“ Diejenigen, welche lesen konnten, drängten sich heran und fanden bestätigt, was Jener verkündet hatte.

„Der es mit dem Bösen hielt?“ — „Der uns so oft einheizte!“ — „Der den großen Gustav Adolph erschlagen und sogar selbst König sein wollte!“ riefen mehrere Stimmen durch einander.

„Derselbe!“ bejahte der Sergeant, „und den wird man nicht wie einen Bettler begraben haben, der liegt gewiß in einem silbernen Sarge mit allen Ketten und Gnadenzeichen, die er vom Kaiser, seinem Herrn, erhalten.“

„Und die Krone, nach der er im Leben strebte, wird man ihm wohl auch aufgesetzt haben,“ ergänzte ein Anderer. „Er machte ja selber Geld, wie unser einer Spreu,“ meinte ein Dritter, „und ließ seine Rosse mit Silber beschlagen und tränkte sie aus Becken von Marmelstein.“

„Ha Freunde, welch' ein Fund!“ hörte man den Corporal jubeln; „darum haben die heuchlerischen Mönche alles so mauserein gefegt, um Niemand herzulocken, haben auch wohl ihre ersparten Sümmchen da verwahrt.“

„Nun frisch, legt Hand an und sputet Euch,“ munterten mehrere Soldaten auf, die in der Eile, was sie an Hacken und Eisenstangen gefunden, herbeigebracht hatten. — Der gewaltige Stein mußte den vereinten Anstrengungen bald weichen. Der Eingang war nun offen. — „Steige voran, Alter, hast den Weg vielleicht öfter schon gemacht,“ befahl Einer. Langsam stiegen nun die Soldaten, den Wächter mit dem Lichte an der Spitze, die steilen Stufen hinab. Keiner von ihnen vermochte eines leisen Schauers sich zu erwehren, der auch den Muthigsten in der Nähe des Gr bes, der unverletzlichen Ruhestätte Verstorbener zu überkommen pflegt. In der Mitte des düstern Gewölbes standen auf einer Erhöhung nebeneinander zwei große ichene Truhen, in der matten Beleuchtung riesengroß, welche die zinnernen Särge, und in ihnen die morschen Ueberreste Albrechts von Wallenstein, Herzogs von Friedland und seiner ersten Gemahlin Lucretia von Landeck, bargen.

„Da ruht der unglückliche Feldherr,“ sagte mit ernster, fast bebender Stimme der Alte, auf den rechts stehenden Sarkophag deutend, und zog sich zurück, um nicht in unmittelbarer Nähe der Entwürdigung der Leiche eines Mannes zu sein, dessen Bild aus den Zeiten der Blüthe seiner Macht ihm lebendig vor die Seele trat.

Mit großer Gewandtheit wußten Einige schnell den äußern Deckel zu erbrechen und auch von dem zweiten Sarge den Obertheil abzuschrauben. Die schwere Decke hob sich und ließ den Leichnam des großen Todten sehen. Das Gesicht hatte jeden Ausdruck verloren, die Haut war braun geworden wie Leder, die eingefallenen Wangen machten die starken Backenknochen kräftiger hervortreten, die gestreckte Nase erschien durch ihre geringe Breite noch länger und überragte die festgeschlossenen Lippen, die sich durch ihre Farbe von dem übrigen Antlitz nicht mehr unterschieden. Der Körper war eingesunken und dürftig und ließ nicht mehr ahnen, welche weitausgreifende Pläne der Geist faßte, dem er einst Hülle gewesen.

Doch nur kurze Zeit vermochte der Anblick dieser gefallenen Größe

die wilden Gemüther von ihrem Vorhaben abzuziehen; sie fingen nun an, nach den vermutheten Schätzen zu suchen. Allein man hatte Wallenstein schmucklos begraben, er was als Verbrecher gestorben: ein einfaches Habit verhüllte die Leiche, keine Krone deckte das stolze Haupt, keine Ketten von Gold umschlossen die ehrgeizige Brust und an den schmalen Fingern blitzte nicht ein Ringlein den habgierigen Blicken seiner Ruhestörer entgegen.

„Wie einen Mönch haben ihn die Mönche begraben, nicht wie einen Fürsten; den reichsten Mann seiner Zeit einem Bettler gleich zu Grabe gelegt!"

„Wir sind betrogen von diesem lügnerischen Schufte, der uns eitel Moder und Staub gezeigt, statt glitzernden Goldes!" riefen die in ihrer Hoffnung betrogenen Soldaten. Ihr Unwille machte sich in Worten Luft; sie schmähten und schimpften den armen Alten, schlugen und stießen ihn jämmerlich, daß er bald ohnmächtig auf den kalten Boden niedersank.

„Laßt ihn vermodern bei der Bettlerleiche, auf daß er wisse, wie wir solchen Spott bezahlen," rief Einer erbost und dem Greise noch einen Fußtritt versetzend. Der rohe Vorschlag fand den Beifall der Menge und trotz dem Widerstreben Einzelner, ließen sie den halbtodten Wächter neben dem eröffneten Sarge liegen, schritten die Treppe hinan und verschlossen den Eingang wieder mit dem großen Steine.

Lebendig begraben, laut jammernd, den Todesschweiß auf der Stirne, sah der arme Alte seinem letzten Stündlein entgegen, indeß die Tritte der abziehenden Rotte in der Kirche verhallten. Scham und Aerger beflügelte ihre Schritte, sie eilten aus dem leeren Neste zu kommen, schwangen sich auf ihre Rosse und jagten mit schadenfrohem Lachen davon. Nur der Eine, der jugendliche Führer des Zuges, machte sich Vorwürfe, dem grausamen Muthwillen seiner Untergebenen nicht fester entgegengetreten zu sein und bereute bitter, das Bubenstück nicht verhindert zu haben. Er sann auf Mittel, den Eingekerkerten zu befreien, sann lange hin und her, sein sonst offener Geist blieb unfruchtbar. Siehe, da bot der Zufall seine Hand. — Eine Staubwolke in geringer Entfernung leitete Aller Aufmerksamkeit dahin; es war eine Abtheilung ihres Corps, die ihnen entgegen zu kommen schien. In Kurzem waren sie beisammen.

„Woher, wohin? Wie gehts?" waren die gegenseitigen Fragen nach dem kurzen militärischen Gruße, mit dem man sich guten Morgen sagte. „Wir haben," versetzte der schmucke Corporal, „dem Wallensteiner Besuch abstatten und die Schätze in seiner Gruft, denn man macht viel Redens davon, aufheben wollen. Was hilft so was dem Todten, unser Einem thärs wohl. Aber kaum sind wir an der Arbeit, so heißt's, der Feind ist in der Nähe stärker als wir, und nun wars Zeit zum Rückzuge. Das Herz thut uns weh, daß wir fort mußten. — Gerade gut, daß Ihr kommt, Eurer sind mehr, frisch, Kameraden, über'n Feind her und hebt den Schatz beim Friedländer. Ihr laßt uns auch ein Theil zukommen. Wir können uns nicht länger aufhalten, sind schon seit vorgestern fort. — Ihr findet's leicht, seht dort das Weiße, das ist die Kirche, in der Mitte d'rin ein Stein und d'runter der Schatz!" belehrte er noch weiter und kommandirte dem Zuge Marsch.

Mit offnen Mäulern hatten die Reiter diese Rede gehört, und ließen sie nicht umsonst sein. Ein Schatz in solcher Zeit war nicht alle Tage zu finden, wo seit Jahren der Schwanz am Hunde nicht sicher war. Die Be-

rathung war nur kurz und der Beschluß, die Kleinodien zu holen, bald gefaßt. Sie fliegen aufs Kloster zu. Doch der Feind ist in der Nähe! Sie spähen und lugen in die Runde, gewahren aber nichts, als im blauen Nebel die fernen Gebirge und den Staub, den die Rosse ihrer davon eilenden Kameraden aufwirbeln. Die Abtei ist bald erreicht; der Durst nach Gold ist größer als der mächtige Drang nach Wein, sie verloren ihre Zeit nicht mit dem nutzlosen Durchforschen der Keller, wie ihre Vorgänger. Die offnen Kirchenthüren bestätigen die Aussagen ihrer Brüder, noch mehr die umherliegenden Eisen- und Brechstangen. Der bezeichnete Ort ist gefunden und sogleich Hand an's Werk gelegt. Den nervigen Fäusten gelang es mit wenig Mühe, den Stein abzuwälzen, und schon die Kühnsten sind die Stufen hinab gestiegen, da erhebt sich der eingeschlossene Hüter leichenblaß, mit Blut befleckt, ein leibhaftiges Todtenbild, vom Boden und schreitet schwankend den Ankommenden entgegen. Da fuhr ein furchtbarer Schreck durch die Glieder der Reiter. „Wallensteins Geist! ein Geist!“ vermögen sie kaum aus angstgepreßter Kehle zu schreien. „Ein Geist! ein Geist!“ pflanzt sich's fort von Mund zu Mund, und schneller als sie gekommen, stürzten sie die Treppe hinan, im Nu sind sie auf ihren Pferden und sprengen eiligst davon. —

Das ist die Geschichte „von Wallensteins Geist,“ der seit jener Zeit zwar keinem Lebenden mehr erschienen ist. Im Lager der Protestanten wurde fest an die Erscheinung geglaubt, und jeder sonst unerschrockene Krieger, der an dem Abenteuer Theil genommen, schwur auf Stein und Bein, er habe Wallensteins Geist gesehen.

W. Graumann.
(Fl. Bl.)

Bajazzo.

Folgende komische Ankündigung ist gegenwärtig an einer Londoner Kirche zu lesen: „Auf diesem Kirchhofe darf niemand begraben werden, als diejenigen, welche in dem dazu gehörigen Kirchsprengel leben. Anmeldungen beliebe man bei Mr. N. N. zu machen. Für comfortable Begräbnisse empfiehlt sich die Firma A. D.“

Gewitter. „Du, Rosenzweig, kannst du mir sagen, woher die Gewitter denn eigentlich kommen?“

— „Die Gewitter, — die Gewitter — kommen — aus meiner Großmutter Knochen.“ —

„Wa — was?! Aus den Knochen deiner Großmutter?“

— „Jawohl, Herr Lehrer, ganz gewiß; denn wenn ein Gewitter gewesen ist, sagt sie allemal: Das hat mir schon 3 Tage lang in den Knochen gesteckt.“ —

Eine Dame, deren schönes Landgut man lobte, meinte: „Ich würde es dennoch gern weggeben, wenn sich ein Liebhaber fände.“ — Da trat ihr Dienstmädchen, welches jene Aeußerung gehört, heran und sagte verschämt: „Gnädige Frau, ich hätte wohl einen Liebhaber, — wenn Ihnen der anstände?“ —

Der Hörnerträger. In Pisa läßt sich gegenwärtig ein Mann sehen, der wirklich Hörner auf dem Kopfe hat. Es sind dies zwei gekrümmte, hornartige, 6 Zoll hohe und 1½ Zoll dicke Auswüchse, die sich oberhalb der Schläfe befinden. Der Mann sieht aus wie der Jupiter Ammon, ist erst 36 Jahre alt und war (wohl gemerkt!) nie verheirathet. Die Aerzte erklären, durch eine Operation würde man sein Leben gefährden, und so hat er sich denn entschlossen, ruhig seine Hörner zu tragen, die ihm noch dazu Geld einbringen.

Als das Dampfschiff „Delphin" das letzte Mal von Waldstein abfuhr, wollte ein armer Handwerksgeselle mit nach Zürich fahren; da er aber 2 Kreuzer zu wenig Geld hatte, nahm ihn der Kapitän nicht mit. Hätte nun der Handwerksgeselle 2 Kreuzer mehr Geld bei sich gehabt, so wäre er in jener unglücklichen Nacht ebenfalls ums Leben gekommen. Von 2 Kreuzern hing also hier ein Menschenleben ab.

Ein kleiner Roman. Ein Reisender, welcher Südamerika bereis'te und sich in Arequipa aufhielt, wurde eines Tages auf eine Dame auf einem Balcon aufmerksam gemacht: es sei Donna Mercedes, die verbrannte Nonne. Auf die Bitte des Reisenden wurde ihm die seltsame Geschichte erzählt. Sie stammte aus einer alten Familie und ihr Vater wünschte, daß der Sohn das ganze Vermögen erbe, weshalb sich die Tochter in das Kloster begeben sollte. Donna Mercedes fügte sich, weil gerade unglückliche Liebe ihr Herz betrübte. Aber die Reue stellte sich bald ein, wenn sie auch ihre Pflichten tadellos erfüllte, daß sie sogar Pförtnerin wurde. Einst in der Nacht kam Feuer in ihrer Zelle aus; man löschte dasselbe bald und fand den halbverbrannten Leichnam der Nonne. Das Begräbniß fand statt. Eines Tages erblickte eine Dienerin des Klosters diese jedoch wieder an einem Fenster und es stellte sich heraus, daß Mercedes sich mit einem Arzte, der Zutritt im Kloster hatte, verabredet, daß dieser ihr einen Leichnam aus dem Hospital verschaffte, welchen sie ins Bett legte und mit Spiritus begoß und anbrannte. Der Arzt wollte sie heirathen und mit ihr in die Provinz gehen; als aber die Nonne bei ihm erschien, erschrak er vor den Folgen seines Schrittes und beichtete alles dem Bischof. Sie sollte wieder in das Kloster gehen, that es aber nicht.

Ein Schelm giebt mehr als er hat. Zu Herrmannstadt in Siebenbürgen wollte ein junger Bauer, Jörgl, die schöne Grete heirathen Der Ehecontract wurde gefertigt, und als er befragt wurde, wie viel er seiner Frau verschreibe, antwortete er, einen liebevollen Blick auf Grete werfend: Alles was da bleibt, wenn ich sterbe. „Und noch 100 Fl. C.-M.," rief die Mutter, der das gemachte Anerbieten zu gering war. Jörgl und der Notar versicherten zwar wiederholt, daß ein Mensch nicht mehr geben könne als er habe, doch die Frau rief beständig, daß ein Mann, der sein Weib liebe, alles im Stande sei. Grete fing auch an zu weinen und klagte dem Jörgl, daß er am Verlobungstage wegen 100 Fl. C.-M. solche Umstände mache. Auf's tiefste bewegt durch diesen Vorwurf ließ dann der brave Jörgl die Worte in den Ehecontract setzen: „All meine Habe und noch 200 Fl. C.-M."

Ein Berliner Pfefferküchler bot zum letzten Weihnachtsmarkt den vorübergehenden jungen Damen seine Rosinenmänner mit folgenden Verschen an:

„Hierher, mein liebes Mamsellchen,
Wenden Sie einen Sechser dran!
So kriegen Sie was Sie suchen,
Den allersüßesten Mann!
Der wird sich treu beweisen
In seinem Lebenslauf,
Und haben Sie ihn satt, so speisen
Sie ihn vor Liebe auf!

„**Da der Wein** in diesem Jahre so schlecht gerathen ist," meinte ein Winzer, „so sollte man nicht sagen Wein lesen, sondern Wein buchstabiren."

In einer Gesellschaft fragte man eine Dame, die viel von England gesprochen hatte, ob sie dort gewesen sei? „Nein," war die Antwort, „aber mein Bruder hat vor einigen Jahren — hinreisen wollen."

In einem Injurien-Prozesse fand der Richter die Beleidigung in der Anklage so zweifelhaft und gering, daß er dem Kläger sagen zu müssen glaubte: er sei ein sehr übelnehmender Mensch. Unbekannt aber mit den Partheien, richtete er irrenderweise seine Worte an den Beklagten. Dieser antwortete: Erlauben Sie gütigst, ich bin blos der Uebelgenommene.

Ein Schuhmacher, der viele Schulden, kein Geld, aber großen Hunger hatte, rief einst aus:

Lieber Himmel, schaffe mir Credit,
Oder nimm mir meinen Appetit!

Saphir sagte einst in einer zahlreich besuchten Vorlesung: „Der Tod hat dreierlei Pathen: Allopathen, Hydropathen, und Homöopathen. Die erstern sind die Windmüller, die zweiten die Wassermüller, und die letztern die Pulvermüller.

In einer andern Vorlesung trug derselbe vor: „Zum Redner eignet sich Keiner besser als der Bötticher, denn er überlegt Alles reiflich und stellt es faßlich dar."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 14. Nordhausen, April. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Mädchen und Uhren.

Man stellt im Menschenleben
Oft viel Vergleiche an;
Mit Omnibus und Hütten
Verglich man schon den Mann.
So will ich jetzt versuchen,
Zu zeigen deutlich euch,
In wiefern Uhr und Mädchen
Sich sind einander gleich.

Mein Lied sich junge Mädchen
Zum Anfang auserkor,
Die gleichen alten Uhren,
Denn beide gehen vor.
Der Taschenuhr, der gleichen
Die eiteln Mädchen sehr:
Es fällt, sie aufzuziehen,
Bei beiden gar nicht schwer.

Putzsücht'ge Mädchen halten's
Nur mit der Thurmuhr aus:
Man schaut zwar auf zu ihnen,
Doch nimmt sie nicht in's Haus.
Wenn ohn' Verstand man findet
Die herrlichste Gestalt,
So wird man, wie die Spieluhr,
Sie überdrüßig bald.

Vorlaute Mädchen stehen
Der Weckuhr nicht sehr fern:
Man höret auf die beiden
Doch eben auch nicht gern.
Verwöhnte Mädchen — gleichen
Die nicht der Sonnenuhr?
Denn diese taugen wenig,
Sind unter Dach sie nur.

Bescheid'ne Mädchen machen
Der Repetiruhr Lauf:
S'e lassen nur sich hören,
Wenn man sie fordert auf.
Anmaßende, die gleichen
Der Uhr, die man versetzt:
Denn diese läßt man stehen
Ja bis zu allerletzt

Cylinderuhr, die ahmen
Moderne Mädchen nach:
Denn schaut sie an recht deutlich,
Man findet beide flach.
Und ach! das reiche Mädchen,
Das gleicht der gold'nen Uhr:
Denn man fragt ja bei diesen
Nach ihrem Goldwerth nur.

Die Pendeluhr vor allen,
Am liebsten ist mir die;
Denn sie geht immer richtig,
Zu spät nicht, nicht zu früh;
Sie gleicht dem braven Mädchen,
Das Häuslichkeit noch übt —
Und diese wird von Allen
Geachtet und geliebt.

J. S. R.

Die Unkenntniß eines Gelehrten hat manchmal auch sein Gutes.

Es ist nicht, wie früher berichtet wurde, der Einfluß der königl. Kammersängerin Köster gewesen, welcher bewirkt hat, daß, trotz des hindernden Gesetzes, das Drama „der große Kurfürst" von Hans Köster gegeben ward, sondern dieses Verdienst gebührt einzig und allein, wie wir jetzt aus genauerer Quelle erfahren, einer Visitenkarte und der Unkenntniß eines großen Gelehrten! — Der Graf Pfeil ist ein guter Freund des Herrn Köster, und als er jüngst von seinen schlesischen Gütern einen Ausflug nach Berlin machte, besuchte er auch den schlesischen Gutsbesitzer Hrn. Hans Köster. Er fand bei ihm die eben angekommenen gedruckten Exemplare seines Drama's und hörte den Autor seine Furcht darüber äußern, daß man dasselbe zurückweisen werde, weil ein Mitglied der königlichen Familie darin erscheine. „Geben Sie mir ein Exemplar Ihres Drama's," sagte der Graf. „Wir wollen versuchen, ob man es retten kann. Ich will es an Humboldt geben." Wie? Sie kennen Alexander von Humboldt, und sind befreundet genug mit ihm, um ihm eine Bitte für mein Drama vorlegen zu können?" Ich bin so befreundet mit ihm, wie ein unbedeutender Mensch wie ich, es mit dem größten Gelehrten Europa's sein kann! Aber ich werde ihm Ihr Stück bringen! Geben Sie her!" Man kann sich denken, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit dies geschah. Graf Pfeil ging mit dem „großen Kurfürsten" von Hans Köster zu Alexander von Humboldt, und da er ihn nicht zu Hause fand, gab er, ohne eine

weitere Notiz, an den Bedienten seine Visitenkarte und das Drama ab. Nun ist Alexander von Humboldt der größte Gelehrte, aber seine Kenntniß reicht nicht so weit, die Namen aller Sängerinnen, oder gar die ihrer Männer zu wissen! Ja, wäre es irgend ein Stern, oder eine Pflanze, irgend ein Stein oder ein Insect gewesen, da hätte man es ihm nur vorzuzeigen gehabt, und er würde sogleich Geschlecht und Gattung gewußt haben, er würde, wenn das Insect ein Weibchen war, sogleich das Männchen in all seinen Eigenthümlichkeiten angegeben haben. Aber den Mann einer Sängerin zu kennen, das kann man von Alexander von Humboldt nicht verlangen! — Er las das Drama, und es gefiel ihm genug, um es dem König empfehlen zu wollen. Demzufolge nahm er das gedruckte Manuscript mit zu Hofe und schrieb darauf: Verfasser Graf Pfeil, anonymus Hans Köster! — Das Manuscript legte er vorläufig in den Vorsaal, bis es der König fordern würde, und sprach dann so warm für den jungen Dichter, den Grafen Pfeil, daß der König beschloß, das Drama zu lesen und befahl, den Grafen zur morgenden Tafel einzuladen. — Der „große Kurfürst" von Hans Köster lag inzwischen ganz geduldig auf der Marmorconsole des Vorsaals. Da fand es am andern Morgen der dienstthuende Kammerherr und las darin, und war ganz erfüllt von seiner Lectüre. — „Was lesen Sie denn?" fragt ihn der eben eintretende Graf Redern. „Ein wundervolles Drama, echt vaterländisch, voll echt preußischer Begeistrung, den „großen Kurfürsten." „Ah, von Hans Köster!" „Ja, das heißt vom Grafen Pfeil." „Ah bah, Hans Köster heißt der Autor!" „Das heißt, dies ist ein angenommener Name, und Humboldt selber hat hier geschrieben, daß Graf Pfeil der Verfasser ist!" „Nein, nein, ich versichere Sie, es ist der Mann der Sängerin!" — „Unmöglich." Da öffnete sich die Thür des Königs, und er selber kam heraus, sich verwundert nach der Ursache des lauten Disputs erkundigend. Als er dieselbe erfahren, sagte er: allerdings, Graf Redern ist im Irrthum, Graf Pfeil ist der Verfasser. Er hat das Drama selber zu Humboldt gebracht, und es mit seiner Karte abgegeben! — Aber Graf Redern blieb bei seiner Behauptung, daß Hans Köster nicht ein verkappter Graf, sondern eine wirkliche Person und der Mann der Sängerin sei. „Aber, lieber Graf, kein Mensch heißt heut zu Tage Hans!" rief der König. — „Majestät, ich weiß nicht, ob der Mann der Sängerin wirklich Hans heißt, aber das weiß ich gewiß, daß sie ihren Jungen „Hans" hat taufen lassen. Ich selber habe bei ihm Gevatter gestanden." Der König befahl sogleich, nähere Erkundigungen einzuziehen, und als diese die Bestätigung der Graf Redern'schen Behauptung gebracht, nahm der König das Drama mit sich in sein Kabinet, um es zu lesen. — Mehr als eine Stunde verging und die Herren warteten noch immer im Vorzimmer. Da öffnete sich endlich die Thüre, der König erschien, und befahl das Drama von Hans Köster zur Aufführung zu bringen.

(Jahreszeiten.)

Ich habe es an mir versucht.

Der Lord-Oberrichter der Grafschaft Dorsetshire ging mit einem Freunde in der Nähe seines Landsitzes spazieren und sah den „Block“ liegen, jenes Straf- und resp. Marterinstrument, welches aus der Leidensgeschichte des wackern Kent im „König Lear“ allgemein bekannt ist.

„Ich möchte das Ding doch einmal versuchen,“ sagten Sr. Herrlichkeit lachend zu seinem Begleiter, und forderte denselben auf, ihn in den Block zu spannen, was Jener denn auch bereitwillig that. Als dann der oberste Richter der ganzen Provinz sich in dieser schmachvollen Position befand und sein Freund, ihn betrachtend, vor ihm stand, wollten Beide sich ausschütten vor Lachen über den Gedanken, wenn jetzt irgend Jemand, der den Zusammenhang nicht wüßte, zufällig vorbei käme, und das Bild sähe.

Aber der Scherz sollte zum bittern Ernst werden, denn zufällig litt der Begleiter des edlen Lords an gar arger Zerstreutheit, und von dieser plötzlich befallen drehte er sich um, und ging seines Weges, ohne sich auch nur nach seinem Freunde umzusehen, mochte dieser rufen und endlich schreien, so viel er wollte.

Zum Unglück ging längere Zeit Niemand des Weges, der den armen Lord-Oberrichter hätte aus dem Block spannen können, und so mußte dieser in seiner unbequemen und für die Dauer sogar schmerzlichen Lage aushalten.

Endlich kam ein Bauer daher, diesen rief der Lord an und bat ihn, den Block aufzusperren; doch der Bauer verweigerte dies hartnäckig, wollte von alle dem, was der edle Lord ihm von dem Scherze erzählte, nichts hören, und ging zuletzt weiter, indem er spottend sagte, unschuldig käme Niemand in den Block, und er würde sich hüten, sich durch die Befreiung des Verbrechers vielleicht derselben Strafe auszusetzen.

Noch mehrere Stunden mußte der Lord aushalten, und er fühlte sich schon am ganzen Leibe wie zerschlagen, als endlich der Zufall einen benachbarten Gutsbesitzer vorüberführte, der ihn befreite. Der Retter wollte auf dem Heimwege über den köstlichen Spaß lachen, aber der Lord gab ihm sehr ernst die Versicherung, daß ihm das Scherzen ganz vergangen sei, und er Zeit seines Lebens an den verwünschten Block denken würde.

Einige Zeit darauf wohnte der Lord-Oberrichter einer Sitzung bei. Es galt die Verurtheilung eines Verbrechers. Die Strafe wurde einstimmig ausgesprochen, und dann stellte ein Mitglied des Gerichts den Antrag auf drei Stunden Block, als eine Art Zugabe.

„Die übrige Strafe bestätige ich, nur den Block nicht!“ sagte der Präsident, und seine Stimme hatte dabei einen so eigenthümlichen Ausdruck, daß der neben ihm sitzende Gerichtsschreiber ihm lächelnd zuflüsterte: „Ew. Herrlichkeit, die Sache ist gar nicht so arg, als Sie sich denken mögen!“

„So“, fragte der Lord, „haben Sie es vielleicht versucht?“

„Wie käme ich dazu?“ antwortete der Gerichtsschreiber, durch die Frage seines Chefs sich beinahe beleidigt fühlend.

„Nicht? — Nun, ich habe es versucht, und ich gebe Ihnen die Versicherung, die Sache ist so arg, daß ich dem armen Teufel die Marter nicht anthun mag.“

So wurde denn die Strafe zwar bestätigt, aber ohne Block, und nur, weil der Präsident selber darin gesteckt hatte, wurde der Verbrecher nicht hineingesteckt.

(Sternwarte.)

Bajazzo.

Eine Schustermeisterin erklärte einige Gläser in Zucker eingesottenes Obst, um es vor der Naschhaftigkeit des Schusterjungen zu bewahren, als das heftigste schnell tödtende Gift.

Einstens sollte der Junge während des Kirchganges der Meisterin ein Spanferkel am Spieße fleißig braten. Als es aber anfing sich zu bräunen und eine appetitliche lösbare Kruste zu bilden, fing der Junge zu naschen an und hörte auch nicht eher auf, als bis es gänzlich gehäutet war. Wie er sich aber in der sichern Hoffnung der neu erwarteten Kruste betrogen fand und eine derbe Züchtigung fürchtete, ergriff ihn die Verzweiflung und er beschloß, sein Leben zu enden. Als die rückkehrende Meisterin das so zugerichtete Spanferkel sah, schrie sie: Verfluchter Kerl! was hast du angestellt?

Schusterjunge: I bitt Ihnen, thuns mir nix, i wer so gleich sterben; wie i gsehn hab, was i angstellt hab, hab i mi vergift, i habs ganze Glas Ribisel-Eingesottenes gfressen.

Ein englischer Maler fertigte einst das Portrait eines alten Modegecken. Sobald dieser glaubte, der Künstler sei mit dem Entwerfen seines Mundes beschäftigt, zog er denselben auf die lächerlichste Weise zusammen. Der Maler, ein Mann, der gerade heraus war, bemerkte ihm ganz ruhig: „Wenn Sie wünschen, mein Herr, daß ich Ihren Mund ganz weglassen soll, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen."

Onkel oder Neffe? In Paris hat sich kürzlich ein sehr wunderbarer Fall ereignet. Ein Kaufmann und sein Schwiegersohn mußten wichtiger Geschäfte wegen schnell verreisen und ihre Frauen im letzten Stadium der Schwangerschaft allein zurücklassen. Diese beiden Zurückgelassenen nun zogen, um im Haushalt zu sparen, und auch, um sich in ihrem Zustande gegenseitig Hülfe und Beistand zu gewähren, in die Wohnung der älteren der beiden Frauen zusammen. Hier, im Faubourg St. Antoine, wurden aber beide in einer und derselben Nacht so rasch von den Wehen überkommen, daß man in der Eile nur eine Hebamme herbei zu schaffen vermochte. Dieselbe verrichtete, so gut es ging, ihr schwieriges Amt und entband die Frauen glücklich, fast in einem und demselben Moment. Das Alles war gut; aber es blieb nicht so. Im Eifer ihrer Hülfeleistung hatte die Hebamme die neugeborenen Kinder zu einander gelegt und nun, als die Mütter ihre respektiven Kinder zu sehen verlangten, war nicht mehr zu ermitteln, welches von beiden der Mutter und welches der Tochter gehörte. Da beide Kinder Knaben sind, werden dieselben nun ihr ganzes Leben hindurch nicht erfahren können, welcher von ihnen in Wahrheit der Onkel und welcher in Wahrheit der Neffe ist.

Das ist ja das schöne Milchmädchen, das in Heinzer's Kaffeehaus die Sahne bringt! Möchten's nicht so gut sein und für das dortige Kaffeemädchen einen Kuß mitnehmen?

O ja, geben's n' nur dem Esel mit, er kömmt auch am ersten hin.

Eine Heirathsgeschichte. In einer großen Stadt ging ein junger Mann gegen Abend hinter einer jungen schönen eleganten Dame her und sah, daß dieselbe ein Portefeuille verlor. Er hob es auf, konnte es aber der Dame nicht zurückgeben, da dieselbe verschwunden war. In dem Portefeuille befanden sich mehrere Briefe mit dem Poststempel von A., aus denen hervorging, Louise D. sei ein Mädchen aus sehr achtungswerther Familie, halte sich nur auf einige Tage in der Stadt auf und ihre Mutter, die bejahrt und ziemlich reich zu sein schien, forderte sie auf, bald nach Hause zu kommen. Der glückliche Finder baute sofort Luftschlösser und entschloß sich, die Brieftasche der Eigenthümerin selbst zu überbringen, da die Wohnung auf den Briefen deutlich angegeben war. Sie wohnte bei einer Tante. Er wurde von Beiden sehr freundlich aufgenommen, schien zu gefallen und erhielt die Erlaubniß wieder zu kommen. Nach vierzehn Tagen waren die jungen Leute versprochen. Der glückliche Bräutigam verkaufte die zwei Actien, die er besaß als alleiniges Erbe, borgte dazu von seinen Freunden, und kaufte für die Braut einen prächtigen Shawl, Schmucksachen u. s. w. wie für die Tante einen kostbaren Muff. . . Leider hörte er am Tage darauf, als er wiederkam, daß beide verschwunden seien, und obgleich er lange nicht daran glauben wollte, mußte er sich doch nach dem, was er allmählig erfuhr, überzeugen, daß er von einer geschickten Gaunerin, die das Stück schon mehrmals ähnlich gespielt hatte, betrogen worden sei, und so machte er bei der Polizei Anzeige, die endlich auch die Schuldigen ermittelte.

Ein Balgentreter ließ dem Organisten beim Spielen der liturgischen Chöre den Wind ausgehen. Als derselbe ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: „Herr Organist, das habe ich nicht gethan; denn ich weiß ganz genau, wieviel Wind dazu gehört.“

„Ich bin sehr erkältet,“ klagte eine junge Dame, „Sonntag Vormittag war ich in der Kirche, Abends auf dem Ball bei ***; Gott! es war einzig schön! Wir tanzten bis fünf Uhr: drei Cotillons hintereinander. Dann promenirten wir zu Fuß nach Hause; die kühle Morgenluft war balsamisch. Nun aber muß ich leiden; die Mandeln sind geschwollen, Mama will, ich soll das Zimmer hüten, die fatale Grippe grassirt. Es ist recht ärgerlich: solche Erkältung! Ich gehe niemals wieder —“ „Auf den Ball?“ wurde gefragt. — „Nein, in die Kirche!“

Zu einem Violoncellisten kam ein junger Mann mit den Worten: „Sie spielen sehr gut Violoncell, nicht wahr?“ — Der Gefragte, befürchtend, die Einladung zu einer musikalischen Soiree zu erhalten, erwiderte: „O ja, ich spiele Violoncell, habe aber jetzt Schmerzen im rechten Arme und kann nicht spielen.“ —„Das thut nichts,“ erwiderte Jener, „ich wollte Sie nur um eine feste Saite bitten, weil mir eine gesprungen ist — an **meinem Hosenträger**.“

Wie bewahrt man sich vor dem bittern und widerlichen Geschmack der Medizin? Man lasse sich einen silbernen Eßlöffel und eine Flasche guten Wein geben, trinke den Letzteren und lasse die Medizin von einem guten Freunde einnehmen.

Ein russischer Mönch, der Peter den Großen, als er einst in einem Basilianerkloster speiste, bei der Tafel bediente, hatte das Unglück, dem Kaiser ein Glas auf den Kopf fallen zu lassen, welches zerbrach, so daß der Wein des Kaisers Uniform befleckte. Bei seiner bekannten Heftigkeit griff Peter nach seinem Knotenstocke, den ungeschickten Klosterbruder durchzuprügeln, dieser aber, schnell gefaßt, half sich durch das laute Stoßgebet: „Nicht tropfenweise, sondern in Strömen, wie dieser Wein, ergieße sich die Gnade Gottes über Dein Haupt; Deine Feinde werden an Dir zerschellen wie dies Glas." Peter hielt inne mit dem Ausbruche seines Zornes und machte den Mönch sogleich zum Abt von Potschernsk.

Der Charlatanismus der Ankündigungen beschränkt sich in England nicht nur auf die Journale, sondern er bedient sich auch zuweilen der Bühne als Mittel zur Anpreisung dieser oder jener Erfindung oder Neuerung im Gebiete der Industrie. So wurde in London unlängst ein Stück dieser Art unter dem Titel: „The Shipwreck" (der Schiffbruch) aufgeführt. Ein junger Mann, Sir James, geht nach Indien, um dort sein Glück zu machen; unglücklicherweise aber scheitert das Schiff, auf dem er sich befindet, und er wird mit seinen Leidensgefährten auf eine von Menschenfressern bewohnte Insel verschlagen. Die übrigen Reisenden werden ohne weitere Umstände geschlachtet und verspeis't, aber die lackirten Stiefeln des Sir James, welche trotz des Seewassers ihren „Sonnenglanz" behalten haben, machen auf die Wilden einen solchen Eindruck, daß sie ihn für ein höheres Wesen halten, und anstatt ihn umzubringen und zu braten, fallen sie vor ihm nieder und verehren ihn als ihren Gebieter. — Die Adresse des Wichsefabrikanten, der diesen prächtigen Stiefellack verfertigt, wird dabei gewissenhaft angegeben.

Ein Missionär in Grönland sprach einst in seiner Predigt von der Hölle und schilderte sie als einen Ort, wo die furchtbarste Kälte herrsche. „Wie kommt es", fragte ihn nach Beendigung des Gottesdienstes einer seiner europäischen Begleiter, „daß Sie eine, der gewöhnlichen ganz entgegengesetzte Schilderung von der Hölle machen?" — Wollte ich, antwortete er, sie als einen Ort des Feuers schildern, so würden sie sich alle nach der Hölle sehnen, während sie sich vor der Kälte fürchten.

Folgende wichtige Bemerkung von Talleyrand theilt Lord Holland in seinen „foreign reminiscences" mit: In einer Gesellschaft gedachte man Chateaubriand's, „des eitelsten und eingebildetsten unter allen Sterblichen," und unter anderm wurde dabei zufällig erwähnt, daß Chateaubriand sehr an Taubheit leide und sich oft bitter über diese Schwäche beklage. — Das finde ich ganz begreiflich, sagte Talleyrand; seitdem man aufgehört hat, von ihm zu reden, hält er sich für taub.

„**Was trägt denn Ihr Hund** für ein sonderbares Zeichen an seinem Halse?" — Das ist eine Rettungsmedaille, die er unlängst erhalten hat. — „Wie soll ich das verstehen?" — Der Hund hat den Arzt vom Krankenbette seines Herrn weggebissen und Letzterem dadurch das Leben erhalten.

Ein ehrsamer Bäckermeister in Z., der gern fremder Wörter und meist unrichtig sich bediente, gab einem ihm begegnenden Freunde auf die Frage, wohin er gehen wolle, die gelehrte Antwort: „Ich muß mir Munition machen, daß ich Kredit zum Essen bekomme."

In Paris betheiligt sich das gewinnlustige Publikum lebhaft an einer Lotterie, in welcher eine große Goldbarre aus Californien ausgeloos't wird. Eine lüsterne, bejahrte Dame, die sich eine Masse solcher Loose gekauft, begab sich mit diesen in das Bicêtre und fragte hier einen Verrückten, ob ihre Loose wohl aus dem Glücksade hervorgehen würden. Der vermeintliche Hellseher blickte ihr eine Zeitlang stier in's Gesicht, ließ sich dann die Loose zeigen, nahm sie in die Hand und, nochmals befragt, ob sie hervorgehen würden, drehte er sie zusammen, verschluckte sie und sprach: „Ja, Madame!"

Zwei Studenten wurden von ihrem Religions-Professor betreten, wie sie nächtlicher Weile ein Frauenzimmer verfolgten. Des andern Tages zu ihm berufen, erhielt Jeder eine starke Handvoll Erbsen mit dem Auftrage, diese in ihre Stiefel zu vertheilen und dann darauf eine Wallfahrt nach einem benannten Gnadenorte zu verrichten. Nur gegen gewissenhafte Erfüllung dessen wurde ihnen Vergebung und Vergessen zugesichert.

Als sie diese Bußübung antraten, ging Einer festen Schrittes und unbeirrt, während der Andere wie auf Nadeln ging, und solche Grimassen machte, daß er ihn erinnern mußte.

„Ja Sakerment, ich hab' genau alle Erbsen d'rin, es ist ein Höllenschmerz."

„Ich auch, und geh' ganz kommod."

„Wie ist dies möglich?"

„Ohne Hexerei, ich habe die Erbsen gekocht."

Ein junger Mensch, der im Spiele mit einigen Freunden viel verloren hatte, sagte bei dem Ende desselben: Ihr habt heute nicht mit mir gespielt, sondern ihr habt mir mitgespielt.

Ein reisender Ungar kam sehr hungrig in ein Gasthaus und ließ sich sein Leibgericht, Rostbraten, so oft repetiren, daß er erkrankte und in der Nacht ein Doctor gerufen wurde.

Doctor: Haben Sie vielleicht Abends etwas Unrechtes gegessen?
Ungar: Nein, blos Suppe und sechs Portionen Rostbraten.
Doctor: Sechs Portionen! und haben Sie diese mit Appetit gegessen?
Ungar: Nein, mit Knoblauch.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 15. Nordhausen, April. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅓ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Lob der Dose.

Nicht Mammon's Schätzen will ich heute singen,
Auch nicht dem Ruhme, der Unsterblichkeit,
Nicht holden Frauen meine Huld'gung bringen,
Und nicht der ersten Liebe gold'nen Zeit;
Doch einer Freundin soll mein Lob ertönen,
Die treu bewährt in Freuden sich und Leid,
Zwar keiner jungen, hoffnungsvollen Schönen,
Der Dose nur — ihr sei mein Lied geweiht!

Wohl überall sieht man sie gern begrüßen,
Sie nahet oft in zierlicher Gestalt;
Groß ist die Zahl der Freunde, die erschließen
Die Pforten ihrem inneren Gehalt.
Wann mürrisch wir ob unserm Schicksalsloose,
Wann Gram und Mißmuth tückisch uns beschleicht,
Dann schnell zu unserm trauten Schatz, der Dose,
Nur eine Prise — und die Grille weicht.

Wann uns oft lästern der Verläumdung Zungen,
Und wir von treuen Freunden sind verkannt,
Wann Hymen's Bande drückend uns umschlungen,
Da wir an Weiberlaune stets gebannt;
Wann wir das Gute seh'n oft unterliegen —
Nur schnell die Trostesspenderin zur Hand,
Und eine Prise dann in vollen Zügen —
Die Welt vergessend, ihren eitlen Tand!

Wann an des Forschens allgewalt'gen Schranken
Gescheitert oft der Mann der Wissenschaft,
Und wann an großen, herrlichen Gedanken
Der rege Geist des Denkers schier erschlafft:
Dann muß die Dose neuen Aufschwung spenden,
Nur eine Prise — und es schwingt der Geist
Sich kühn empor, er sieht das Werk vollenden,
Das Ruhm und Lorbeern sicher ihm verheißt.

Wie oft, wann Freunde nicht wir aufgefunden,
Wann wir uns fremd in der Gesellschaft sehn,
Wo Langeweile wir gar bald empfunden,
Brach sie allein der Unterhaltung Bahn!
So sind die Stunden heiter hingeflossen,
Geselligkeit gab überall sich kund;
Ja, durch die Dose war schon oft geschlossen
Für's Leben mancher traute Freundschaftsbund.

O lächelt nur, ihr jungen, schönen Damen,
Ob dem der Dose so geweihten Spruch;
Ihr kennt sie Alle wohl nur nach dem Namen,
Obgleich es Schnupferinnen giebt genug!
Doch seid vielleicht auch ihr einst einverstanden
Mit meines Lobes lyrischem Erguß:
Dann pflegt mit euern Herzens-Anverwandten
Nicht allzusehr dem lieblichen Genuß!

Darum ihr Schnupfer alle naht mit Freuden
Und stimmet ein in der Begeist'rung Drang:
Der trauten Freundin stets in Freud' und Leiden,
Der Dose, töne unser Lobgesang!
Und naht von euch, ihr werthen Freunde, Einer,
Willkommen mir, in Blouse oder Frack;
Nur aber offerir' mir jemals Keiner
Den Schnupftabak aus seinem Westensack!

Karl Hartmann.

Det heeßt inhitzen!

Kinderkens! Ick weeß na nu rejelär, wie En'n iß, den des Schicksals Dicke verfolgen dhut. Hört zu! — Wenn der Mensch en Unglücke haben soll, denn iß ooch allemal 'n Malhör damit vermengelirt. —

Kriegt mir heut ganz früh der Weinhändler Haasenbeen, dort an de Ecke, — ick drag' ihm immer det Wasser zu, wenn er Weindohfe hält — der kriegt mir ran. Hören Se mal, Edeward, sagt er, ick hätt' 'n Geschäft vor Ihnen. Schön! sagte ick. Druf sagt er, gehn Se mich gleich mal hin zu den ollen infalliten Kaptän Wirstebesser, in de Wurstgasse Nr. 7. Machen Se mein Komplement, unn ick ließ'm bitten um det Jeld. Hier iß de quittirte Rechnung. Elf Dahler ohne de Silberjroschens. Aber der olle Kriegsknecht iß verflucht zäh, jehn Se 'm nich von de Stelle, bis er den Beutel zieht. Wenn Se't kriegen, det Jeld, denn kennen Se eenen Dahler vor sich behalten, als Bierjeld, verstehn Se mir, Edeward? — Na, de Dahlersch kann ick in disse Jahrszeit jrade jebrauchen. Ick sage also zu Haasenbeen, lahßen Se mir man machen, den Dahler hab' ick schonst so jut wie in de Tasche, sag ick, und wende mir zum Jehen. Ruft er mir noch nach: Unn meene zehn Dahlersch verjessen Se mer aber ooch nich, hören Se, Edeward, denn deß iß de Hauptsache! — Laahßen Se mir man machen, Herr Haasenbeen, sag' ick zurück, ick will dem ollen Fuchs schon inhitzen; ick bin bewandert in so 'ne zarte Anjelegenheit von wegen des Kieses, und bejebe mir sojleich nach de Wurstjasse in die Jalgennummer. Ick treffe ooch richtig meinen ollen Wirstebesser zu Hause, ins Negelschee ver-

funken, wie er sich ebent 'ne Pfeife stoppen dhut. „Wat bringen Sie, lieber Mann?“ schnauzt er mir an. — Von Bringen, mein bester Herr Kaptän, schreibt Paulus nischt nich an die Corinther, flüstere ick ihm janz drihstemang zu; alleweil will ick wat holen. 'N Komplement von Herrn Haasenbeen eejenhändig, unn ick soll det Jeld holen, sagt' ick, elf Dahler unn so und so ville Silberjroschens. „Schonst jut, mein Sohn,“ sagte er, „wieder mein Komplement, unn ick were selber hinkommen.“ Ne, sagte ick, Herr Kaptän, so haben wir nich gewett; ick jeh nich eher vom Fleck, bis Sie den Beutel ziehn. Det schien ihm gewaltig in de Nase zu fahren, denn er schnitt 'n Gesicht, wie 'n Kater, wenn 't donnert, faßte sich aber jleich wieder, und sagte janz jelassen: „Jeh nur jetrost, und sage Herrn Haasenbeenen, ick käme selber hin, heute noch, er kann sich druf verlahßen.“ Ne, sag' ick, hochwürdigster Herr Kaptän, erst bezahlen Se mir, und denn kommen Se hin, deß wird Herr Hasenbeenen eene unmenschliche Freude sind; ick darf Ihnen nich verlahßen ohne die elf Dahler un so un so ville Silberjroschens. — Die letzte Rede von deß nich ohne jab seinen Herzen den Jnadenstoß. „Du darfst nich?“ ranzte er mir mit so 'n jewisses Fragezeichen an. Ne, unn ick will ooch nich. „Du willst nich? — Schurke! Deß wollen wir doch sehn!“ Un nu springt er an de Wand, reißt den Degen vom Nagel, zieht die Plempe aus des Futteral, unn fragt mir noch eenmal: „Du willst nich jleich jehen? Marsch! Dort iß de Dühr! Jetzt zieh aus wie Schaafleder!“ Ick sage janz jelassen: um de Dühre is keen Kummer nich; denn da bin ick reinter jekommen, unn mein Jedächtniß verläßt mir nie nich eenen Ogenblick. Aber, Herr Kaptän, sag' ick weiter zu ihm, Sie verkennen mir; ick bin keen Jemeiner nich, sondern ein Eckensteher, unn stehe nich unter Ihre Fuchtel. Wenn Se wissen, was Supportation iß, denn müssen Se mir Recht jeben. Alleweele iß der Herr Haasenbeen mein Kaptän, der hat mir hieher jekommandirt, unn 'n Schurke, wer seinen Posten verläßt. Diese Rede wirkte, er besann sich, steckte janz kaltblütig de Plempe wieder in, und hung sie mit sammst 'em Futtral wieder an de Wand. „Hätte mir die Hitze bald übermannt“, murmelte er vor sich in 'n Bart. — Et iß wahrhaftig nich meene Schuld, deß ich Ihnen so inhitzen muß, sagte ick, um ihn vollends zu besänftigen. „Inhitzen? bei diese Hitze“, sagte er, „inhitzen? deß wäre nich übel!“ murmelte er, spazierte mit jroßen Schritten im Zimmer uf unn ab, legte frischen Streichschwamm uf de Pfeife, unn murmelte wiederum in seinen Bart: „Mir inhitzen? nu wart!“ Endlich nach 'ne kleene Viertelstunde wendet er sich zu mir, und sagt janz freundschaftlich: „Weil Sie denn partutemang hier bleiben wollen, so setzen Sie sich doch jefälligst, Se werden müde sinn“, unn weist uf den Sofa. Ick lahße mir deß nich zweemal sagen, unn mache mir't jehörig bequem uf det weeche Polster. Druf jeht der olle Brummbär an de Dühr, und schreit rausser: „Johann, hole dem Mann 'n kaltes Jabelfrühstück, er wird Hunger haben!“ unn wischelt dem Johann noch wat in de Ohren, wat ick aber nich verstund. Elf Dahler ohne de Silberjroschens, denk' ick mir, unn nu ooch noch en Frühstück vor Dir! Ick steh' also uf, unn sage mit 'ne jeschmeichelte Verbeugung: „O Se sinn jar zu jütig, Herr Kaptän! — Nu bringt der Johann 'n halb Pfund Kümmel und zwei jewichtige Schneiderkarpen (Heringe) mit Bollen unn saure Jurken belegt, die muß ick uf sein Zureden ufessen in seine Jejenwart; ick ver-

tilge ooch den janzen Vorsatz in wenig Minuten bis uf die Jräten. Deß war jut. Der Johann verschwindet mit de leere Teller, unn der Olle zieht sich nu janz pommadig 'n Schlafrock aus, unn 'n andern Rock an, unn sagt zu mir: „Lieber Mann", sagt er, „Sie sollen jleich bezahlt sind, bleiben Se man noch 'n Weilken sitzen, und lahßen Se sich de Zeit nich lang werden." Aha, denk' ick, er jeht aus, um Geld zu pumpen, unn rufe ihm nach: Ick empfehle mir Ihnen. Kommen Se man bald wieder. Druf jeht er fort, unn schließt de Dühre hinter sich zu, unn spunnt mir in.

Ick sitze so 'ne Stunde alleene uf det Sofa, und steck' mich vor langer Weile 'ne Pfeife in's Gesicht. Wer nich wieder kommt, iß mein oller Wirstebesser. Druf krieg ick 'n Durst, als wenn ick glühendes Blei im Magen hätte, des machten die verfluchten Heringe. Ick suchte in 't Zimmer herum nach Wasser, ja Kuchen! ooch nich 'n Droppen. Druf krieg ick 'ne Hitze, als wenn ick bei die sieben Stück nußbraune Pajatheeren in ihren Affenkasten mit ingeproppt wäre. Ick wirble den Dessauer Marsch an de Dühre mit beede Fäuste; ja, Kuchen! Keen Mensch macht uf. Ick will mir abkühlen an den Kachelofen, alle Hageldonnerwetter, da verbrenn' ick mir beede Fäuste hinter meinem eegenen Rücken. Der niederträchtige Mensch, der Johann hatte injekachelt, und wie!? — Nu denkt euch die Malitiösigkeit! Injehitzt in 'n Hundstagen, bei dreißig Zoll Wärme draußen; injekachelt, als wären's dreißig Zoll Kälte. Ick zieh de Jummijacke von's Leder, reiße alle Fenster uf, unn leg' mir mit 'n Kopp aus 'm Fenster raußer, um frische Luft zu schnappen. Der Schweiß droppt mir von 't Jesichte uf de Straße, deß de Leute unten denken, et rejent platz. O Wirstebesser, raisonnir' ick bei mir inwendig, wie haste mir in de Tinte jeführt! — Druf wurde mich janz blümerant vor de Ogen, vor Durscht klebte mer de Zunge am Jaumen. Wat war zu duhn? — Schrei'n oder nich schrei'n? Deß war die jroße Frage. Ick hielt 's nich mehr aus, da faß' ick mir ein Herz, unn schrei zum Fenster runner: Feuer! Feuer! Ick verbrenne! Unn deß war deß beste Mittel. In wenig Minuten war die Dühre ufgeschlagen, und der Kummßarius stürzte int Zimmer, unn frug schreiend: Wo ist das Feuer? Wo brennt's? — Ick antwortete halb ohnmächtig: Im Ofen, Herr Viertel-Kummßarius, und in meinem Bauche! — Nu wollt' er mir jleich Kollé schleppen, als ick'm aber die Jeschichte von wegen deß Inhitzen jehörig auseinander setzte, mußte er sich 'n Bauch halten vor Lachen, unn sagte: Na, ich will diesmal 'n Oge zudrücken, mach' deß Du zur Tränke kommst. Unn da bin ick! — Nu wat sagt ihr zu so'n Malhör?

O Schicksals Dicke! dein Name iß Wirstebesser! Ick habe ihm jewollt inhitzen, unn er hat mir injehitzt.

(Humor. Gr.-Bibl.)

Bajazzo.

Zur Zeit der Reduction der preußischen Scheidemünze kam ein Student aus Halle nach Leipzig. In einem Gasthof sprach er mit dem Wirth, indem er ihm einen preußischen Groschen zeigte, fragend: Kann ich

für dies Geld zu essen bekommen? — O ja, erwiderte der Wirth, und der Student bekam zu essen. — Eben so frug er den Kellner: Kann ich für dies Geld Wein bekommen? Bejahend, forderte er auch Wein. Vollständig gesättigt, legte er für Alles zwei Groschen hin. — O mein Herr, hier fehlen noch 3 Thlr. und mehr. Der Student erwiderte, er habe für das gezeigte Geld Essen und Trinken verlangt und könne folglich nicht mehr zahlen. — Der Wirth sagte: Hören Sie, ich will mir den Spaß gefallen lassen unter der Bedingung, daß Sie in's schwarze Roß gehen und es eben wie mit mir machen. — Ja, mein Herr, erwiderte der Student, da bin ich lange gewesen, und hat der Wirth mich eben zu Ihnen geschickt.

Der Barometer. Ein Dienstmädchen, welches bei schlechtem Wetter einen Barometer vom Mechanikus zu ihrem Dienstherrn trug, glitschte im Schmutze aus und der Barometer fiel in den Koth. Sie weinte über dieses Unglück, doch ein Vorübergehender tröstete sie mit den Worten: geben Sie sich nur zufrieden, das geht nicht anders, bei schlechtem Wetter fallen alle Barometer.

Die Glocke. Kurz nach Einweihung und dem ersten Geläute einer Glocke äußerte eine alte, plauderhafte Dame einem Herrn ihr Mißfallen über den Klang dieser Glocke und meinte, er sei zu hell und brumme nicht tief genug. O, entgegnete ihr dieser, die Glocke ist noch jung, ist sie erst einmal so alt wie Sie, meine Verehrte, dann wird sie schon brummen. —

Bekanntlich trinken die wilden Indianer gern Rum und Spirituosa fast gleich bis zum Umfallen. — Nun hatte ein Handelsmann von seinem Wagen ein Fäßchen mit Rum verloren und ging suchend zurück. Er begegnete einem Waldmanne, den er fragte: ob er denn nicht ein Fäßchen mit Rum gefunden hätte? — Närrchen, antwortete der Indianer, was fragst Du? — Hätte ich das Fäßchen gefunden, würdest Du dasselbe leer auf der einen Seite des Weges und mich auf der andern voll liegen gefunden haben.

„**Der Strauß** wäre uns bald durch einen Strauß entrissen worden, aber der Strauß hat ihn gerettet.“ Dies ist ein neuer Wiener Witz, der folgendermaßen erklärt wird: Strauß war im Saale zum „Strauß“, erkältete sich und ward krank; da kam der berühmte Arzt Strauß und stellte ihn wieder her.

Die beiden Souveraine. Am Harze lag zu den Zeiten des deutschen Reichs auch eine kleine freie Reichsherrschaft Schauen, welcher Kaiser Ferdinand III. die erste Belehnung im Jahre 1668 ertheilte. Im vorigen Jahrhundert besaß dieselbe ein Reichsfreiherr von Grote, der auf seine landesherrlichen Rechte mit vieler Eifersucht hielt. Als Friedrich der Große auf einer seiner Revuereisen einst die Grenze dieser kleinen Herrschaft passirte, wurde er an selbiger von dem Reichsfreiherrn empfangen. Der König begrüßte ihn mit den Worten: „Ah! Monsieur! Voilà deux souverains, qui se rencontrent!

Ein rascher Entschluß. Neulich rannte ein junger Musiker in Paris, der im Orchester der italienischen Oper beschäftigt war, kurz vor Beginn der Vorstellung mit seinem Violinkasten durch eine mit Menschen angefüllte Passage. Es war die höchste Zeit, er hatte Eile; in zehn Minuten mußte die Ouvertüre beginnen. Welche Angst für den Violinisten, der sich in der großen Masse nur langsam vorwärts schieben konnte, und deswegen zu befürchten hatte, zu spät zu kommen. Endlich sah er Raum und eine Stelle, wo er meinte, einbiegen zu können. Rasch stürzte er darauf los. Aber o weh, er hatte sich geirrt, was er für den Eingang in eine Seitengasse hielt, war ein ein wenig zurückgebauter Laden, in dessen Fensterscheiben er nun unvorsichtig mit seinem Violinkasten hineingerannt kam. Die Scheiben klirrten, die Ladendiener stürzten herbei, die Menge sammelte sich; der Violinist konnte nicht von der Stelle. „Was kostet die Scheibe?" rief er rasch. „Ich habe keine Zeit." „Die Scheibe kostet zwei Franken," entgegnete die Dame des Comptoirs. „Hier sind fünf," sagte der Musiker in Todesangst. „Ich bitte um dreie zurück, aber in höchster Eile, meine Augenblicke sind gezählt. Ich habe nur noch fünf Minuten und mindestens vier zu gehen, bis ich zum Opernhaus komme." „Bedaure sehr," erwiederte die Ladendame. „Ich habe keine drei Franks herauszugeben." „Vielleicht kann einer von den Herren wechseln," wendete sich der Angstgepreßte an die Umstehenden. Aber die Umstehenden vermochten das nicht; dem Einen reichten die Sous nicht, der Andere hatte nur Louisd'ore. Was war da zu thun? Der Mann des Orchesters verzweifelte. Er sah nach der Uhr. Der Unglückliche hatte nur noch drei Minuten. War er zur rechten Zeit nicht da, so mußte er funfzig Franks Strafe zahlen. Welche Verlegenheit! Sollte er die drei Franken im Stich lassen! Nein! Er besann sich. Rasch schlug er noch eine Scheibe ein, und indem er rief: „nun habe ich vier Franks zu zahlen, einen gebe ich für den Schreck, den ich verursacht habe, so sind wir quitt," eilte er davon, von dem Gelächter und dem Beifallsgeschrei der Menge begleitet.

Treffende Antwort. Schildwache: Wenns rauchen wollen, so nehmens die Pfeifen aus dem Maul!

Bürger: Wenn i nur Feuer hätt, i ließ mir's Rauchen nicht wehren.

Schildwache: Was? Sö wollen sichs Rauchen nicht verbieten lassen?

Bürger: Na ganz und gar nicht.

Schildwache: In dem Fall kommens her, da muß i Feuer geben.

Wachtkommandant: Himmelkreuzdonnerwetter! was geschieht hier, das Rauchen ist so streng untersagt und der Esel befördert's noch.

Schildwache: Herr Wachtkommandant, es steht im Reglement: „Wenn sich Einer das Rauchen nicht abbieten läßt, ist ohne Weiteres Feuer zu geben."

Können Sie mir nicht sagen, wo der Herr Schnellenberger wohnt? fragte Jemand in Wien einen Vorübergehenden. — „Nein!" war die Antwort. — Oder vielleicht der Herr Priedlowanski? — „Nein, da wüßte ich doch meiner Treu' eher zu sagen, wo der Herr Schnellenberger wohnt!"

Royer Collard und seine Studenten. Als der berühmte Royer Collard Professor an der Pariser Universität wurde, kam ihm von Seiten der Studirenden entschiedene Ungunst entgegen aus irgend kleinen Ursachen, die bei jungen Leuten Gewicht haben. (Angeblich weil er stets gelbe Handschuhe trug.) Als er seine Vorlesungen eröffnete, wurde er mit Mißfallsbezeigungen und Tumult begrüßt. Nach dem Schluß der ersten Vorlesung sammelten sich etwa hundert Studenten und zogen unter Geschrei, Singen und andern mißliebigen Demonstrationen hinter ihm her bis an die Seinebrücke Pont des arts. Dort mußte Brückengeld bezahlt werden. Die Studenten hielten einen Augenblick still. Sobald der Professor dies sah, zog er ein Fünffrankenstück aus der Tasche, warf es dem Brückengeldeinnehmer hin und sagte: „Für mich und mein Gefolge!" Dies änderte die Scene. Die Studenten brachten ihm ein Hoch aus und begleiteten ihn im Triumph nach Hause.

Ein Bauer hatte im Frühjahr 1847 eine große Quantität Frucht in allen Gattungen. Obgleich das Viertel Korn 20 Thlr. kostete, so wollte dennoch der Bauer seine Früchte nicht verkaufen, sondern erst noch höhere Preise abwarten. Eines Tages erschienen bei diesem Bauer drei junge Männer, Beamte bei der Eisenbahn, wie sie sagten, um für die Arbeiter eine große Quantität Korn, Gerste, Hafer, Erbsen und Wicken zu kaufen. Man wurde des Handels einig und der Bauer verkaufte von jenen Fruchtgattungen, soviel er nur entbehren konnte. Der Bauer verlangte eine Bürgschaft, welche ihm in drei Thalern Handgeld wurde; die Käufer verlangten dagegen, daß der Bauer sämmtliche Früchte sogleich untereinander mengen sollte, um nicht, wenn die Frucht abgeholt werden würde, sich damit aufhalten zu müssen, welches denn auch sogleich von den Knechten geschah. An dem Tage, wo die Frucht abgeholt werden sollte, kam ein anonymer Brief, worin es hieß, daß die Käufer keine Eisenbahn-Beamten gewesen wären, auch nicht daran dächten, ihren Kauf zu halten und er möge ihren Scherz als eine Strafe seiner Habsucht betrachten. Für die drei Thaler möchte er seine Früchte wieder auseinander lesen lassen.

In einem Dorfe wurde bei einem Bauer ein Wachtmeister einquartiert. Der Bauer gab diesem Alles, was er nach dem Tarif schuldig. Aber der Wachtmeister nicht damit zufrieden, sondern noch mehr fordernd, stampfte mit seinem Säbel hart auf, warf denselben auf den Tisch und suchte dadurch den Bauer in Furcht zu jagen. Der Landmann sagte aber kein Wort, sondern ging ruhig in den Stall, holte eine Mistgabel und warf dieselbe neben dem Säbel auch auf den Tisch. Als der Wachtmeister fragte, was dieses bedeuten solle, antwortete der Bauer: zu einem großen Messer gehört auch eine große Gabel.

Ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Ein Wiener Student (Techniker) versuchte sein Glück in der Lotterie. Im Bauen von Luftschlössern begriffen, sagte er zu einem Freunde: „Wenn ich gewinne, gebe ich Dir das Geld zum Rigorosum für das Doctorat der Medicin und obendrein meine Schwester zur Frau. — Der Techniker gewann 10,000 Fl. und hielt dem Mediciner sein Wort, der, bereits mit dem Doctordiplom versehen, dieser Tage die ausgestattete Braut heimführte.

Ein sehr angesehener Professor der Medicin, welcher zugleich ein großer Sonderling war, verordnete in seinem Testamente, daß er nur einfach und ohne Prunk begraben sein wolle. „Will aber die Fakultät," setzte er hinzu, „mit meinem Leichnam prahlen, so soll sie auch die Kosten zahlen."

Ein gewöhnlicher Zustand. Vor das öffentliche Gericht zu *** wurde jüngst ein Hausmeister verlangt. Er kam total betrunken, worauf das Gericht die Verhandlung vertagen wollte. Dagegen protestirte aber der Trunkenbold, sagend, daß Niemand seinen inwendigen Rausch sehen könne und daß das sein gewöhnlicher Zustand sei!

Ein Schreiner-Geselle aus Schlesien kam nach Frankfurt a. M. und fragte einen Sachsenhäuser nach der Schreiner-Herberge. „Wissen Sie da die Zeil?" frug der Sachsenhäuser. „Nein", antwortete der Handwerksbursche. „Nu wisse Se da den Terkeschuß (Türkenschuß)?" „Den weiß ich auch nicht." „Na wisse Se da den Römische Kaiser?" „Den weiß ich auch nicht!" „Na da seht aber e mol ä dummen Kerl," schrie der Auskunftgeber, „der wagt sich in da Welt hinai un weß net e mol, wo die Zeil, der Terkeschuß und der Römische Kaiser is!!" —

Ein starkes Actenstück. In einem Gerichtshofe zu Newyork reichte unlängst ein Angeklagter eine Vertheidigungsschrift ein, welche nicht weniger als 6000 Folio-Seiten füllte. Der Gerichts-Präsident sah sich dieses Wunderwerk der Proceßliteratur an und bemerkte dann mit ernster Miene: es werde wohl am besten sein, dasselbe als Probe amerikanischer Industrie zur großen Ausstellung nach London zu senden.

Die Auction.

In einem Dorfe wollt' man Vieh verauctioniren,
Und angesetzt dazu war der Termin;
Doch da der Auctionator nicht erschien,
Vertrieb man sich die Zeit mit Pokuliren.
Und wie es oft zu gehen pflegt,
War'n die Gemüther aufgeregt.
Es kam zum Streit und blieb noch nicht dabei,
Denn diese artete bald aus in Prügelei!
„Mei!" rief ein Jud, „solch närrische Auction
Hab' ich noch nicht erlebt, das muß ich sagen,
Das geht hier ganz verkehrt; denn hier wird schon,
Eh' noch geboten worden, zugeschlagen."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 16. Nordhausen, April. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅙ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der betrogene Teufel.

Ich sagte einst zum Teufel:
„Geh, sei mein Kamerad!“
Da kam er flugs gesprungen,
In seinem höchsten Staat.
Er trug ein hübsches Röcklein
Und einen weißen Hut,
Und sprach: Was kann ich dienen?
Ich bin zu Allem gut. —
„So schaff' mir Geld, mein Bester!
Ich bin erbärmlich dran —
Möcht' wohl einmal Vermögen
Und keine Schulden han.“
Er zog ein krummes Mäulchen —
„„Daran erkenn' ich euch““ —
Und stampfte auf den Boden,
Der öffnet sich sogleich.
Da schimmert's wie Carfunkel
Und blinkt wie Demantschein;
Mit herrlichen Dukaten
Füllt' ich die Taschen ein;
Und jauchzte voller Freuden
Und hüpfte hoch empor —
Er zog aus seinem Röcklein
Ein Büchelchen hervor
Und eine alte Feder,
Ein Messerchen dazu —
„„Wie, schreib mir deinen Namen,
Dann hast du vor mir Ruh.““
„Ei was, warum die Faxen?
Du weißt ja, wo ich wohn'.“ —
„„'s ist nur des Merkens halber,
Ich hab' zu Viele schon.
Du brauchst auch keine Dinte,
Bist selbst das Dintenfaß;

Mit meinem kleinen Messer
Stech' ich es an zum Spaß.''''
Und eh' ich umgeblicket,
Rann schon ganz klar und warm,
Gleich einem rothen Brünnlein,
Mein Blut vom linken Arm.
,,,,Geschwind, geschwind, mein Lieber,
Der Saft ist Lebensquell —
Hier Pergament und Feder
Zur Unterschrift — nur schnell!''''
Da packt es mich mit Grauen,
Wird heiß mir im Gehirn —
Es standen große Tropfen
Von Eis mir auf der Stirn.
Doch plötzlich, wie ein Blitzstrahl
Fuhr mir's durch Kopf und Sinn —
Mit heuchlerischem Bangen
Nahm ich das Büchlein hin.
Ich griff zur blut'gen Feder —
Des Alten Aug' mich trifft;
Er greift mit schlauem Grinsen
Schnell nach der Unterschrift.
Doch kaum schaut er die Züge,
Da wird er leichenbleich;
Mit schrecklicher Geberde
Versinkt er in sein Reich.
Wie hatt' ich es begonnen,
Den schlauen Streich vollbracht? —
Ich hatt' statt meines Namens
Drei Kreuze hingemacht.

† † †.
(Flieg. Bl.)

Das Glas Wasser.

Im Weinhause saß ein halbes Dutzend junger Männer hinter der Flasche, die nach manchem muntern Gespräch auch auf die Beschwerden ihres Standes zu reden kamen. Jeder beklagte sich über die seinigen — der Jurist über die Hungerjahre des Referendarlebens — der Arzt über Homöopathie und Wasserheilkunde — der Theologe über die Conflicte gemischter Ehen — der Maler über den Liepmann'schen Oeldruck — der Wirth über die Eisenbahnen — blos der Sechste klagte nicht, obgleich er nur Zuckerwasser trank und seine Heiterkeit folglich nicht der Flasche verdankte.

Das einzige Mittel, sagte Gustav, mit seinem Stande zufrieden zu sein, ist: keinen zu haben. Dem Himmel sei Dank! ich habe keinen. Ich bin Philosoph und weiter nichts. Vom seligen Onkel habe ich das nöthige Vermögen und vom seligen Hegel die nöthige Philosophie geerbt, um alle Sorgen und Anfechtungen des gemeinen Lebens vergessen zu können. Wie ein dem Erdenstaub entnommener Geist schwebt der Philosoph in wolkenloser Region, und mit Verachtung blickt der Adler auf das niedere Treiben der Ameisen. Ja, meine Freunde, an mir hat die Körperwelt ihr Recht verloren. Vor allen Pfeilen des Schicksals bewahrt mich der undurchdringliche Panzer der Philosophie. Ich wandle den einzig wahren Weg zum Glücke.

— Verirre Dich nur nicht auf diesem Wege, sagte der Arzt.

— Darum, versetzte Gustav lächelnd, sorgt Ihr Doctoren auch so fleißig für das Wohl der Menschen. Aber mich verlangt nach Eurer Seligkeit nicht. So lange ich Gesundheit und Philosophie habe, ist es hienieden schon zu ertragen, und damit ich beides behalte, halte ich mich an dieses Glas.

— Nüchterne Seele, mit Deinem ewigen Zuckerwasser! Aber versuche die Götter nicht! Eben dies Glas kann Deinem prahlhaften Glück ein Ende machen.

— Armer Doctor! Du denkst wohl wieder an die Wasserheilkunde. Damit Du siehst, daß ich meiner Sache gewiß bin, will ich mir gleich noch eins geben lassen.

Hiermit trank Gustav den Rest seines Zuckerwassers aus, und reichte dem Wirthe das Glas. Dieser ging mit verdrießlicher Miene, es wieder füllen zu lassen, und sagte als er zurück kam: Meine Herren, es steht eine Zigeunerin draußen, welche Ihnen die Zukunft zu entschleiern wünscht.

— Wozu die Possen? erwiderte Gustav. Die Philosophie beweist —

— Die Erfahrung beweist das Gegentheil. Diese Frau hat schon Wunderdinge vorausgesagt, und Alles ist buchstäblich eingetroffen. Sie kennen doch den Schauspieler B., der immer so schlecht auswendig lernt. Zu dem sagte sie einmal: hüte dich vor Faulheit! Und siehe da! am selbigen Abend bleibt er in seiner Rolle st·cken, und von der Gallerie begrüßt ihn ein Regen von faulen Aepfeln und faulen Eiern.

— Um in solchen Dingen die Zukunft zu wittern, bedarf es keiner Zigeunernase.

Die Alte war indeß schon eingetreten, und die beiden nächsten Gäste hielten ihr lachend die Hand hin. Sie prophezeite dem Einen eine geistreiche Frau, dem Andern eine Niete in der Lotterie, — und Beide beneideten sich gegenseitig. Als nun an Gustav die Reihe kam, zeigte das Gesicht der Chiromantin plötzlich einen veränderten Ausdruck. Sie fuhr überrascht zusammen, betrachtete lange aufmerksam die Linien seiner Hand und sagte dann mit feierlicher Stimme: hüte Dich vor dem Wasser!

— Siehst Du, Gustav? Was hab' ich Dir gesagt!

— Wärst Du draußen gewesen, so würd' ich in jenem Spruch einen Spaß von Dir vermuthen. So aber macht sich die Alte wohl nur auf eigne Rechnung lächerlich. Auf keinen Fall soll ihr Geschwätz mir das Zuckerwasser verbittern. Pereat der Aberglaube!

Mit diesen Worten nahm er sein Glas aus den Händen des Aufwärters und sah verwundert ein fremdes und doch bekanntes Gesicht. Der neue Marqueur war vormals bei ihm Bedienter gewesen und wegen Betrug und Di bstahl entlassen worden. Gustav bedauerte jetzt, aus unzeitigem Mitleid den Grund jener Verabschiedung geheim gehalten zu haben. Es störte seine Heiterkeit, daß dies tückische Grinsen ihm hier nun beständig vor Augen treten sollte. Der Kerl hatte in seinen Zügen etwas Dämonisches, Banditenartiges. Sein stechender Blick erinnerte an Gift und Dolch, und Gustav konnte sich eines leichten Schauders nicht erwehren, als ihm einfiel, wie leicht diese Hand statt des Zuckers —

— Nun, Freund? Du trinkst ja nicht. Die ägyptische Zauberin scheint Dich ganz nachdenklich gemacht zu haben.

— Mir fiel eben ein, scherzte Gustav, daß ihr Orakel doch wohl einige

Beachtung verdient. Als sie mich vor dem Wasser warnte, hat sie ohne Zweifel Eure Gedichte gemeint, die ich immer lesen und beurtheilen muß.

Ihm war nicht wohl bei diesem Witzworte. Er rührte schon seit zehn Minuten, und der Zucker wollte nicht vollständig zergehen. Immer von neuem setzten sich am Boden des Glases weiße Körner ab.

Gustav hatte gelesen, daß Arsenik im Wasser schwer löslich sei — gerechter Himmel, wenn der Marqueur. — — Aber wie könnte der Mensch so boshaft sein? Er mußte es Gustav ja Dank wissen, daß er ihm nach allen seinen Bübereien noch ein leidliches Zeugniß gegeben. Auch blamirte man sich vor der ganzen Gesellschaft, wenn das Wasser stehen blieb. Darum Courage, und hinunter damit!

Gustav leerte das Glas auf einen Zug. Doch nahm er sich wohl in Acht, auch die Neige mit den weißen Körnern zu trinken. Man ging bald darauf auseinander, und Gustav fand nun Zeit, die Wirkungen seines Trunks zu beobachten.

Er hatte gerade sehr stark zu Abend gegessen — ein Umstand, der auch bei Philosophen vorkommt — vermuthlich war dies der Grund, daß er gleich nach dem Zubettegehen einiges Leibweh spürte. Erst die Pflaumensuppe — dann Salat mit Eierkuchen und endlich zum Nachtisch noch Aepfelcompot, — da mußte man ja Leibweh bekommen.

Es ist doch schön, ein Philosoph zu sein. Ihn kann nichts beunruhigen. Er weiß immer, woran er ist. Ueberall dringt er auf den Kern der Dinge. Jede Wirkung wird auf ihre Ursache zurückgeführt, und so trägt er seine Leibschmerzen mit Geduld, weil ihm einleuchtet, daß sie die natürliche, die nothwendige Strafe eines Diätfehlers sind.

Eines Diätverbrechens, könnte man sagen. Und die Strafe ist auch darnach. Von Secunde zu Secunde wird sie härter. Schon sieht Gustav sich genöthigt, sein Leibweh in Bauchgrimmen umzutaufen. Dies Stechen — Klemmen — Schneiden — wie ist es nur möglich? Nein, es kann nicht vom Abendessen kommen. So grausam peinigt keine Pflaumensuppe, solche Wüthriche sind Salat und Eierkuchen nicht – und vollends der Aepfelbrei — wie könnte der es in seiner Gutmüthigkeit über's Herz bringen, einem armen Philosophen solche Qualen zu bereiten? Nein, dies sind nicht die Nachwehen des Soupers, es sind die Folgen des genossenen G — —

Mit einem Sprunge war Gustav aus dem Bette, und griff nach den Kleidern, als stände das Haus in Flammen. Aber schon der Licenciat Vidriera sagt: wenn man recht schnell fertig sein will, so muß man sich recht langsam anziehen. Es dauerte zehn Minuten bis Gustav in der Dunkelheit seine Pantalons fand, und wie er nun auf die mondhelle Straße hinaustrat, zeigte sich, daß der Philosoph mit den Beinen in die Rockärmel gefahren war.

Doch wer beachtet solche Kleinigkeiten, wenn das Leben auf dem Spiele steht? Gustav sah nichts als zwei abscheuliche Fratzen, die citronengelbe der Zigeunerin und die pomeranzfarbige des Marqueurs. Gehetzt von diesen Teufelslarven lief er spornstreichs nach dem Hause des Doctors, welcher zum Glück noch mit den übrigen Freunden plaudernd vor der Thür stand.

— Rette mich! ich bin vergiftet.

— Du bist nicht gescheidt. Oder ist das Zuckerwasser Dir in den Kopf gestiegen?

— Ach, eben dieses Zuckerwasser — Doch zögre nicht! sonst ist es aus mit mir.

— Ruhig, ruhig, lieber Freund! Wo bleibt Dein philosophischer Gleichmuth?

— Zum Teufel die Philosophie! Ich war ein Dummkopf, mich mit ihr zu brüsten

— Das gestehst Du? — dann will ich Dir auch gestehen, daß man Dich nur zum Besten hatte, und daß der Arsenik in Deinem Glase nur ein Stückchen unschuldigen Kalks war. Der Wirth, Deines beständigen Wassertrinkens müde, instruirte die Zigeunerin, und das zufällige Erscheinen des Marqueurs verstärkte den Eindruck ihrer Warnung.

— Ach so! stammelte Gustav und sah beschämt zu Boden. Jetzt bemerkte er auch sein seltsames Costüm und hätte sich vor dem allgemeinen Gelächter in ein Mäuseloch verkriechen mögen.

Gustav ist seitdem ein Anderer geworden. Er hat die Philosophie und das Wassertrinken an den Nagel gehängt und trinkt jetzt Wein, wie alle vernünftigen Leute.

Wozu auch Wasser trinken? Trinkt man doch immer noch Wasser genug, wenn man nichts als Wein trinkt! W. A–t.

(Preuß. Volksfr.)

Der Eselsprozeß.

Die Gerichtszeitung theilt folgendes prozessualisches Curiosum heiterer Art aus Südtyrol mit, welches beweisen kann, wie weit dort die Prozeßsucht getrieben wird. Die nachfolgend erzählten drei Eselsprozesse sind in Wirklichkeit durch alle drei Instanzen durchgeführt worden.

A. trieb seinen Esel mit Butter und Käse beladen von der Alpe herab, als ihm auf dem Wege B. begegnete.

A. sprach den B. um eine Prise Tabak an, die ihm jedoch mit dem Bedeuten verweigert wurde, daß er für ihn keine Prise habe.

A. fragte darauf, ob er wohl dann eine Prise erhalten würde, wenn er dem Andern dafür seinen Esel sammt der darauf befindlichen Waare geben würde.

B. nahm diesen Vorschlag an, gab dem A. die Prise Tabak, und dieser übergab ihm den beladenen Esel. So gingen sie in bester Eintracht, B. seinen beladenen Esel treibend, über den Berg herab bei der Wohnung des A. vorbei, bis in das Dorf, wo B. ansässig war.

Bei seinem Hause angekommen, sagte B.: „Da nimm Deinen Esel wieder, ich sehe die Sache nur als Scherz an, da ja eine Prise des besten Tabaks mit dem Werthe des Esels und der Waare in keinem Verhältnisse steht."

Darauf erwiderte A., daß er den Esel hier nicht annehme, B. hätte ihm denselben bei seinem (des A.) Hause, wo sie vorbeigingen, übergeben sollen, da er dies aber nicht gethan, sei er verpflichtet, ihm den Esel hinauf zu treiben.

Darüber geriethen sie in einen Wortwechsel, und da keiner den Esel nehmen wollte, begaben sich beide zum Gemeindevorstande, um dort ihren

Streit auszumachen. Der Gemeindevorstand versuchte, sie zu vergleichen; allein umsonst, beide verließen mit Zurücklassung des beladenen Esels das Haus.

Der Gemeindevorstand, in der Meinung, so in seiner Amtspflicht zu handeln, ließ nun den Esel entlasten und Butter und Käse in einem Verkaufsgewölbe deponiren, den Esel aber gab er in das dortige Gasthaus zur einstweiligen Verpflegung.

Nun verklagte der A. den B., und stellte das Begehren, der Letztere sei schuldig, ihm den Esel in das Haus zu stellen und alle Kosten zu vergüten.

Dieser Prozeß dauerte beinahe ein volles Jahr, bis er in erster Instanz nach dem Klagebegehren entschieden wurde. Bei der Appellation des B. wurde dies Urtheil in zweiter Instanz abgeändert; in dritter Instanz wurde das appellatorische Urtheil bestätigt.

Nun holte A. seine Waare ab und wollte auch seinen Esel nach Hause treiben, allein dies wurde ihm verweigert, weil er nur gegen Bezahlung der Verpflegungskosten ausgeliefert werde. A. verweigerte die Vergütung und meinte, der Wirth möchte sich nur von Demjenigen bezahlen lassen, der ihm den Esel in Verpflegung gegeben habe.

Wirklich verklagte der Wirth den Gemeindevorstand auf Zahlung der Verpflegungskosten, und obgleich dieser einwendete, daß er nicht im Privatwege, sondern nur in seiner Amtsthätigkeit ihm (Kläger) den Esel in Verpflegung gegeben habe, so wurde er doch zur Zahlung verurtheilt. Dies war der zweite Prozeß. Nun aber belangte der Gemeindevorstand den Eigenthümer des Esels im Regreßwege auf den Ersatz der an den Wirth bezahlten Verpflegungskosten, welche er endlich auch wirklich erstritt. Dies war denn der dritte Eselsprozeß.

Bajazzo.

Was ein Engländer für einen Kopf hat. Lord Gordon, der einer der reichsten Männer in England und sogar ein Verwandter der Königin ist, befindet sich gegenwärtig mit zwei erwachsenen Töchtern in Paris, wo er mit diesen eine gern gesehene Erscheinung in allen vornehmen und hohen Cirkeln ausmacht. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß er zu dem letzten Balle, welchen der Seine-Präfekt im Stadthause gab, eine Karte erhielt. Eine Karte für drei Personen natürlich erwartete er; indeß zu seinem Erstaunen lautete sie nur auf Lord Gordon und seine Tochter: pour Lord Gordon et sa fille. Was sollte er mit der andern Tochter beginnen? Man wußte, er hatte zwei. Also konnte diese Einladung nur auf einem Mißverständnisse beruhen, dem Lord Gordon dadurch leicht abzuhelfen glaubte, daß er aus sa ses machte und dem Worte fille ein s anhing. Die so corrigirte Karte in der Hand erschien er am Abend des Balles mit seinen beiden Töchtern am Eingang des Hotels, wo ein Controleur den Auftrag hatte, um Unberufene fern zu halten, streng auf die abzugebenden Billets zu sehen. Das Billet des Lords frappirte ihn; er sah ganz deutlich, daß aus dem sa ein ses, aus der fille filles geworden war. Mylord, sagte der

Mann, ich kann Sie nur mit einer Dame passiren lassen. — Warum? — Weil ursprünglich die Karte nur auf Lord Gordon und eine seiner Töchter gilt. — Ich habe aber zwei. — Mag sein. Geht mich aber nichts an. Ich habe hier nur Ordre für eine; die zweite ist eingeschwärzt. — Mein Herr! rief der Lord. — Mylord! sagte der Billeteur. — Ich muß hinein! begann Seine Herrlichkeit wieder. — Sie und Ihre Tochter, entgegnete der Andere. — Aber meine andere Tochter? — Muß zurück. — God dam! Das wird sie bleiben lassen. Machen Sie Platz! — Sacre nom de Dieu! Ich weiche nicht von der Stelle! — Ah, sieh da! sagte der Lord, indem er Miene machte, sich mit dem Aufseher zu boxen. Er streifte sich die Aermel zurück, zog die Handschuh aus und stellte sich in Positur. Dem Aufwärter wurde angst. Er rief nach Hülfe, weniger aus Furcht vor Schlägen, als weil er Aufsehen und Unordnungen ausweichen wollte. Wirklich kam auch bald darauf eine Wache, die sich des Lords bemächtigte und ihn sehr artig, aber doch mit Entschiedenheit in sein Hotel zurückbrachte. Natürlich verwünscht er jetzt Frankreich und den ganzen Continent. Paris aber hat auf einige Tage etwas zu lachen gehabt.

Der gelahrte Friseur. Der Hofmarschall von *** war Abends von einer Reise aus dem Bade nach Berlin zurückgekehrt und hatte sogleich zu einem Friseur mit der Weisung geschickt, präcise 7 Uhr am andern Morgen ihm, weil er nach Hofe müsse, die Haare zu verschneiden.

Der Morgen und die Stunde kam, aber kein Friseur. — Bös und ungeduldig ging der Hofmarschall im Zimmer hin und her, öfter durch's Fenster sehend. Da passirte endlich ein etwas verwachsenes Männchen im hellgrauen Rocke vor der Thür des Hofmarschalls vorbei. „Hören Sie", rief er dem Männchen zu, „mein Schuft von Friseur läßt mich sitzen — wollen Sie mir wohl die Haare verschneiden?" — „Mit dem größten Vergnügen, wenn ich Ew. Excellenz in etwas gefällig sein kann." — Das Männchen aber hatte weder Scheere noch Kamm bei sich, doch wurden dieselben herbeigeschafft. Der Hofmarschall setzte sich und das Haarschneiden nahm seinen Anfang. Als unser Graurock vermeintlich geschnitten und gekämmt hatte, sah der Hofmann in den Spiegel, fuhr aber den Haarschneider mit den Worten an: „Herr! in des Teufels Namen! schneiden Sie die Haare kürzer und machen Sie, daß Sie fertig werden!" — Das Grauröckchen lächelte, schnitt natürlich nun dreist darauf los und sagte endlich freundlich im Verbeugen: „Wollen Euer Excellenz sich jetzt einmal gefälligst im Spiegel sehen?" — Wie prallten aber Ihre Excellenz vor Schreck zurück, als sie sich fast kahl geschoren sahen! — „Aber, Satan! was hat Er gemacht," schrie der Hofmarschall, „Er hat mich ja zum Türken geschoren, ich sehe ja aus wie ein gebrühter Kalbskopf, und Er will noch ein Friseur sein!?" — —

„Erlauben Euer Excellenz", erwiderte das Graumännchen, „auf Friseur mache ich keinen Anspruch, denn ich bin der königliche Bibliothekar Professor Biester und habe heute zum ersten Male in meinem Leben auf Bitten Eurer Excellenz mich damit abgegeben, weil ich den Menschen gern gefällig bin."

Man trennte sich endlich unter tausendfachen Entschuldigungen und Complimenten, und der Hofmarschall mußte nun wohl oder übel beim Verbeißen des bizarrsten Lächelns bei Hofe mit einer Perrücke erscheinen.

Scharfsinn. Referent: Zum Schlusse meines Referats erlaube ich mir zu bemerken, daß, nach tiefem Studium der Acten und reiflichem Ueberlegen der Thatsachen, es mir gelungen ist, triftige Verdachtsgründe zu entdecken. Die Person, auf die ich meinen Verdacht richte, muß ein Musikant sein. —

Präsident: Wie so? Es kommt ja keiner in der Untersuchung vor?

Referent: Es heißt ausdrücklich, die Verletzung sei durch ein Instrument geschehen. —

Ein jovialer reicher Mann machte einem habsüchtigen, gemeinen Menschen den Vorschlag, ihm 50 Silberrubel zu zahlen, wenn er sich von ihm todtprügeln ließe. — „Das nicht," sagte der Geldgierige nach einem Weilchen, „aber gebt mir 25, und Ihr könnt mich dafür auch halb todt schlagen; meint Ihr nicht auch so?" —

Der Wein. Gast: Das ist ja ein infamer Wein, Herr Wirth, und das soll Elfer sein!? Nimmermehr!

Wirth: Kann's halter beschwören, mein Herr, habe ich doch selbst die Melange von fünfer und sechser Wein gemacht.

In einem Kaffeehause saß Jemand bis tief in die Nacht zwischen zwei Herren, die Piket spielten, und sah ihrem Spiele beständig zu. Bei einem streitigen Falle wandten sie sich an ihn; er aber versicherte, er verstehe von dem Spiele ganz und gar nichts. „Aber wie ist es möglich, daß Sie hier bis an den hellen Morgen sitzen?" fragte der Eine. „Ich bin verheirathet!" gab der Gefragte zur Antwort.

Der englische Dichter Peter Pindar litt an einem hartnäckigen Husten. Sein Arzt verordnete ihm, Eselsmilch zu trinken; der Dichter lehnte dies ab, aber der Erstere bestand halsstarrig darauf, mit dem Zusatze: „es ist das sicherste Mittel, Ihren Husten los zu werden, ich selbst habe an einem sehr bösen Husten gelitten und nichts hat mir geholfen, als Eselsmilch." „Das beweiset nichts", erwiderte der Patient; „für Sie, lieber Doctor, war das Muttermilch."

Jemand schrieb an seinen Freund, er möge ihm doch einige Stunden einen seiner Affen borgen. Der Gute konnte aber nicht lesen, und da gerade ein Fremder beim Empfang des Briefes zugegen war, wollte er nach Oeffnung desselben seine Unkunde nicht merken lassen. Er dachte daher einen Augenblick nach, sagte dem Ueberbringer dann: „Geht nur, es ist gut, ich werde zu Eurem Herrn gleich selber kommen."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 17. Nordhausen, April. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Er trinkt als wie ein Bürstenbinder.

Vor Jahren Herzog Ferdinand
Zu Thron in Innsbruck saß,
Regierte mild sein Alpenland
Und liebte guten Spaß.

Da hört er einst, daß in der Stadt
Ein Bürstenbinder sei,
Der eine weite Gurgel hat,
Er tränk' allein für Drei.

Und tränk' er auch für Drei und Vier,
Wird ihm der Kopf nicht schwer;
Da sprach der Herzog: „Rufet mir
Den Bürstenbinder her.“

Drauf schenkten sie zwei Humpen ein,
Hielt jeder gut zehn Maß,
Mit rothem und mit weißem Wein,
Der Herzog schwenkt sein Glas.

„Mein lieber Bürstenbinder, kost'!
Schmeckt weiß Dir oder roth?
Und trink zu Deiner Gurgel Trost,
Und iß von meinem Brod.“

Der Meister trinkt den Weißen aus
Und meint: er wär' nicht schlecht,
Er trinkt darauf den Rothen aus,
Und meinte: der wär' recht.

Dem Herzog wird das Auge feucht
Vor Lachen und er spricht:
„Wenn dies Dir nur ein „Kosten“ däucht,
So reicht mein Keller nicht.“

(Flieg. Bl.)

Der Herr Polizeirath.

Der alte Hofrath Habemus hatte viel Geld, sehr viel Geld, aber er war geizig wie Harpagon. Der Wohlfeilheit wegen lebte er mit seinem Mammon und seiner Haushälterin in einem armseligen Marktflecken, während sein einziger Sohn sich in der nahen Residenz aufhielt. Karl war gerade das Gegenspiel seines Vaters: ein lustiges Menschenkind, das in jeder Straße eine Liebschaft und in jedem Hause einen Gläubiger hatte, übrigens auf dem besten Wege war, Minister zu werden, einstweilen hatte er es bereits bis zum wirklichen Referendarius gebracht.

Eines Morgens empfing der Hofrath von seinem hoffnungsvollen Sohne einen Brief, dessen dringender Inhalt weniger sein Erstaunen als seinen Zorn erregte. Man denke sich: Karl hatte die Kühnheit gehabt, um eine außerordentliche Geldsendung zu bitten, erhielt aber natürlich nicht einen Tresorschein, sondern mehr Vorwürfe, als er Thaler zu empfangen hoffte.

Der alte Herr hatte die Gewohnheit, täglich Abends von sechs bis acht Uhr im besten und einzigen Gasthofe seines Wohnortes sein Glas Bier zu trinken, und dabei immer von den übrigen Gästen abgesondert zu sitzen, weil er befürchtete, bald um eine Prise Tabak, oder gar um eine Pfeife Landwehrknaster angesprochen zu werden.

Wenige Tage nach jener großmüthigen Ergießung seines Vaterherzens erblickte er beim Eintritt in die Gaststube an seinem gewöhnlichen Platze einen Fremden, dessen Aeußeres ihm ein gewisses Unbehagen einflößte. Ein wahrer Goliath saß da, mit furchtbarem Schnurr- und Backenbarte, nach militairischem Schnitt gekleidet, einen gewaltigen Säbel an der Seite, und ein Monstrum von einem Fanghunde zu seinen Füßen, der den heidnischen Namen „Wodan" führte. Die Flasche Wein und die gebratenen Hühner, womit sich der Fremde aufs eifrigste beschäftigte, gaben ihm vor den Gästen ein bedeutendes Ansehen, da solch' ein luxuriöses Abendbrod hier zu den höchst seltenen Erscheinungen gehörte.

Der alte Hofrath war entsetzlich neugierig, und ihm daher jeder Fremde willkommen, von dem er auf Neuigkeiten rechnen durfte. Kaum hatte er unter den höflichsten Begrüßungen und Redensarten an der Seite des Goliaths Platz genommen, als er diesen auch schon in die Presse nahm. Es wollte lange nicht glücken, dem Fremden Rede abzugewinnen; erst bei der dritten Flasche wurde er gesprächig, und erzählte unter dem Siegel der Verschwiegenheit: Er sei der Polizeirath der Residenz und beauftragt, einen gewissen Karl Habemus ganz im Stillen zu arretiren und nach der Festung zu bringen, seiner vielen Schulden wegen. — „Mich dauert der arme Schelm, der ein sehr geschickter und kreuzbraver junger Mensch sein soll; denn, wie ich aus sicherer Hand weiß, bleibt er so lange auf der Festung, bis seine Schulden bei Heller und Pfennig bezahlt sind, und das möchte lange währen, da sein Vater ein schmutziger Geizhals, ein schäbiger Filz sein soll, der sich schwerlich zur Bezahlung bequemen wird. — Aber dagegen ist kein Kraut gewachsen, und am Ende giebt es eine nette Rechnung, über die sich Papa Haltefest die Haare ausraufen wird, denn zur Belohnung hat er noch die Ehre, alle die doppelt angekreideten Gerichts- und Verpflegungskosten zu bezahlen." Hiermit ging der baumlange Berichterstatter nach der Küche, um sich Feuer auf seine Riesenpfeife zu holen.

Zur stummen Büste, zum eiskalten, todtbleichen Marmorbilde war der unglückselige Hofrath geworden; er wußte nicht, ob er wache oder träume. — Der entsetzliche Gedanke, Geld, viel Geld für seinen Leichtfuß von Sohn hingeben, einen Theil seiner Glückseligkeit aufopfern zu müssen, griff mit würgender Faust an sein kaltes Herz, schnürte ihm die Kehle zu, daß er kaum noch zu athmen vermochte. Wohl vermied er, sich als Karls Vater zu erkennen zu geben, aber doch faßte er nach und nach den Muth, ganz demüthig den Herrn Polizeirath zu bitten, ihm schwarz auf weiß, nämlich den Befehl zu Karls Arretirung zu zeigen. Aber da hatte er den schlafenden Löwen geweckt; mit einem Feuerblicke, der den alten morschen Hofrath fast zu Asche brannte, flüsterte der Grimmige ihm zu: „Mein Herr, ich kenne Sie nicht — Ihre weißen Haare, Ihr ehrwürdiges Aussehen haben mich zur vorlauten Plaudertasche gemacht; ich sollte für Ihr Mißtrauen in meine Worte blutige Genugthuung fordern, aber ich schone Sie Ihres Alters wegen. Uebrigens werden Sie schon nach wenigen Tagen den Namen Karl Habemus als den eines liederlichen Schuldenmachers in allen öffentlichen Blättern lesen; und das sei meine Satisfaktion für Ihr Mißtrauen." —

Das war zu viel für den armen Hofrath; nun war es aus, total aus. — Zuerst sollte sein ehrlicher Name, den er seine vier und sechzig Lebensjahre so unbefleckt erhalten hatte, im Hamburger Correspondenten, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung, sogar im Amtsblatte an den Pranger gestellt werden; und dann auch noch das schöne, herrliche Geld bezahlen! das war ein Schlag des Schicksals, wie er ihn noch nicht erlebt hatte. — Aber Ehre dem Ehre gebührt; dem wackern Alten lag mehr an der Erhaltung eines unentweihten Namens, als an seinem Mammon. Er führte den Fremden zu einer geheimen Unterredung in ein Nebenzimmer. Hier gab er sich mit nassen Augen, mit zitternder Stimme zu erkennen: „Erstaunen Sie nicht, Herr Polizeirath! ich bin der unglückliche Vater dieses heillosen Schuldenmachers, sein Erzeuger und Ernährer, und bereit, die sämmtlichen Passiva zu bezahlen; aber mein guter Name muß gerettet, die Zeitungsgeschichte, die Arretirung hintertrieben werden. Das ganze Land würde mit Fingern auf mich zeigen, nicht einmal mein Glas Bier könnte ich mit Ruhe mehr trinken."

Was das für ein sentimentaler, weichherziger Mann war, dieser Polizeirath! — Durch des Hofraths Erklärung und Anerbieten aus dem grimmigen Löwen zum sanften Lamm geworden, umarmte er den alten Herrn mit allen Zeichen der innigsten Rührung, und sprach: „Herr Hofrath, jetzt sollen Sie an mir Ihren Mann, den Helfer in der Noth, Ihren Trost und Schutzengel kennen lernen. Noch heute, in dieser Stunde lassen Sie anspannen, um nach der Residenz zu fahren, wo Sie bis morgen Mittag eintreffen können. Dort geben Sie Ihrem zerknirschten Sohne zur Zahlung seiner Schulden 900 Thaler — hier brachen dem Alten die Kniee, er mußte sich setzen; — damit der arme Junge aber nicht gleich wieder gezwungen ist, Schulden zu machen, geben Sie ihm noch 300 Thaler — hier wurde dem Alten schwarz und gelb vor den Augen, so daß er einer Ohnmacht nahe war. — Ich bleibe so lange hier, bis Sie zurückkommen und mir eine Quittung über richtig geschehene Erlegung der Schulden und Vorschußgelder übergeben. Zwölfhundert Thaler sind für einen großmüthigen Vater eine Kleinigkeit; und nun vollends das erhebende Bewußtsein, seinen guten Namen gerettet zu haben! Als des Polizeidirectors rechte Hand wird es

mir wohl gelingen, die ganze Geschichte zu unterdrücken; zwar werde ich manche bittere Pille über meine Gutherzigkeit verschlucken müssen, aber — ich bin nun einmal so, und habe es noch immer mit dankbaren Menschen zu thun gehabt."

Der Hofrath verstand vollkommen, was der gute Mann und vortreffliche Polizeirath mit dem Schluß seiner Rede sagen wollte. Er gab sonst das ganze Jahr hindurch keinem Armen einen Dreier, weil er die Armuth für ein großes Laster hielt, dem er keinen Vorschub leisten wollte; aber jetzt war er wie umgewandelt; die Aussicht auf die doppelkreidige Festungsrechnung und den Ehrennamen in den Zeitungen ließen ihn gar nicht mehr zur Besinnung kommen. Er gab in seiner Großmuth dem freundschaftlichen, tiefweisen Rathgeber ein glänzendes Geschenk, welches dieser mit vieler Herablassung einsteckte, und schon nach einer Stunde rollte er mit dem elegantesten Rumpelkasten des ganzen Marktfleckens, mit schwerem Geldsacke und noch schwererem Herzen dem Wohnorte des verlorenen Sohnes zu.

Leichtgläubiger Hofrath! Hättest du geahnet, wie der Herr Polizeirath seine Würde vergaß und hinter dir in's Fäustchen lachte, wie der Barbar auf deine Rechnung noch einen Tag vom Besten, was Küche und Keller vermochten, aß und trank, so viel als in ihn hinein konnte, und sich dann in der heitersten Laune aus dem Staube machte — du wärest sicherlich mit deinem Geldsacke hübsch zu Hause geblieben.

Im nämlichen Augenblicke, als der Referendarius den lehrreichen, aber geldarmen Brief seines Vaters erhielt, war bei ihm sein vertrautester Freund, ein altes Haus, ein bemooster Bursche der Universität zu H., auf Besuch. Karl war außer sich, denn die 400 Thaler, welche er schuldete — um seines Freundes Kasse zu mehren, hatte sie der Herr Polizeirath um 500 erhoben — ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. — „Ich will Dich sattelfest machen!" — sprach der kolossale, bartverwachsene Musensohn zu dem desperaten Referendarius, und ließ sich nun von diesem eine bis auf das kleinste Detail gehende Beschreibung des Charakters und der Lebensweise des alten Hofraths machen. Von Karls Hausherrn, einem pensionirten Wachtmeister, ward ein civil-militairischer Oberrock und der Säbel, von einem Freunde der Riesenhund „Wodan" geborgt, und die Wanderung nach dem Marktflecken angetreten.

Wie es dem bemoosten Haupte gelungen ist, seinen Karl aus der Noth und den Papa vom Gelde zu helfen, haben wir gehört.

(Preuß. Volksfr.)

Lobrede der Nase auf die Dose.

Sei mir vor Allem gepriesen, du Bewahrerin des heiligen Pulvers, welches dem Verlegenen Fassung, dem Gelehrten Gedanken, dem Stolzen Herablassung, dem Feigen Muth, dem Fremden Bekanntschaft, dem Redner Erholung, dem Schalk Vertrauen, dem Scheine Würde, der Leerheit Ansehen, der Prahlerei Gewicht giebt. Sei mir gepriesen, Dose, unter allen Gestalten, die sinnig Künstler in Metall, Holz und Pappe dir geben; gepriesen mit allen den Sinnbildern, welche Witz, Eitelkeit, Erinnerung und Liebe zum Schmucke dir verleihen! Du dienst in den Händen eines vorneh-

men Witzlings zur Unterstützung eines leichten Wortspiels, und in der Hand des Taglöhners zur Ausfüllung der bedungenen Arbeitsstunden. Langsam, mit verfinsterten Augenbraunen und gefalteter Stirne öffnet dich der Richter bei Ausfertigung eines Urtheils; bedächtig, mit emporgezogener Unterlippe, das Haupt wiegend, klopft am Krankenbette der Arzt auf dich, um den Umstehenden das Schwierige des Falles und die Wichtigkeit seines Rathes bemerkbar zu machen. Minutenlang hat der Denker seine Finger, wie ein Fuchseisen in dich gesenkt, ehe er sie, die Augen nach der Decke gewandt, tiefeinziehend an das Organ des Geruchs bringt. Schnell öffnet dich der um einen Reim verlegene Dichter und achtet nicht, daß dein Inhalt vergeudet wird. Dich dreht, die Blicke schief nach der Seite gerichtet, die Lippen aufgeworfen, der hohe Gönner in den Händen, wenn ein unterthänigst Bittender vor ihm steht. Der Näscher (auch wohl Schmarotzer) und der Geizige, so sehr sie dich achten, tragen dich selten oder nie bei sich, sehen dich aber bei Bekannten und Freunden um so lieber. Du knüpfst Unterhaltungen an und brichst sie ab. Du dienst zur Empfehlung und zur Entschuldigung. Du machst den Eingang in manches interessante Gespräch. Du vereinst streitende Partheien und lässest es am Meisten über dich gehen. Du kürzest die Langeweile der Zeit und verlängerst dem Spieler die Ueberlegung. Durch die Gemälde, die dich zieren, bist du das Mittel, Moral, Politik, Geschichte, Satyre und Bildung bis in die niedrigste Volksklasse zu verbreiten und Vaterlandsliebe zu erwecken. Du bringst Leben, wenn auch nur durch Annehmen, Verweigern und Niesen in die lederste Gesellschaft. Du bist das Hülfsmittel so manchen seichten Kopfes, der den Nachsatz oder den Beweis schuldig bleiben muß. Du bist der Schild, hinter den sich das Lächeln des Satyrikers versteckt. Nach deinem Werthe, nach deinem Aeußern beurtheilt man, oft wohl zu vorschnell, deinen Besitzer, seinen Geschmack, sein Handwerk, sein Treiben, seinen Charakter, seine politische Meinung.

Bajazzo.

Ein Journalist in Paris, ein höchst jovialer Mensch, war häufig am Tische eines bekannten Banquiers zu sehen und wurde auch bald der Schuldner desselben, indem er sich eine Summe Geldes geben ließ. Der Wechsel wurde zahlbar, aber der Schuldner zahlte nicht. Der Banquier klagte nicht, sah aber mit Verdruß, daß sein spaßhafter Tischgast auch das Haus mied und nicht einmal so viel Dankbarkeit besaß, um ihm gegenüber sitzen zu können. Vor einigen Tagen wurde derselbe auch wirklich verhaftet und er glaubte, man würde ihn in das Gefängniß bringen; dies geschah jedoch nicht, sondern man führte ihn zu dem Banquier, eben als es Tischzeit war, und der Gläubiger sagte ernst: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr! So oft Sie meinen Einladungen ohne triftigen Grund nicht folgen, werde ich Sie so mit Gewalt holen lassen.“ — „Ich finde das ganz in der Ordnung“, antwortete ruhig der Schuldner, „denn der Gläubiger muß den verhafteten Schuldner alimentiren.“

Noch nicht vorgekommen. Vor einiger Zeit hat sich in *** ein Vorfall ereignet, der bemerkenswerth genug erscheint, um denselben unsern Lesern mitzutheilen. — Eine bejahrte Person, in dürftigen Verhältnissen lebend, da sie sich durch ihrer Hände Arbeit kümmerlich ernähren mußte, bewohnte ein Zimmer im obersten Stockwerk eines Hauses, dessen Vicewirth, welcher zugleich Armen-Deputirter seines Bezirks ist, sich der bedürftigen Person auf mancherlei Weise annahm, ihr eine Unterstützung auswirkte, und ihr selbst von seinem Tische Mittags zu essen gab, obgleich Jene — vielleicht eine Folge ihrer Lage — sich ein zurückstoßendes, unfreundliches Betragen angeeignet hatte, wodurch sie, wie durch einen gewissen Dünkel, den sie bei ihrer Armuth behauptete, in der Gegend ihres Domicils bekannt war. Plötzlich kam sie mehrere Tage lang nicht zum Vorschein. Anfangs mochte man dies für eine Laune der immer etwas wunderlichen Person halten, endlich aber fühlte der Deputirte sich doch veranlaßt, nach ihr zu sehen, weshalb er zu ihrer Wohnung hinauf ging. Die Thür war verschlossen, auf wiederholtes Klopfen erfolgte keine Antwort, und nun beschloß der Deputirte, unter Hinzuziehung eines Nachbars, die Thür zu erbrechen. Dies geschah und man fand die Person starr und kalt im Bette liegen. Der Nachbar begab sich zu einem in der Nähe wohnenden Arzte, unterrichtete diesen von dem Vorgefallenen, äußerte, daß nach seinem Dafürhalten die Person todt sei und fragte den Arzt, ob derselbe einen Todtenschein ausstellen wolle. Dieser fand sich dazu sofort bereit, und der Nachbar traf darauf Vorbereitungen für die Beerdigung. — Nach Verlauf eines oder einiger Tage will man wieder nach der Leiche sehen, als dieselbe, wahrscheinlich zum nicht geringen Schrecken der Anwesenden, sich von ihrem Lager aufrichtet. Indessen war hier keineswegs ein Wunder im Spiel, sondern die Sache erklärt sich dadurch ganz natürlich, daß die Person *noch gar nicht gestorben gewesen*. Man setzte den Arzt, welcher beim Ausstellen des Todtenscheines sich so bereitwillig gezeigt, von dem Geschehenen in Kenntniß — und dieser äußerte sehr naiv: „*Das ist mir noch nicht vorgekommen!*"

Der König Karl II. von England verdankte seine Krone den Diensten, welche ihm mehrere seiner Unterthanen geleistet hatten, worunter auch Mylord Shewsbury gehörte. Der König schien aber diese für ihn so folgereichen Dienstleistungen rein vergessen zu haben und that nichts für Shewsbury. Als dieser eines Tages beim Könige war, meldete man die Deputirten von Schottland an; der König, des Ueberlaufens der Art längst müde, sagte zu Shewsbury: Wissen Sie was, machen Sie heute einmal den König und ich will Ihre Rolle übernehmen. Shewsbury ging den Vorschlag ein, und hielt folgende Anrede an die Deputirten: Wundern Sie sich nicht, meine Herren, daß ich noch nichts für Sie gethan habe; hier (er zeigte dabei auf den König) ist Mylord Shewsbury, dem ich meine Krone verdanke, und ich habe ihm bis diese Stunde noch nicht das geringste Zeichen meiner Erkenntlichkeit gegeben.

Die Carnevals-Tragödie „Clotilda Montalvi" kostet einen Thaler. Als Jemand diesen Preis zu hoch fand, meinte ein Bewunderer dieses Stücks: „Nicht doch! Untersuchen Sie nur das feine Papier, den schönen Druck, den hübschen Einband; die Verse sind *für nichts* zu nehmen."

Die Pariser werden jetzt fromm. Eine reiche Betschwester gab daselbst am Faschings-Dienstag eine „tanzende Abendunterhaltung." Mit der zwölften Stunde begann der Aschermittwoch, und die fromme Gesellschaft wagte nicht, fortzutanzen und fortzuessen, obwohl man zu beiden noch große Lust hatte. Plötzlich wird eine silberne Schüssel aufgetragen, die Dame hebt den Deckel mit sehr gottesfürchtigem Gesicht auf, zieht einen Zettel hervor und verliest ihn — es ist der Dispens, den der Pfarrer des Districts für Geld und gute Worte ausgestellt hatte. Man tanzte und aß sonach weiter.

In der weitern Umgebung von N. N. kam zufällig das Gespräch von mehren Ackerbürgern auf die Gemeinnützigkeit und wohlthätige Verbreitung der Kartoffeln in Gegenwart eines ihnen befreundeten Lohgerbers, bei dem diese so hoch angeschlagene Erdfrucht als nicht ungewöhnlich 2—3 mal den Tag seinen Tisch zierte. „Ja", sagte dieser, „des is wahr, de Kartoffeln des sind doch recht nützliche Insecten."

Lohn der Zärtlichkeit. Ein reicher Gutsbesitzer in der englischen Grafschaft Sommerset sah auf der Heerstraße, die an seinen Park stieß, eine hübsche Bettlerin mit einem Kinde auf dem Rücken vorbeiwandern, und gab ihr ein kleines Almosen; das schien ihm aber noch nicht genug, und er sagte derselben einige sehr zärtliche Artigkeiten. Sie wollte nichts davon hören, und machte so den Herrn nur noch zärtlicher, der ihr nun eine Banknote von 25 Guineen in die Hand drückte und sie einlud, ihm in den Park zu folgen. — „Was werden aber die Leute sagen, wenn sie mich mit Ihnen gehen sehen?" — „Sie werden Dich nicht sehen, wir wollen hier über das Mauerwerk steigen." — „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich mit dem Kinde auf dem Rücken über die Mauer klettere?" — „Wenn es weiter nichts ist, liebes Kind, so will ich es tragen." — Das Mädchen war es zufrieden; sie band ihm nun das Kind so fest auf den Rücken, als sie nur konnte — und sagte hierauf: „Das Kind, Mylord, welches Sie da tragen, gehört einem Banquier in Lie-Street, dem ich es gestohlen habe, weil es so hübsch aussieht; Sie wissen nun die Adresse, sorgen Sie dafür, daß es ihm wieder zugestellt wird." Und mit diesen Worten sprang sie fort und lief, was sie laufen konnte. Der Lord stand da wie ein Narr und kehrte dann, in größter Verlegenheit über die aufgebürdete Last ins Schloß zurück, wo er dem allgemeinen Gelächter seiner Leute endlich durch ein nicht zum wahrscheinlichsten erdichtetes Mährchen ein Ende machte.

Der General Faß, ein amerikanischer Offizier und Begünstiger der Neger-Emancipation, hatte bei einer Gelegenheit eine ergreifende Rede an die farbigen Bewohner seines Districts gehalten. Später wurde dem General deshalb von ihnen ein Festmahl gegeben, und einer der dunkelfarbigen Anwesenden, der einen Toast ausbringen und dabei zu verstehen geben wollte, der General hege, obgleich er ein Weißer sei, die größte Theilnahme für die Schwarzen, stand auf und rief: „Es lebe der General Faß! Er hat eine weiße Haut, aber ein ganz schwarzes Herz!"

Der Maßstab. Der Doctor H— zu B., bekannt als ein guter Arzt und jovialer Mensch, befand sich vor Kurzem am Tische eines Freundes; eine heitere Gesellschaft stimmte zu guter Laune, und man trank ein

Gläschen des köstlichen Weines mehr als gewöhnlich. Doctor H— fühlt sich so eben ein wenig vom Weingeist aufgereizt, als er zu einem kranken Kinde in der Nachbarschaft gerufen wird. Er geht, findet das Kind ohne Besinnung, äußerst erhitzt, und hört, daß dieser Zustand ohne merkliche Zeichen eines Ueberganges eingetreten sei. Er greift an des Kranken Puls, schüttelt zweifelhaft den Kopf, wiederholt die Untersuchung, kopfschüttelt aufs Neue, greift dann an seinen eignen Puls, dann wieder den des Kindes, und sagt endlich mit festem Tone: „Das Kind ist betrunken!" — Die Umstehenden lächeln, die Mutter widerspricht dem Arzte, dieser fängt noch einmal die Manipulation an, untersucht des Kranken Puls, dann seinen eigenen, wieder den des Kindes, und versichert dann noch einmal und ganz entschieden: „Das Kind ist betrunken! Lassen Sie es ausschlafen und fürchten Sie nichts." — Die Mutter kann sich von der Wahrheit des Ausspruchs nicht überzeugen. Der Arzt bittet, daß man die Wärterin des anderthalbjährigen Kindes herbeirufen möge. Dies geschieht, er fragt, was mit dem Kinde vorgegangen sei; sie stockt, er setzt ihr härter zu, und sie gesteht, daß der Kleine in ihrer Abwesenheit — einen ziemlichen Trunk Branntwein, den sie, um eine Flasche zu leeren, in ein Trinkglas geschüttet hatte, genossen habe, wahrscheinlich in der Meinung, daß es Wasser sei. — „Sehen Sie", spricht Doctor H—, „das wußte ich wohl. Für einen solchen Zustand besitze ich eben in diesem Augenblick den rechten Maßstab!" und geht lachend ab. — Nach einigen Stunden war der kleine Patient richtig wieder auf den Beinen.

Eine vornehme Dame kehrte auf einer Reise von Bromberg nach Breslau, zu P.... im Wirthshause zur goldnen Gans ein, und mußte dort für einen Aufenthalt von kaum 24 Stunden 16 Thaler bezahlen. Beim Einsteigen in den Wagen bat der sie bis zum Kutschenschlage begleitende sehr höfliche Wirth, ihm bei ihrer Rückkehr wieder die Gnade ihres Besuches zu gönnen. — „Wenn Sie das wollen, mein lieber Mann", erwiderte die Dame, „so müssen Sie vorher versprechen, mich nicht wieder für Ihr Schild zu halten."

In einem frohen Zirkel hatte ein junger Mann etwas mehr getrunken, als er füglich vertragen konnte, und plagte nun den Dichter Wessel mit seinem Gewäsche so sehr, daß alle natürliche Gutmüthigkeit desselben zuletzt nicht länger dagegen auszuhalten vermochte. Erhitzt rief der Lästige: „Du glaubst wohl, daß ich betrunken bin?" — „O nein!" erwiderte Wessel mit einer Antwort aus dem Katechismus. „Denn der Glaube ist eine Ueberzeugung von den Dingen, die man nicht sieht."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 18. Nordhausen, Mai. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Eine ist wie die Andere!

B. predigte am Feste Magdalenen
Vom argen Gräul der Frauen Lebensart;
Doch ward hernach das Lob der Schönen
Ob ihrer Reu' und Buße nicht gespart.

„Nun", fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm saßen, eifernd fort,
„Wie viel sind unter euch, die mehr an diesen Ort,
Sich zu belustigen, als zu erbauen kamen!? —
O, sonderlich ist — Eine unter euch,
Bei der hilft weder Droh'n noch Bitten!
An unverschämten, lächerlichen Sitten
Bleibt sie vielmehr sich immer gleich!
Wie heilig hat sie alle Jahr'
Im Beichtstuhl Besserung versprochen!
Allein wie bald ward dies Gelübd' gebrochen!
Und da sich ihre Frechheit immerdar
Noch gar vermehrt wer kann uns übel nehmen,
Wenn endlich wir sie öffentlich beschämen?
Denn, — sagt die Bibel, — wenn dein Bruder fehlt,
Erinnr' ihn eins, auch zweimal dran;
Doch wenn er dann den Weg der Besserung nicht wählt,
So zeig's, nach Pflicht, der Kirche an!
— Das will auch ich jetzt thun. Es ist — Es ist —
— Was meint ihr? soll ich namentlich sie nennen?
— Ich sollte billig wohl! doch wißt —
— Allein, warum nicht? — Gut, ihr sollt sie kennen!
Vielleicht bringt dies zu ihrer Pflicht
Sie noch zurück; so leid mir's thut, sie zu beschämen.
Es ist — Doch, ohne Makel könnt' ich nicht
Den Namen nur ein Mal auf meine Zunge nehmen;
Ich will sie denn auf and're Art der Welt
Kund machen, und einmal an ihr das Strafamt schärfen.
— — Dort sitzt sie! — Wie sie sich nicht stellt!

Jetzt — werd' ich mein Gebetbuch nach ihr werfen!
— Gebt Acht! Gebt Acht, auf welch' es fällt!"

Indem er nun empor mit seinem Buche fuhr,
War Jede — bange vor dem Falle,
Und — Jede bückte sich.

„Verdorbene Natur;
Ich dacht', es wäre Eine nur;
Nun seh' ich erst, sie sind es — Alle!"

(D. illustr. Frauenz.)

Der Bauer als Arzt.

Ein alter Schwank.

Es war einmal ein Bauer, der sich durch Arbeit und Geiz ein nicht geringes Vermögen erworben hatte. Sein Boden war voll Korn, sein Keller voll Wein, sein Kasten voll Geld und seine Ställe voll von Pferden und Ochsen. — Nicht Alle, die es könnten, haben eben Lust zu heirathen. So war es mit unserm Bauer auch beschaffen. Seine Entschuldigung, wenn Freunde und Nachbarn ihm hierüber Vorwürfe machten, war immer, daß ihm bis jetzt noch keine gute Frau vorgekommen sei. Endlich übernahmen diese es selbst, ihm eine Person zu suchen, mit der er in jeder Hinsicht zufrieden sein würde.

Nun lebte in der Nachbarschaft ein alter Ritter, ein armer Mann und seit zehn Jahren Wittwer; dieser hatte eine einzige, wohlerzogene und sehr schöne Tochter. Sie war bereits in das mannbare Alter getreten, doch hatte sich noch Niemand um sie beworben, weil es ihr an Vermögen fehlte. Jetzt erschienen die Freunde des Bauers, hielten für ihn bei ihrem Vater um sie an, und bekamen ohne Umstände das Jawort. Das Fräulein sträubte sich freilich nicht wenig gegen eine solche Mißheirath; aber sie mußte ihre Abneigung dem Willen ihres Vaters aufopfern.

Der Bauer war außer sich vor Freuden über eine solche vornehme Verbindung, und konnte die Hochzeit nicht genug beschleunigen. Kaum aber war sie geschehen, als ihm allerlei Bedenklichkeiten zu Kopfe stiegen, deren Ende war, daß er klar einsah, er habe sich sehr übel vorgesehen. — Was wird sie zu Hause anfangen, während er draußen auf dem Felde arbeitet? Kochen, Butter und Käse zu machen hat sie nicht gelernt. — Der Junker, für den alle Tage Sonntag ist, wird ihr die Zeit vertreiben; er wird sie heute, er wird sie morgen besuchen; und dann behüte Gott die Ehre des armen Mannes! — Wie ist dem zu helfen? — Vortrefflich! — Eh' ich des Morgens in's Feld gehe, will ich sie schlagen; sie wird darüber weinen und so lange sie weint, wird sie an keine böse Streiche denken. Des Abends mach' ich Alles wieder gut, ich bitte sie um Vergebung — o, ich weiß schon, wie ich mich zu benehmen habe, um sie wieder zu besänftigen!

Voll von diesem guten Vorsatze, verlangt er sein Frühstück, tritt, mit dem letzten Bissen im Munde, zu ihr, versetzt ihr mit seiner plumpen, schweren Hand einige derbe Ohrfeigen, und geht, ohne weiter ein Wort zu verlieren, auf's Feld.

Umsonst fragt sich das arme Weib, womit sie eine solche Behandlung verschuldet habe. „Ach, mein Vater!“ rief sie aus, „warum hast Du mich einem so groben Manne preisgegeben? Hattest Du denn kein Brod mehr für mich? Und warum war ich schwach genug, in diese Heirath zu willigen? — O meine Mutter, hätte der Tod mich Deiner nicht beraubt, ich wäre jetzt nicht so unglücklich. Was soll nun mit mir werden!“ Und so weinte und jammerte sie den ganzen Tag, wie es ihr Mann vorhergesehen hatte.

Als er am Abend nach Hause kam, warf er sich ihr zu Füßen, schob sein unrechtes Verfahren dem leidigen Satan in die Schuhe, und betheuerte ihr seine Reue darüber auf eine so nachdrückliche Weise, daß sie nicht umhin konnte, ihm zu verzeihen. Man aß hierauf in bester Eintracht Abendbrod und legte sich schlafen. Erfreut über die gute Wirkung seines Mittels beschloß er, öftern Gebrauch davon zu machen. Gleich am andern Morgen beim Aufstehen suchte er Streit mit seiner Frau, schlug und verließ sie, wie gestern.

Während die gute Frau über ihr Unglück verzweifelte, kamen zwei herzogliche Couriere auf weißen Pferden vor ihr Haus geritten, grüßten sie von Seiten des Herzogs und baten sie um etwas Essen. Sogleich setzte sie ihnen ihre ganze kalte Küche vor, und fragte sie bei ihrem Aufstehen, wohin denn ihre Reise gehen solle?

„Das weiß Gott“, erwiderten sie, „aber wir suchen einen geschickten Arzt, und werden danach, wenn es sein muß, bis nach England jagen. Fräulein Adelheid, die Tochter des Herzogs, ist krank. Sie aß vor acht Tagen Fische und da blieb ihr eine Gräte im Halse stecken. Alle Mühe, sie davon zu befreien, ist bis jetzt vergebens gewesen. Sie kann weder essen noch schlafen, und leidet große Schmerzen. Der Herzog ist darüber trostlos, und stirbt sie, so grämt er sich zu Tode.

„O“ — erwiderte die Frau — „wenn das ist, so dürft Ihr nicht weiter reiten! Ich weiß den Mann, der Euch Noth thut, einen großen Physikus, der in der Heilkunst erfahrner als Hippokrates ist.“

„Himmel, wär' es möglich! Redet Ihr im Ernst?“

„In vollem Ernste. Aber der Arzt, den ich meine, ist ein Narr; er hat den wunderlichen Eigensinn, sein Talent nicht gebrauchen zu wollen. Ohne eine tüchtige Tracht Schläge ist kein Wort aus ihm herauszuziehen.“

„O, wenn es darauf nur ankommt, daran soll's nicht fehlen, da ist er in guten Händen! Sagt uns nur, wo wir den Meister finden können.“

Die Frau bezeichnete ihnen hierauf das Feld, wo er eben pflügte, und empfahl ihnen noch einmal das höchst wirksame Mittel, wodurch er allein zu dem Erwünschten gebracht werden könne. — Sie dankten ihr höflich, versahen sich mit ziemlichen Stöcken und ritten zu dem ihnen angewiesenen Felde.

Sie fanden den Bauer bei seinem Pfluge, grüßten ihn von Seiten des Herzogs und baten ihn, sie zu begleiten.

„Und warum das?“ fragte der Bauer und wunderte sich sehr.

„Um die Tochter des Herzogs zu kuriren. Eure Geschicklichkeit ist uns bekannt, — und wir haben den ausdrücklichen Auftrag, Euch aufzusuchen.“

„Liebe Herren, kann ich dem Herrn Herzog worin dienen, mit Freuden! Was aber das Kuriren anlangt, das geht nicht; denn Gott weiß, ich verstehe weniger als nichts davon.“

„Wie ich sehe", flüsterte hier der eine Ritter dem andern in's Ohr, „kommen wir mit Komplimenten nicht aus; er will seine gehörige Tracht Schläge haben."

Also stiegen sie von den Pferden und hieben auf den Bauer los. Dieser tobte und fluchte anfänglich über ein so gewaltsames Verfahren, zog aber gelindere Saiten auf, sobald er einsah, daß sein Zorn hier am unrechten Orte sei, flehete demüthig um Gnade und versprach, alles zu thun, was sie von ihm verlangten. Er mußte hierauf ein Pferd ausspannen, sich darauf setzen und sie nach Hofe begleiten.

Die baldige Rückkunft der Couriere gab dem verzweifelnden Herzoge wieder einige Hoffnung. Er ließ sie sogleich zu sich rufen. Sie erzählten ihm ihr Abenteuer und priesen ihm den wunderlichen Mann an, den sie mitgebracht hätten.

„Ein seltener Arzt, in Wahrheit!" erwiderte der Herzog; „indessen, da er einmal diese Laune hat, gut! Man lasse zwei Diener mit angemessenen Stöcken kommen!" Er rief hierauf den Bauer vor sich und sprach zu ihm: „Meister, hier ist meine Tochter, heile sie!"

Der arme Teufel warf sich auf seine Kniee, flehete um Gnade und schwur bei allen Heiligen im Paradiese, daß er kein Wort, auch keinen Buchstaben von der Heilkunst verstehe. Statt aller Antwort gab der Herzog ein Zeichen. Sogleich traten die emsigen Diener mit Stöcken hervor und gossen einen ansehnlichen Hagel von Prügeln über den Rücken des Bauers. „Gnade! Barmherzigkeit!" — schrie er — „ich will sie kuriren, Herr Herzog! ich will sie sogleich kuriren!"

Blaß und kraftlos saß das Fräulein vor ihm auf einem Armstuhl und zeigte ihm mit dem Finger den Sitz und die Ursache ihres Uebels. Ueberzeugt, daß ihm hier keine andere Wahl übrig sei, als sie zu heilen oder sich todt prügeln zu lassen, fing er an nachzusinnen, wie sich die Operation wohl bewerkstelligen lasse. Das Uebel steckt im Schlunde, sprach er bei sich. Glückte es mir, sie lachen zu machen, vielleicht spränge die Gräte heraus. Er beschloß, den Versuch zu machen, und bat den Herzog, ein großes Feuer im Kamin anzünden und ihn mit der Prinzessin ein wenig allein zu lassen.

Sobald der Saal leer und das Feuer angezündet war, streckte er sich längs dem Feuer hin und fing an, sich unter so drolligen Verdrehungen und Grimassen zu kitzeln, daß das Fräulein, bei allen ihren Schmerzen, nicht umhin konnte, in ein heftiges Lachen auszubrechen. — Die Gräte flog ihr aus dem Munde; der Bauer nahm sie auf, lief an die Thür und schrie: „Herr, hier ist sie! hier ist sie!

„Ach!" rief der Herzog entzückt, „Du giebst mir das Leben wieder!" Er bot dem Arzte kostbare Kleider und Röcke zur Belohnung an. Der Bauer aber dankte, und verlangte nichts, als die Erlaubniß, wieder nach Hause gehen zu dürfen, weil ohne ihn seine Wirthschaft nicht bestehen könne. Vergebens bat ihn der Herzog, sein Freund und Meister (Leibarzt) zu werden; er blieb dabei, er müsse nach Hause: es wäre kein Brod da, er müsse Korn zur Mühle bringen.

Als aber auf einen zweiten Wink des Herzogs die beiden Diener mit den Stöcken erschienen, schrie er: „Gnade!" und versprach, nicht nur einen Tag, sondern, wenn es sein müßte, sein ganzes Leben dazubleiben. Man führte ihn hierauf in ein Nebenzimmer, wo ihm seine Lumpen abgenommen,

sein Haar und sein Bart geschoren und sein vierschrötiger Körper mit einem goldverbrämten Scharlachrocke bekleidet wurde. Er tröstete sich indessen mit der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, sich aus dem Staube zu machen.

Der Ruf von seiner glücklichen Kur hatte sich in der ganzen Gegend verbreitet, und nicht lange währte es, so kamen von allen Seiten Kranke auf das Schloß, und lagen den Herzog an, sich zu ihren Gunsten bei dem Wunderdoctor zu verwenden. Der Herzog ließ ihn rufen und sprach: „Meister, ich empfehle Dir diese Leute, heile sie Einen nach dem Andern, damit ich ihrer los werde."

„Herr", versetzte der Bauer, „wenn Gott hier nicht hilft, so kann ich noch weniger helfen; es sind ihrer zu viel."

„Man rufe die Diener!" befahl der Herzog.

Zitternd flehete der Bauer, seiner zu schonen, und versprach, alle Welt zu heilen und gesund zu machen.

Er ersuchte hierauf den Herzog abermals, den Saal mit allen, die sich wohl befänden, zu verlassen, ließ im Kamin ein höllisches Feuer machen und die Patienten sich herum lagern. „Freunde", sprach er sodann, „so Viele gesund, und zwar sie so geschwind gesund zu machen, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Es giebt nur ein Mittel dazu: der Kränkste komm' hervor, ich werf' ihn in's Feuer, verbrenn' ihn zu Asche, und gebe jedem ein Pülverchen davon. Das Mittel ist freilich etwas stark, aber auch sicher, und ich steh' Euch mit meinem Kopfe dafür, daß Ihr alle gesund sein werdet."

Die Patienten sahen einander betroffen an; aber unter dem ganzen Haufen fand sich nicht ein Schwindsüchtiger, Gichtischer oder Geschwollener, der um die ganze Welt hätte zugeben mögen, daß seine Krankheit von Bedeutung sei.

Der Arzt wandte sich hierauf zu dem Nächsten im Kreise: „Du, guter Freund, scheinst mir schwach und elend, Du wirst wohl der Kränkste sein."

„Ich, Herr? Wahrhaftig nicht! Mir ist ganz wohl, ich befand mich niemals besser."

„Wie, Narr? Du befindest Dich wohl? Was willst Du also hier?" Unser Doctor öffnet die Thür und wirft ihn hinaus.

Der Herzog war draußen, um den Erfolg abzuwarten. Der Erste kommt. „Bist Du genesen?"

„Ja, Herr!"

Ein Anderer folgt — „Und Du?"

„Ich bin gesund, wie ein Fisch."

Kurz, kein Einziger von der ganzen Invaliden-Kompagnie hatte Lust, sich pulverisiren zu lassen. Alle verließen den Saal und befanden sich wohl.

Voll großer Freude ging jetzt der Herzog zu dem Doctor, und bezeugte ihm sein Erstaunen, wie er in so kurzer Zeit so viele Wunder habe bewirken können. „Herr", versetzte der Bauer, „ich habe einen Zauber, der seines Gleichen sucht; der thut Alles."

Der Monarch überhäufte ihn mit Geschenken, gab ihm Geld und Pferde, versicherte ihn seiner Freundschaft und erlaubte ihm, zu seiner Frau zurückzukehren; jedoch unter der Bedingung, im Fall der Noth, ohne erst seine Diener zu erwarten, wieder nach Hofe zu kommen.

Der Bauer versprach dies und reiste nach Hause.

Jetzt durfte er nicht mehr arbeiten; er schlug seine Frau nicht mehr,

liebte sie und wurde von ihr geliebt. So verdankte er der List seiner Frau und den Stöcken der herzoglichen Diener sein Glück und seinen Ruhm als Arzt, woran er in seinem Leben nicht gedacht hatte.

(Preuß. Volksfr.)

Bajazzo.

Als Friedrich der Große einmal bemerkte, daß die Witterung von der, welche im Kalender stand, bedeutend abwich, stellte derselbe den Akademiker Bode darüber zur Rede. Der Letztere entgegnete ruhig darauf, daß er an der Sache ganz schuldlos sei, denn die seinerseits in der Columne für Planetenconstellationen leer gelassenen Stellen im Kalender fülle seine achtjährige Tochter mit Wetter aus und sei dabei blos angewiesen, in den Hundstagen nicht strengen Frost und im Januar nicht große Hitze zu verkünden. — Wahrscheinlich schreibt sich davon das Sprichwort: „Die kleine Wetterhexe" her.

Der Uhrschrank. Der bekannte Dichter Sheridan saß nicht immer dem Glücke im Schooße, sondern ward vielmehr in den ersten Jahren seiner Laufbahn so sehr von Noth und Elend gedrückt, daß er einst, von seinen Gläubigern in die Enge getrieben, um dem Schuldthurm zu entgehen, sich genöthigt sah, sich in seinem Hause zu verschließen, und auch seinen vertrautesten Freunden die Thür nicht zu öffnen wagte. Drei Tage blieb er in dieser Lage und zehrte unterdessen von dem kärglichen Vorrathe seiner Speisekammer, deren gänzliche Erschöpfung ihn endlich nöthigte, seine Magd nach Proviant auszuschicken. Allein darauf hatten die Gerichtsdiener nur gelauert, denn kaum war die Hausthür geöffnet, so huschten sie so eilig hinein, daß Sheridan kaum Zeit gewann, auf den Boden zu flüchten und sich in einen alten Uhrschrank hineinzuklemmen, der schon seit vielen Jahren ohne Uhrwerk dastand, und dessen Thür er fest hinter sich zuzog. Um die Gerichtsdiener desto sicherer zu täuschen, kam er auf den Einfall, mit seiner immer sehr gewandten Zunge den Gang der Uhr nachzuahmen, und wiederholte in regelmäßigen Zwischenräumen ihr tik-tak tik-tak. Nachdem die Herren alle Zimmer im Hause vergebens durchsucht hatten, stiegen sie auch auf den Boden, stöberten da ein wenig umher, und waren eben im Begriff, wieder herunter zu gehen, als es zum Unglück dem armen Sheridan so empfindlich im Halse kitzelte, daß er nothgedrungen einigemal husten mußte. — „Was Teufel!" fing einer der Gerichtsdiener an, „die Uhr hat's ja auf der Brust!" — Zugleich trat er näher, öffnete den Schrank und zog den armen Schuldner hervor, der nun die Stunden im Gefängnisse zählen mußte.

Das Ideal eines Zeitungsredacteurs. Ein Correspondent des „Museum Boston" sagt Folgendes von Herrn Wright, dem Redacteur des „Chronotype": „Es ist bekannt, daß er, in jeder Hand eine Feder, über zwei verschiedene Gegenstände schrieb, die Wiege mit den Füßen in Bewegung setzte und den Zwillingen darin das „Heil Columbia" vorpfiff, während er aufmerksam eine von Parker's Reden las; alles zur selben Zeit."

Nr. 19. Nordhausen, Mai. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅓ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Gemischte Ehen.

Von J. Lasker.

Was nennet Ihr gemischte Ehen?
Wenn, wo ein Herz für's and're glüht,
Und Andacht hehr dem Aug' entsprüht,
Nicht Beid' in eine Kirche gehen?
Doch Sie für ihres Gatten Glück,
Für seiner Gattin Heil der Mann,
Den gläubig frommen innern Blick
Zu einem Gotte hebt hinan,
Wo nie der Liebe Flamm' erlischt:
Solch' eine Eh' ist nicht gemischt.

Oft aber einet auch ein Glaube
Ein Pärchen, das sich feindlich haßt,
Und jeder Theil fleht: Herr, o raube
Mir bald des Daseins schwere Last!
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Zählt Sie erst sechszehn junge Jahre,
Glüht frisch der Wangen Purpur-Roth
Und Er hat Falten, graue Haare,
Sie gleicht dem Leben, Er dem Tod —
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Ein Jüngling nimmt, im Flattersinne,
Ein häßlich Weib, das hochbejahrt,
Ihm sproßt ein Bärtchen erst am Kinne
Und Sie — Sie hat schon einen Bart.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Ein Grenadier, verhext zum Weibe,
Nimmt sich ein Männchen, spindeldürr,
Ihr geht kein Schrecken je zu Leibe,
Er bebt beim leisesten Geklirr.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Sie ist ein Mannweib, nicht ein Weibchen,
Und Er ein Männchen, nicht ein Mann,
Sie trägt den Hut, und Er das Häubchen,
Er muckst nicht, sieht sie scharf ihn an.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Sie krächzet stets in Wuth und Grimme,
Er singet wunderschön Tenor.
Doch trillert Er mit hoher Stimme,
Schimpft Sie im Baß ihm etwas vor.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Ihn fängt die Gicht schon an zu fassen,
Drum brauchet Er die Wasserkur,
Sie aber kann den Wein nicht lassen,
Incognito, versteht sich, nur.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Er trinket gern, Sie mag nicht darben,
Drum prügeln oft sich Mann und Frau,
Dann sieht man im Gesicht die Farben,
Recht bunt gemischt, so braun und blau.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Er liebt den Staat, dient ihm mit Freuden,
Zieht guten Sold als hoher Rath,
Den Sold, den weiß Sie zu vergeuden,
Denn Sie liebt allzusehr den Staat.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Er mag gern fremden Frau'n hofiren,
Und Ihr auch fehlt nicht der Galan,
Will and'rer Männer Haupt er zieren,
Ziert auch Sein Haupt ein and'rer Mann.
O wehe!
Das nenn' ich die gemischte Ehe.

Drum seid bedacht und seid besonnen,
Wenn Ihr zu Gatten Euch erkiest,
Daß nicht, statt der gehofften Wonnen,
Aus Eurer Brust die Klag' einst fließt:
Die Ehe
Ist nichts als ein gemischtes Wehe.

Triumph der Frauenlist.

Die Industrie-Ausstellung in Paris veranlaßte 1844 eine wahre Völkerwanderung und doch war sie und die Masse, welche sie anzog, nur eine Zwerggeburt gegen die diesjährige riesige Londoner Ausstellung und die Menschenströme, welche dorthin fluthen werden. Wie damals grassirt auch jetzt unter den Frauen eine wahre Manie, die Herrlichkeiten der Weltstadt zu sehen, und sich dort selbst sehen und nach der Heimkehr von Allen, die nicht so glücklich waren, beneiden zu lassen. Aber leider sind auch die Männer noch die alten und wollen nichts hören, wenn die Frauen von der Reise nach London sprechen. Das süßeste Lächeln, das thränenfeuchte Auge, selbst das unwiderstehlichste Schmollen ist ohne Erfolg und die armen Frauen hoffen und ringen vergeblich. — Doch unsern schönen Leserinnen soll geholfen werden. Wir erzählen ihnen ein Geschichtchen aus der Zeit der Pariser Ausstellung, das sie zu ihrem Ziele führen wird. Die Ehemänner einer kleinen Stadt bildeten, als damals diese Manie auch ihre Frauen ergriff, in der edeln Absicht, die letzteren den tausendfachen Gefahren des Pariser Lebens zu entziehen, ein recht gut angelegtes Complot, um unberührt von der allgemeinen Völkerwanderung zu bleiben. In dem Städtchen lebte kein Fabrikant oder Mechaniker und folglich war auch keiner bei der Industrie-Ausstellung betheiligt. Die Ehemänner gelobten einander gegenseitigen Beistand und Schutz vor den Bethörungen ihrer Frauen, und jeder unterzeichnete einen Revers, worin er sich verpflichtete, für den Fall der Nichthaltung des Gelübdes ein Reugeld von tausend Franken zu erlegen. Die wahre Kraft liegt in der Eintracht, die Männer triumphirten. Wenn eine Frau von der Reise nach der Residenz sprach, so wurde ihr eingewendet: „Es ist Alles von Fremden besetzt; der Augenblick wäre schlecht gewählt. Außerdem reist ja Niemand aus der ganzen Stadt dahin, und wir können doch unmöglich die Einzigen sein; denn etwas thun, was Andere nicht thun, sieht gar zu großprahlerisch und anmaßend aus. Wenn Einer den Anfang machte, so ginge es wohl an; wenn nur Ein Ehemann aus unserm Club seine Frau nach Paris führt, so verspreche ich Dir mit Hand und Mund, Dich auch hinzuführen." Diese Sprache führten sie Alle, und sie glaubten ihres Sieges völlig gewiß zu sein; aber wo es auf Ueberlistung ankommt, hat man den Frauen von jeher den Preis zuerkennen müssen. Die Damen des Städtchens sahen bald ein, daß ein heilloses Complot gegen sie geschmiedet sei, und zettelten daher ein Gegencomplot an. Es kam nur darauf an, daß Eine die Hindernisse, welche sich der Reise entgegenstellten, überwand. Für einen Romanschreiber oder Theaterdichter hätte das Erfinden einer solchen Kriegslist gewiß große Schwierigkeiten gehabt, aber unter der Weiberverschwörung war nicht ein einziger Blaustrumpf und das Mittel ward in der ersten Kaffeegesellschaft gefunden. Eine hübsche pikante Brünette beschloß, sich für das allgemeine Beste zu opfern; sie hatte einen sehr eifersüchtigen Gemahl, eine Schwachheit, welche eine kluge Frau immer wohl zu benutzen weiß. Der Frauenclub entwarf einen meisterhaften Brief von einem vermeinten Anbeter der schönen Brünette, der mit der glühendsten Leidenschaft von seinen zerstörten, aber in seinem Herzen noch fortlebenden Hoffnungen sprach. „Ich gehe nach Afrika," schrieb

er unten auf der vierten Seite, „vielleicht finde ich im Kampfe gegen die Kabylen das Ende meiner Qualen. Aber zuvor muß ich Sie noch einmal sehen, muß Ihnen ein Lebewohl sagen — auf ewig! Es bleiben mir 14 Tage Zeit bis zu meiner Abreise; diese Zeit will ich in Ihrem Wohnorte verleben." Der Brief schloß mit einer trefflich componirten Tirade, wodurch die Vergangenheit durchaus nicht compromittirt, wohl aber die Zukunft bedroht wurde. Die Maßregeln waren so geschickt genommen, daß der kostbare Brief dem eifersüchtigen Gemahl in die Hände fiel, bevor er zu dessen Gattin gelangte. Was diese vorausgesehen hatte, geschah. Der argwöhnische Ehemann wurde von einem panischen Schrecken ergriffen und suchte sein Heil in der Flucht. Paris bot ihm ein sicheres Asyl; er mußte allerdings, außer den Reisekosten, noch das in dem Ehemänner-Complot stipulirte Reugeld zahlen, allein eine Vergnügungsreise, die doch einmal gemacht werden mußte, konnte kein anderes Ziel haben, als Paris, und als Philosoph wählte er unter zwei Uebeln das kleinste. Er reiste also mit seiner reizenden Brünette nach dem gefürchteten Babel. Um diesen Frauentriumph vollkommen zu machen, bleibt nur noch zu erwähnen, daß der Eifersüchtige, kaum in Paris angekommen, allen seinen Mitverschwornen und deren triumphirenden Frauen begegnete. Der Vertrag war also aufgehoben; alle Stipulanten waren zur Erlegung des Reugeldes verpflichtet, so daß sie gegenseitig quitt waren. (Sternw.)

Es bleibt nischt weiter übrig.

Ene kritische Zeitungs-Betrachtung.

Wenn mich blos Ener sagen wollte, wat vor 'ne Zeitung ick jetzt lesen soll! Ick befinde mir nämlich in dieser Beziehung in 'ne ecklige Klemme, indem der Deibel wirklich jetzt in alle Zeitungen mit enander jefahren is, oder wenigstens zu sind scheint. Der Urwähler wirkt jetzt so magnetisch uf's hohe Polizei-Präsidium, daß er alle zwee Dage drei Mal confiscirt wird. Die National-Zeitung is jänzlich zum jüdischen Jlauben überjegangen, indem sie bald wie Jeremias uf die Trümmern von Jerusalem Klagelieder singt, bald lange Jeld-Exempel ausrechnet, wo keen Schwede draus klug werden kann, bald endlich janz verdutzt mit'n Hut im Nacken vor den Ereignissen dasteht un enmal um's andre ausruft: „Haste gesehn! Wie haißt?" Die „Constitutionelle" is ne wabblige Apotheker-Mischung von Blutwurscht un Jrützwurscht, bald jar nich „eijentlich" un bald eijentlich jar nischt, bald hochtrabend wie'n Trompeterpferd mit'n Hahntritt, bald jeschniepelt wie'n magrer Kammerherr mit ausgestoppte Waden, manchmal jroßmäulig, oft dicknäsig, un immer langweilig. Die Deutsche Reform is heimjejangen in die seligen Kassel-Jefilde. Sie hat ihren Namen von sich abjethan, un daran hat sie recht jethan; wenn sie sich janz un jar mit Leib un Leben abthun könnte, dähte sie noch rechter, denn ihre Verjangenheit is ecklig vor die Zukunft. Am besten is, sie läßt sich noch nachträglich confisciren un zur Vernichtung aller Exemplare verurtheilen. Je weniger von ihr uf die Nachwelt kommt, desto besser is es vor ihre Ahnen. Indessen, vielleicht irre ick mir, was leicht möglich is, weil ick heute in'ne

sehre melancholische Laune bin. Vielleicht sieht die Nachwelt das Farbenspiel der Deutschen Reform janz anders an. Als Schuljunge hab' ick mich öfters ene Pappscheibe mit Farben bemalt un das Ding denn um ne Stricknadel rumschnurren lassen; durch das rasche Rumschnurren sah die bunte Pappscheibe einfarbig aus. Nanu hat aber die selge Deutsche Reform ihre Farben so rasch jewechselt, daß sie dadurch vielleicht och von der Nachwelt vor — eenfarbig jehalten wird. Doch wozu quäl ick mir mit diese dodte Schnurrfiedel? Jetzt als neujeborner Adam heeßt sie „Preußische Adler-Zeitung" un beschäftigt sich blos mit das Jlück un die Ehre von Preußen un mit die Vertheidigung von Jesammtöstreichs Eintritt innen deutschen Bund. Leider paßt des vor mir nich. Mein Preußenthum sitzt in meinem Herzen, un die Preußsche Zeitung ihr jesammtöstreichsches Preußenthum hab ick im Magen. Des verdrägt sich nich mitenander. Die Neue Preußsche, des heeßt die alte Kreuzzeitung, die kann ick als jeborner Pommer natürlich jar nich mehr lesen, denn die is blos noch vor die Provinzen Westpreußen, Posen, Siebenbürgen un Nowogorod jeschrieben. Die Voß'sche mag ick nich, denn die is mich zu onklig, un die Spenersche will ick nich, denn die is mich zu tantig. Wat soll man also lesen? Es bleibt Enen wirklich weiter nischt übrig als — Kladderadatsch, Anecdotenjäger un Buddelmeyer. (Buddelm.-Ztg.)

Der Hexenmeister.

Ein junger reicher Mensch, gewohnt nach Gutdünken zu leben, liebte rauschende Gesellschaften, wo man aus Nacht Tag macht, und folglich den Tag zum Schlaf benutzt. Er wohnte parterre in einem Zimmer, dessen Fenster auf die Straße gingen.

Ein Milchweib kam alle Morgen und theilte gerade unter seinen Fenstern Milch aus. Das Geplauder aller Mädchen des Quartiers, die ihre Milch hier kauften, die starke und schwatzhafte Stimme der Frau, wozu noch die unmelodische Stimme des Esels accompagnirte, auf dem das Magazin ruhte, trieben unsern Stutzer, der kaum sich niedergelegt hatte, fast bis zur Verzweiflung. Sie war taub auf seine wiederholten Bitten, sich einen andern Platz auszuwählen. Kein Ort war der halsstarrigen Bäuerin so geschickt und so vortheilhaft für ihren Handel.

„Das Pflaster ist frei", sagte sie, sie bleibe hier und komme alle Tage wieder, was man ihr auch sagen möge.

„Gutes Weib", meinte der junge Mensch, „Ihr Esel kommt mir vernünftiger vor wie Sie; ich will ihm ein Wort sagen."

Er näherte sich hierauf dem Esel, schien ihm etwas in's Ohr zu flüstern und zog sich zurück. Das Milchweib lachte während dieser Zeit über seine Einfalt, und schmeichelte sich, den jungen Monsieur gut abgetrumpft zu haben, der ehrliche Leute verhindern wollte, ihr Brod zu verdienen. Aber bald darauf fing der Esel an, wüthend zu werden, schrie aus allen Kräften, schlug nach allen Seiten aus, bäumte sich und warf alles, Milch, Sahne, Käse u. s. w. auf die Erde. Das Milchweib schrie über Hexerei, sie schwur der Mensch im Schlafrock sei ein Mystiker und habe ihrem Esel falsche

Gedanken in den Kopf gesetzt. Das Volk versammelte sich, man ließ den Commissair kommen.

„Ein Herr hat meinen Esel behext, lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, man muß ihn verbrennen, sobald er mir meine Milch und meinen Käse bezahlt hat.“

Der Commissair wollte beide Parteien hören. Unser junger Mensch, nachdem er den Strom von Schimpfworten, womit ihn das Milchweib überhäufte, ruhig angehört hatte, sagte: „Mein Herr, diese Frau hat mir schon seit langer Zeit Ungelegenheit verursacht, sie störte meinen Schlaf, und alle meine Bitten und Vorstellungen waren fruchtlos. Ich wollte mich an der Person ihres Esels rächen: der Esel, der so geldgierig ist, wie seine Gebieterin, hat eine Schwester, und rechnete darauf, sie zu beerben, sie hat sich aber soeben verheirathet. Diese Neuigkeit, welche ich ihm ins Ohr sagte, hat ihn so bös gemacht, daß er seine Wuth durch Schreien und Bewegungen äußerte.“

Der Commissair sah gleich diese List ein, und gebot, dem Weibe ihre Milch zu bezahlen. Das Weib floh nun die Nähe eines solchen Schwarzkünstlers, der sich mit Thieren unterhalten, und die Leidenschaften der Esel in solche Bewegung setzen konnte. Der junge Herr, von ihr befreit, erzählte dem Commissair, auf welche geschickte Art er einen brennenden Schwamm in das Ohr des Esels gelegt hätte. Das Feuer hatte das arme Thier so gepeinigt, daß es sich wie ein Behexter geberdete.

Bajazzo.

Die Gesichtsähnlichkeiten. Ein Schriftsteller von vielem Geist, aber auch eben so vielen Schulden, bemerkte im Theater dicht vor sich die unheimliche Gestalt seines Schuhmachers. Vor dem Feinde zu fliehen wäre schimpflich, aber auch unmöglich gewesen, da Meister Pech ihn bereits fixirte. Wie nun aber dem drohenden Angriffe des Gläubigers entgehen? Halt! sagte der sinnreiche Dichter zu sich, hier muß meine frappante Aehnlichkeit mit Dr. E.. aushelfen. Gesagt, gethan; er zieht die Stirn in ernste Falten und der Schuhmacher ist in der That getäuscht, nähert sich ihm aber dennoch und fragt: „Nun Hr. Doctor! wann werden Sie mir denn endlich die zwei Paar Stiefeln bezahlen?“ O weh! sagte der Gemahnte zu sich, blieb ich Ich, so waren's doch nur zwei Paar Vorschuhe, mein Doppelgänger scheint noch tiefer im Pech zu sitzen als ich.

Doctor Peter Beuterich von Neidenfels war durch seinen klugen Rath, sowie durch Muth und Tapferkeit seinem Herrn, dem Pfalzgrafen Johann Casimir, sehr nützlich gewesen, namentlich hatte er viele große und gefährliche Reisen für denselben mitten durch die Feinde gemacht. Da sagte eines Tages die Gemahlin des Pfalzgrafen zu ihm: „Beuterich, Beuterich! bis jetzt seid Ihr noch allezeit glücklich durchgekommen; aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.“ — „Ja, gnädige Frau“, entgegnete Beuterich, „wenn ihn ein Narr trägt.“

Louis Napoleon besuchte kürzlich die Gewächshäuser des berühmten Gärtners Lechimez. Dieser ist Royalist, wußte aber doch den Besuch zu würdigen. Er ging ihm entgegen, führte ihn durch sein Etablissement und endigte die Promenade, indem er ihm einen ausgezeichneten Rhododendron (den Prinzen von Würtemberg) mit folgendem Compliment anbot: „Mein Prinz, wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, zum Dank des Besuchs, mit dem Sie mein Etablissement beehrt haben, diesen Strauch anzunehmen?" — Der Präsident, welcher bis dahin den Mund noch nicht geöffnet hatte, sagte: „Ich danke Ihnen; wie nennen Sie dieses Bäumchen?" — Lechimez blieb einen Augenblick ganz verstummt; er betrachtete den Prinzen, um sich zu versichern, ob die Frage nicht vielleicht Scherz sei; doch als er sah, daß es Ernst sei, antwortete er mit bestürzter Stimme: „Monseigneur, es ist ein Rhododendron!" Der Präsident schüttelte mit dem Kopfe und — entfernte sich. Ein Gehülfe aber schlug, als er in den Wagen gestiegen war, die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Mein Gott! er weiß nicht, was ein Rhododendron ist und will Frankreich beherrschen!" —

Auf den Philippinen hat man eine eigenthümliche Art, die Kolik zu heilen. Wenn dort Jemand von diesem Uebel befallen wird, prügelt man ihn derb durch, wäscht die dadurch entstandenen Wunden mit Salzwasser und läßt ihm dann zur Ader. — Die Kolik soll dort selten vorkommen; es läßt sich vermuthen, daß schon der Gedanke an solche Kur die Krankheit verscheucht.

Ein Bauer meldete dem Pfarrer die Entbindung seiner Frau von einem Knaben und bat, ihm zum bevorstehenden Sonntage die Taufe zu geben. Auf die Frage, wie der Knabe heißen solle, sagte er: Manchester! Kopfschüttelnd erwiderte der Pfarrer, daß dies zwar der Name einer Stadt, nicht aber ein Taufname für Kinder sei und fragte nach einigem Nachdenken: Ihr werdet sagen wollen Casimir? „Ja, mein Siren, Casimir!" rief der Bauer freudig aus, „ich wußte doch, daß es Hosenzeug war!"

Ein Pariser Kaufmann kommt nach Hause und wird gewahr, daß seine Frau, sein Kassirer und seine Kasse verschwunden sind. Er setzt nach und ereilt die Flüchtigen in Havre, von wo sie sich nach Amerika einschiffen wollten und trifft dort Nachts in demselben Gasthof ein, wo Jene logiren. Der Kassirer wirft sich ihm zu Füßen und fleht sehr zart nur um Ruhe für die schlafende Dame, indem er die ganze Kasse ausliefert. — Der Kaufmann nimmt mit großer Ruhe sein Eigenthum zurück, zählt 10,000 Francs ab, überreicht diese dem Kassirer als Erkenntlichkeit dafür, daß er ihn von einem treulosen Weibe befreit, wünscht ihm ganz freundlich eine glückliche Reise und kehrt nach Paris zurück.

Louis Armand, Prinz von Conti, hatte einen starken Buckel. Auf einem Maskenball bei Hofe zu Paris hatte sich Jemand ebenfalls einen Buckel gemacht und eben so verlarvt wie der Prinz. Er setzte sich zu ihm. Der Prinz fragte die Maske: „Wer sind Sie, Maske?" — „Ich bin der Prinz von Conti", erhielt er zur Antwort. Der Letztere, ohne sich darüber zu entrüsten, nahm die Larve ab und versetzte: „Wie man sich irren kann! Seit länger als zwanzig Jahren hab' ich geglaubt, ich wär' es.

Eine Sängerin, welche in einer Oper die Parthie einer Wahnsinnigen hatte, hielt durchaus nicht Takt. Der Musikdirector, heftigen Temperaments, rief ihr in seiner Ungeduld ganz laut zu: „Aber, Madame, so halten Sie doch Takt!“ — „Ei“, antwortete die Sängerin eben so laut, „was hat eine Wahnsinnige sich um den Takt zu kümmern!“

Bei einer religiösen Versammlung zu Glasgow in Schottland hatte eine Dame ihren Stand auf einer Bank eingenommen, so daß die hinter ihr Sitzenden den Prediger nicht sehen konnten; wiederholte Mahnungen, daß sie doch herabsteigen und sich setzen möchte, fruchteten nichts. Endlich erhob sich ein achtbarer, ältlicher Herr, und sagte ganz ernst: Ich glaube, die Dame würde gewiß nicht stehen bleiben, wenn sie wüßte, daß sie in jedem Strumpfe ein großes Loch hat. Dies hatte die gewünschte Wirkung, sie war im Nu von der Bank und setzte sich. Ein junger Geistlicher, der die Bemerkung gehört, erröthete bis über die Ohren und sprach: „Mein Bruder, wie konnten Sie sagen, was nicht wahr ist?“ „Nicht wahr?“ erwiderte der zur Rede Gestellte, „wie wollte sie denn in ihre Strümpfe kommen, wenn sie nicht in jedem ein großes Loch hätte?“

Das Kameel. Wenn man einen Mann vor eine Frau hinknieen und ihre Hand erbitten sieht, dann glaubt man an die Seelenwanderung und denkt, es sei die Seele eines Kameels in ihn gefahren, das auch gewöhnlich hinknieen muß, wenn man ihm die unerträglichsten Lasten aufbürdet.

Unter den gestorbenen Komikern ist vorzüglich Wurmb durch seine barocken witzigen Einfälle berühmt geworden. So ist er eines Tages in Gesellschaft, als ihm ein Herr vorgestellt wird. Nach den ersten Begrüßungsformeln sagt der Herr, mit der einen Hand, vermuthlich aus Angewohnheit, in seinen Haaren herumfahrend: „Wie voll ist es doch hier!“ Hierauf giebt ihm Wurmb die schlagende Antwort: „Nun da kämmen Sie sich.“ Dann dreht er sich um und spricht mit dem Herrn den ganzen Abend kein Wort mehr.

Ein Lehrer sagte zu einem seiner Schüler, als er die eingereichten deutschen Ausarbeitungen zurückgab: Sie haben das Wort hübsch gebraucht, das thun Sie nicht wieder, es ist kein — hübsches Wort.

Beiträge für den Anecdotenjäger werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 20. Nordhausen, Mai. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1⅓ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

„'s ist fabelhaft."

Von Ludwig Koszarsky.

Im vorigen Jahrhundert
War manches Ding nicht klar,
Da sagte man verwundert:
„Das ist ja sonderbar!" —
Jetzt scheinen diese Worte
Nicht passend mehr zu sein;
Man hört an jedem Orte
Das Volk verwundert schrei'n:
„'s ist fabelhaft!"

Herr A., der Hochgelehrte,
Führt einen Bambusstock,
Auch prangt er, wie Gelehrte,
In einem langen Rock.
Jüngst geht er gravitätisch
In ein bekanntes Haus,
Und kommt dann, ganz poetisch,
Im kurzen Frack heraus.
's ist fabelhaft!

Im großen Trauerspiele,
Das jüngst man aufgeführt,
Da haben, ach, so Viele
Herrn B. stark applaudirt.
Doch wer wird davon sprechen?
Er mußte schon ganz früh
Pränumerando blechen, —
Sonst applaudirt man nie.
's ist fabelhaft!

Herr C. giebt armen Leuten
Kein Geld, kein Stückchen Brot;
Er drückt sich schnell bei Zeiten,

Klagt Jemand seine Noth,
Doch hört er, daß die Zeitung
Den frommen Gebern dankt, —
Zu seines Ruhm's Verbreitung
Giebt er, was man verlangt.
'S ist fabelhaft!

Herr D., bekannt als Stutzer
Und armer Bonvivant,
Zahlt nie dem Stiefelputzer
Und sitzt im ersten Rang.
Ihr fragt den Logenschließer:
„Wie kommt denn der hinein?“
Wozu? — der Lückenbüßer
Ging pro vier Groschen 'rein!
'S ist fabelhaft!

Jüngst hat sich, ganz vernünftig,
Gebildet ein Verein!
Bestrafen soll man künftig
Mit Recht Thierquälerei'n.
Doch läßt man ungeschoren
Die Menschenquälerei, —
Das Fell bis an die Ohren
Zieht Mancher uns ganz frei!
'S ist fabelhaft!

So geht's auch mit dem alten,
Dem Mäßigkeits-Verein,
Ein Jeder soll enthalten
Sich streng vom Branntewein.
Doch wer sich sonst betrinket, —
Ein Rausch des Biers, des Weins —
Der bleibt, ob er auch sinket —
Ein Mitglied des Vereins.
'S ist fabelhaft!

So ist's mit allen Dingen,
Und wird nie anders sein;
Soll Einem was gelingen,
So braucht er nur den Schein.
Stets war es so wie heute,
Die Welt, sie bleibt verkehrt;
Doch merken's nicht die Leute
Und überall man hört:
'S ist fabelhaft!

Die Mandeltorte.

Stark, aber wahr.

Herrn von S....., Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn zu — — an der preußischen Grenze des vormaligen .....schen Kreises, überraschte im Juli 1723 der Tod Angesichts einer belegten Mandeltorte. Es war sein Geburtstag. Gemahlin und Kinder hatten ihn mit der Torte angebunden. Eben wollte er den ersten Schnitt thun in das herrliche Gebäck, da mähte ihn

die Sense des unerbittlichen Schnitters. Die Familie, außer sich vor Schmerz, rührte natürlich die Torte nicht weiter an. Als man den Seligen eingesargt hatte, und ihn nun unter Millionen Thränen fortschaffen wollte, flüsterte sein alter Bedienter der gnädigen Frau laut schluchzend zu: wie es wohl üblich sei, dem Todten etwas, das ihm besonders lieb gewesen, mit in den Sarg zu geben. Da nun Mandeltorte des gnädigen Herrn Leibessen gewesen, derselbe auch beim Genuß einer solchen verschieden sei, von der gnädigen Familie aber doch gewiß Niemand Appetit haben werde, jene Torte zu verzehren, so rathe er, sie dem seligen Herrn mit in den Sarg zu geben. — Der Gedanke fand Beifall. Die Mandeltorte ward in einen weißen Bogen geschlagen und mit dem hochadlichen Wappen versiegelt, dem seligen Herrn auf's Sterbekleid gelegt und so der Sarg geschlossen.

Ehe man diesen aber in der Kirche hinabließ in die Gruft, ward er, nach Brauch und Sitte, erst noch einmal geöffnet. Während ihn da mit Seufzen und Weinen die Leidtragenden umstehen, fragt der Schulmeister, der das Packet auf der Leiche Schooß bemerkt, den alten Diener, was doch wohl darin sei? kann sich, als er belehrt ist, nicht genug darüber wundern, und zischelt dem Befragten in's Ohr: Es sei doch ordentlich Sünde, solch liebes Gut, das manchem armen Teufel (damit meinte er sich) zeitlebens nicht vor den Schnabel komme, den Würmern aufzutafeln.

Sünde hin, Sünde her, — entgegnete Johann, — die gnädige Frau wollt's also haben, weil der gnädige Herr beim Anschneiden der Torte verschieden. —

Mehr kann er nicht von sich geben, denn eben wird der Sarg geschlossen. Während aber bei schauerlicher Stille das Todtengehäuse hinabschwebt in die Gruft, die Stricke mit fürchterlichem Schnurren hervorgezogen werden, und die Leidtragenden weinend das Vater Unser beten, geht die Mandeltorte in des Schulmeisters Phantasie um, wie ein böser Geist, und bläst ihm einen Gedanken zu, der — — doch wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen.

Der Schulmeister war Wittwer, ging zum zweiten Male auf Freiersfüßen, und befand sich gerade in der peinlichen Verlegenheit, seine Braut, eine junge Häuslerswittwe, morgen zu ihrem Geburtstage mit einem Geschenke zu überraschen. Ein neues Mieder, wozu er die paar Groschen auf allen Nähten zusammengesucht hatte, war fertig. Ein Kuchen oder deß etwas, das Mieder zu begleiten, sollte selbigen Abend noch aus der Stadt geholt werden. In Geldklemme befand sich eben der arme Mann — die Kosten für Backwerk ließen sich ersparen, wenn — hu — der Tod läuft über's Grab dem Erzähler — wenn man — dem seligen Gnädigen die Mandeltorte nähme.

Dem guten Herrn hatte ja kurz vor seinem Tode kein Finger weh gethan — an keiner Krankheit, geschweige denn an einer ansteckenden oder ekelhaften, war er gestorben — die Torte hatte man kurz vor dem Einsargen erst auf sein Leichenkleid gelegt — zudem war sie ja gut verpackt, sogar versiegelt — wie sollte sie also übel schmecken oder übel bekommen — schade um's liebe Gut, daß es verderben sollte. —

Unter solchen und ähnlichen Gedanken, die einander stark verklagten, doch stärker entschuldigten, kam der Abend heran.

Und so nahm denn der schreckliche Mensch um Mitternacht die große Laterne, welche er dem Pastor vortrug, wenn er mit ihm in der Nacht be-

richten gehen mußte, stieg auf einer Leiter, die hinter dem Altar stand, in die Gruft, öffnete, nicht ohne große Mühe und Beschwerden, den Sarg, entnahm dem Schoße der Verwesung das Papier mit der Torte und eilte damit im Mondenschein über Gräber seiner Wohnung zu.

Der Kirchhof aber lag so, daß er vom nahen Schlosse übersehen werden konnte. Kummer und Schmerz über den Heimgegangenen ließen die gnädige Frau nicht schlafen. Sie stand auf, öffnete das Fenster und schaute im Mondenschein über den Friedhof nach der Kirche, deren Gruft ihr Liebstes auf Erden barg.

Da sieht sie auf einmal ein Licht aus dem Gotteshause schimmern, hört die Kirchthür leise zudrücken, und bemerkt deutlich eine Figur, tragend im Arme ein weißes Packet und schreitend nach der Schulmeisterwohnung, welche ohne Umstände geöffnet, und — das hört sie bestimmt — von innen zweimal verschlossen wird.

Wer anders konnte das sein, als — der Schulmeister?

Außer ihm und seinen beiden kleinen Kindern wohnte ja Niemand in der Schule, nicht einmal eine Magd; denn Gesinde hielt er nicht. Was hatte der Mann um Mitternacht in der Kirche zu suchen? — Was trug er heraus in dem weißen Packete? — Kirchendieb! — des Gedankens kann sie sich nicht erwehren und will den Augenblick ihre Leute wecken, die Sache auf der Stelle zu untersuchen.

Doch der Mann stand bisher in dem unbescholtensten Rufe, wie hart also, diesen zu beflecken, wenn er wirklich noch unbefleckt war. Konnte er denn nicht in der Kirche etwas haben liegen lassen, was er dort nicht sicher glaubte. Damit schlief die Gnädige endlich wieder ein. Doch war, sobald sie früh erwachte, ihr erster Gedanke — der Schulmeister.

Ihn zu schonen, wenn anders Schonung hier in Frage kommen konnte, sagte sie Niemanden etwas von der nächtlichen Erscheinung, ging aber, theils sich zu zerstreuen, doch mehr, um vielleicht den Schulmeister zu sprechen und auszuhorchen, nach dem Oberdorfe zu spazieren, wo der Weg sie in die Nähe der Wohnung des erstern führte. Noch etwa zweihundert Schritte davon sieht sie den Schulmeister heraustreten, schönstens angethan, wie zur Kirche, und in einem weißen Tuche etwas tragend, so von der Größe des Packetes, das er Nachts über den Kirchhof getragen hatte. Zu weit von ihm, um ihn anzureden, von ihm selbst aber nicht gesehen, beobachtet sie, wohin er geht, und schlägt dann von weitem denselben Weg ein, welcher sie dann in die Nähe der Häuslerwohnung bringt, wo seine Braut wohnte, welche ihn auch an der Thür mit offnen Armen empfing.

Das Haus stand etwas in der Tiefe, so daß die Unterstube aus dem höher liegenden Gesträuch bequem übersehen werden konnte. Dort versteckte sich die gnädige Frau, und zwar noch so zur rechten Zeit, daß sie sehen konnte, wie der Schulmeister das weiße Tuch auseinander schlug, erst ein Mieder, dann eine Torte herauslangte, und beides schmunzelnd vor seine Braut hinsetzte.

Der Anblick einer Torte schon war ihr schrecklich — denn sie mahnte an den plötzlichen Tod ihres Herrn und Gemahls — diese Torte aber — ihre Größe und Gestalt — weiß der Guß darauf, der kleine Berg in der Mitte, belegt mit eingemachten Früchten — unter der Torte aber ein weißer Bogen mit Siegeln, — — gräßlich — übergräßlich. — Der Inhalt des Packetes, das der Schulmeister diese Nacht aus der Kirche trug — er

lag vor ihr — daran war kein Zweifel. Den schauerlichsten Bildern nachhängend, lehnt sich die Gnädige dabei zu fest an den Strauch, dieser giebt nach und — sie liegt mit einem Angstschrei im Hohlwege.

Der Schulmeister und seine Braut stürzen erschrocken herbei, und sind nicht wenig überrascht, Ihre Gnaden zu erblicken.

Zum Glück hat diese weiter keinen Schaden genommen, aber doch ihre Kleidung beschmutzt, und muß also in die Stube genöthigt werden, sich säubern zu lassen. Der Schulmeister, rein außer sich vor Angst und Verlegenheit, will sie in die Oberstube nöthigen. Ohne Umstände aber geht die gnädige Frau in die Unterstube, findet hier die schauerliche Torte, und überzeugt sich von der Wahrheit ihrer schrecklichen Vermuthung, schon durch des Schulmeisters unbegrenzte Angst und Verlegenheit, gänzlich aber durch das Papier mit ihrem Familienwappen. Es ist dasselbe, worin sie das Gebäck dem seligen Herrn mitgegeben — es ist die Sargtorte. —

Gräßlicher Mensch! — fährt sie den Schulmeister an, — wo hast Du diese Torte backen lassen? — Bei — bei — ist die stotternde Antwort. — Bei den Todten, willst Du sagen. Mensch! dieses Mandelbrot hast Du dem Schoße der Verwesung entnommen. Ich habe es Dich tragen sehen diese Nacht über den Kirchhof — fürchterlicher Dieb! — Damit eilte sie zur Thür hinaus, nicht achtend der Bitten des armen Sünders, der, als die Gnädige fort war, nun erst aus dem Regen in die Traufe kam, denn eine Braut *mit solch einem* Naschwerke anbinden, was Wunder, wenn darob *ein Donnerwetter entstand*, das die Gnädige noch in ziemlicher Entfernung *hörte, und welches*, wie sie nachher erfuhr, von Seiten der Braut mit dem Werfen der Torte zum Fenster hinaus und mit dem Zurücknehmen ihres Jawortes sich endigte. Der Bräutigam verlor aber auf diese Art nicht nur die Braut, sondern auch seine Stelle. In der ersten Hitze schrieb die gnädige Frau die saubere Geschichte ihrem Gerichtshalter, mit dem Auftrage, beim Konsistorium auf Entsetzung des Schulmeisters von seiner Stelle anzutragen; denn wie mochte sie der lieben Jugend einen Lehrer lassen, der im Stande war, Grüfte und Särge zu öffnen, um — Mandeltorten den Todten zu stehlen. Allein bei kälterem Blute ließ sie ihm im Stillen den Rath geben, unter irgend einem Vorwande selbst seinen Abschied zu verlangen, welchen sie sogar noch mit einer kleinen Pension begleitete. So lebte denn der Mann von 1723 bis 1726 ärmlich und erbärmlich vom Abschreiben. Endlich erhielt er eine Einnehmerstelle in einem kleinen Städtchen des vormaligen Wittenberger Kreises und kam endlich durch eine anderweite Heirath noch zu einem rechten Wohlstande. Obschon er aber diesen — wie er in spätern Jahren selbst erzählte — einzig einer Mandeltorte — von welcher Sorte sagte er freilich nicht — verdankte, war er doch nie wieder im Stande, dergleichen Backwerk zu essen, und bekam allemal Anwandlungen von Uebelkeit, wenn er Mandeltorte nur von Weitem sah. Ob wohl je ein ähnlicher Diebstahl begangen worden ist? — Uebrigens darf nicht unerinnert bleiben, daß der Mann, der seinen höchst ehrwürdigen Stand also entweihte, zu einer Zeit lebte, wo alles, was nicht Katechismus, Rechentafel und Schreibebuch betraf, jenseit des Horizontes eines Dorfschulmeisters lag, und daß er selbst, ehe er seine Stelle erhielt, als Unteroffizier in der preußischen Armee gedient hatte.

(Ztg. f. d. eleg. Welt.)

Ein Reisegefährte.

Der berühmte Talma machte einst eine Kunstreise. Ein Individuum von sehr distinguirtem Aeußern nahm an seiner Seite Platz. Der Unbekannte war einer der zahlreichen Bewunderer des großen Künstlers, und begleitete ihn in dieser Eigenschaft auf seiner ganzen Kunstreise. Sie machten bald genauere Bekanntschaft, und wohnten immer in demselben Gasthofe. Ueberall wo Talma auftrat, in Bordeaux, Toulouse, Perpignan, Nimes, Avignon, Lyon, war sein Reisegefährte im Theater. Bei der Rückkehr nach Paris lud Talma seinen Begleiter auf den folgenden Tag zum Diner, erhielt aber eine unter sehr plausiblem Vorwande gegebene abschlägige Antwort. Vor dem Diner erhielt Talma ein Packet, worin er eine prächtige Uhr, eine mit Brillanten besetzte goldene Dose und eine werthvolle Busennadel fand. Dieses kostbare Geschenk war von folgenden Zeilen begleitet: „Ich bin weder König noch Prinz, aber ich ersuche Sie, diesen schwachen Beweis meiner Dankbarkeit anzunehmen. Ich habe gegen Roscius mehr Verpflichtungen, als Roscius gegen mich." — Einen Monat später erhielt Talma einen von der Polizei-Präfectur datirten Brief. Ein Gefangener bat ihn um einen Besuch, weil er allein im Stande sei, die Behörde über einen unglücklichen Irrthum aufzuklären. Talma folgte der Einladung, und fand zu seinem größten Erstaunen — seinen Reisegefährten. „Die Bewunderung, welche ich für Sie hege, hat mich hierher geführt", sagte der Arrestant. „Ich mußte Paris schleunig verlassen, und konnte Ihnen daher keinen Besuch machen, aber als ich gestern wieder zurückgekehrt war, las ich Ihren Namen auf dem Theaterzettel, und eilte ins Theater-Français. In die zahlreiche Zuschauermenge, welche sich bei Ihren Vorstellungen immer einfindet, scheinen sich Diebe eingeschlichen zu haben; einige Taschen wurden durch gewandte Hände durchsucht, und durch falschen Schein getäuscht, wagte es ein Diener der Polizei-Präfectur, Hand an mich zu legen. Aber ich danke dem Himmel, daß Sie da sind: die Nachweisungen, welche Sie über meine Moralität zu geben im Stande sind, mein verehrtester Reisegefährte . . ." — „Entschuldigen Sie", fragte Talma, ihn unterbrechend, „was für Gegenstände sind im Theater abhanden gekommen?" — „Ich weiß es nicht, vermuthlich Uhren, Dosen . . ." — „Und vielleicht auch Busennadeln", antwortete Talma lächelnd; „Sie hatten mir also wieder ein Geschenk zu machen?" — „O! auch Sie haben mich im Verdacht!" sagte der Arrestant empfindlich; — „und Sie wollen mich im Stich lassen?" — „Nein, ich will Ihnen einen guten Advokaten verschaffen." — Talma hielt Wort, aber der gewandte Gauner wurde dennoch zu einer angemessenen Strafe verurtheilt. Der begeisterte Verehrer des großen Tragikers trieb das Gewerbe der langen Finger mit besonderer Vorliebe in einem wohlgefüllten Parterre; in diesen Geschäften hatte er die Provinz bereist, und so in allen Städten, wo Talma die Theaterkassen füllte, den Juwelenhändlern und Uhrmachern reichen Absatz verschafft.

Bajazzo.

Der berühmte Schauspieler Ludwig Devrient war einer der Hauptbesucher der Weinhandlung von L. und W. in B. Dort versammelten sich immer eine Menge anderer Gäste, nicht allein um zu trinken, sondern auch um Devrient's Gesellschaft zu genießen. Wie es oft bei Schauspielern zu geschehen pflegt, daß sie nämlich nicht gut bezahlen, so geschah es auch mit unserm Devrient. So summte sich denn ein schöner Posten Geldes zusammen, das er dem Wirthe schuldig wurde. Der Wirth selbst schickte öfters den Kellner Namens Karl zu Devrient; doch kam dieser regelmäßig ohne Geld zurück und war vielmehr immer noch von Devrient auf die heftigste Weise angefahren worden.

Eines Abends ist Devrient in eine große Theegesellschaft bei Frau v. *** eingeladen und er begiebt sich auch hin. Nicht lange ist er eingetreten, als auch der Kellner von L. und W. eintritt, auf Devrient losgeht, ihm die Rechnung vorhält und ihn laut zu bezahlen mahnt. Da dreht sich Devrient um und spricht laut mit König Philipp in Schillers „Don Karlos": „Der Knabe Karl fängt an mir fürchterlich zu werden." Unter allgemeinstem Gelächter verläßt der Kellner das Haus. Später erließen nicht nur L. und W. dem Devrient die schuldige Rechnung, sondern er verabreichte ihm auch ferner Wein unentgeltlich, um nur wieder Gäste zu bekommen, die seit Devrients Zürnen ebenfalls fortgeblieben waren.

Gute Antwort. Der Ritter Bernini wurde allgemein beschuldigt, daß er bei dem Bau der St. Peterskirche in Rom an der Kuppel ein Versehen gemacht habe, wodurch in solcher ein Riß entstanden sei. Der Bildhauer Machi hatte einige Bildsäulen für die Kirche verfertigt, welche in Gegenwart des Papstes und mehrer der vornehmsten Römer darin aufgestellt werden sollten. Unter solchen befand sich auch die heilige Veronica. Der Künstler hatte sie in einem sehr leichten Gewande, und ihr Schweißtuch sehr flatternd dargestellt. Bernini war auch bei der Aufstellung dieser Statuen zugegen, und als die heilige Veronica ihren Platz erhielt, fragte er den Bildhauer spöttisch: Wo in aller Welt mag wohl der Wind herkommen, der ihr Schweißtuch so sehr bewegen kann? — „Aus dem Risse in der Kuppel", versetzte Machi trocken.

Dr. Haddon kam eines Tages in Geschäften zur Königin Elisabeth, die sich bitterlich über den üblen Geruch seiner neuen Stiefeln beschwerte. „Verzeihen Ew. Majestät!" erwiderte Haddon, „es sind nicht meine Stiefeln, was stinkt; sondern es sind die alten Bittschriften, die so lange uneröffnet in meinem Portefeuille stecken."

Einem Bischofe, der im Geruche besonderer Heiligkeit stand, legte sein Gastwirth für einen Abend und eine Nacht eine Rechnung von 500 Livres vor, und erklärte dem Staunenden: dies wäre noch wohlfeil; denn, weil der Bischof als ein Heiliger verehrt würde, so fordre oder stehle man allmälig Stücke von seinen Zimmer-Möbeln, als Reliquien, so lange, bis nichts mehr davon übrig sei.

In einer kleinen französischen Stadt lockte kürzlich die Trommel des Ausrufers die Neugierigen zusammen. Nachdem der letzte Wirbel verklungen war, setzte der alte Ausrufer die Brille auf, nahm ein Papier und las mit lauter Stimme ab: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß am vorigen 5. April ein — Ehemann verloren gegangen ist. Er ist zwischen 38—40 Jahren alt, heißt Theodor Nantel und ist gewöhnlich betrunken. Wer ihn gefunden hat, mag ihn behalten; wer ihn etwa zurückbringt, hat keine Belohnung zu gewärtigen." Die Frau des Verlorengegangenen wollte auf diese Weise den Mann veranlassen, sich zu schämen und weniger nach der Schenke zu gehen; es wirkte aber, wie vorauszusehen war, umgekehrt: der Mann weigerte sich entschieden, zur Frau, die ihn verhöhnt, zurückzukehren, und nach einigen Tagen kam sie zu ihm und bat ihn flehentlich und zärtlich, sie doch nicht zu verlassen. Er gab auch nach, aber nur nachdem sie versprochen hatte, nie wieder seines Trinkens wegen zu schelten.

Am Thore von Lübeck, der alten Reichs- und Hansestadt, steht mit großen Buchstaben: S. P. Q. L. Wer zum Thore hineinfährt und Lateinisch kann, liest ganz richtig: Senatus Populus que Lübecensis (Senat und Volk von Lübeck); wer aber herausfährt, pflegt „Schlechtes Pflaster quält Lübeck" zu lesen.

„Oeffentlichkeit, volle Oeffentlichkeit!" bestürmten die Bürger in S*** ihren Gemeinderath. „Meine Herren", meinte verlegen der Bürgermeister, der kein guter Redner war, „meine Herren, es dürfte, es könnte, wenn —" „Nichts da, unbeschränkte Oeffentlichkeit wollen wir!" Am andern Morgen war sie da; am Rathhaus hing ein langes, pedantisch genaues Register aller Steuerreste. Die Leute bissen sich die Lippen, zahlten schnell und knieten dem Bürgermeister doppelt auf das Leder.

Eine alte Frau wurde von einem Franziskaner überredet, daß sie seinem Kloster ein sehr bedeutendes Legat vermachte. Auf kluge Vorstellungen ihrer Freunde ließ sie das Testament im Stillen abändern. Sie starb. Der Mönch erschien stolzen Blicks. Da rief ihm der berühmte Bischof du Bellay zu: Der Herr Pater sind vom alten Testamente, und haben keinen Theil am und im neuen Testamente.

Als ein Pächter Stockschläge von einem Winzer empfing, strafte der Oberforstmeister diesen ab: Die Stöcke kommen von den Bäumen, die Bäume aus dem Walde, die Wälder umher machen einen Forst aus, also gehört die Entscheidung vor mein Forum.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 21. Nordhausen, Mai. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Die Gasthöfe des Lebens.

Von Jusner.

Die große Stadt, genannt „das Leben",
Durchstreif' ich schon so manches Jahr;
Da wird es keinen Gasthof geben,
Wo ich nicht d'rin gewesen war.

Als Jüngling, wohlgemuth und heiter,
Bin ich beim „Frohsinn" eingekehrt,
Und hab', die Freundschaft zum Begleiter,
So manches Gläschen dort geleert.

Mich zog darauf mit süßem Drange
Das zarte Schild „zur Liebe" an.
Allein es währte gar nicht lange,
Als mir bei ihr der Rausch zerrann.

Und so getäuscht hab' ich im Grimme
Mich dann auf's Neue aufgerafft,
Da lockte eine fremde Stimme
Mich unverhofft zur „Leidenschaft."

Ein heißer Trank durchdrang wie Feuer
Mir hier auf einmal Herz und Sinn;
Allein — die Zeche war zu theuer,
D'rum zog ich bald zur „Reue" hin.

Hier aber fand ich herbe Bissen
Und einen scharfen, trüben Wein;
D'rum hab' ich bald mich losgerissen,
Und kehrte d'rauf zur „Wahrheit" ein.

Ich durfte hier auf Gäste hoffen,
Die nur gewohnt auf reinen Trank,

Doch stand ich staunend und betroffen,
  Denn unbesetzt war Tisch und Bank.

So mußt' ich immer etwas finden,
  Was mich auf's Neue weiter trieb,
Und sah zuletzt die Hoffnung schwinden,
  Die mir auf etwas Beſſ'res blieb.

Beim „Glücke" gab's im tollen Streite
  Der Gäste ein gewagtes Spiel;
Die „Häuslichkeit" ließ ich bei Seite,
  Weil mir das Einerlei mißfiel.

Beim „Ehrgeiz" prahlten die Genossen
  Mit ihren Thaten gar zu laut.
Zum „Ruhme" war das Thor geschlossen,
  „Zur Treue" hat man erst gebaut.

D'rum trieb es mich, in späten Jahren,
  Nach jenem Ort zurück zu geh'n,
Wo ich doch manches Glück erfahren,
  Und manchen frohen Tag geseh'n.

Wie anders doch hab' ich's gefunden,
  Als ich es einstens hier gekannt!
Das Schild zur „Liebe" war verschwunden,
  Zur „Leidenschaft" war abgebrannt.

Am Haus „zur Wahrheit" war zu lesen,
  Daß zum Verkauf die Sachen steh'n,
Und wo's beim „Frohsinn" einst gewesen,
  Mußt' ich das Schild „zur Sorge" seh'n.

Bei dieser zwingt's mich jetzt zu bleiben,
  Dann wend' ich mich dem „Alter" zu;
Und wird es mich auch dort vertreiben,
  So kehr' ich ein zur „stillen Ruh!"

Tischrede.

Meine Herren und Damen!

Ich werde mir erlauben, vor Ihnen über einen Gegenstand zu sprechen, der zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen, unter allen Regierungssystemen, eine gleich große Bedeutsamkeit gehabt hat. Ich werde von der höchsten Lebensfrage unserer und aller Zeiten, von der Lebensfrage par excellence, ich werde — vom Essen sprechen. Keiner von Ihnen wird die hohe Bedeutung dieses Gegenstandes in Abrede stellen, eines Gegenstandes, der in diesem Augenblick gewiß höchst zeitgemäß ist, nicht nur, weil wir jetzt beim Essen sind, sondern weil wir gegenwärtig in der Zeit der Restauration leben. Das Essen ist das erste der Grundrechte des Menschen, und es ist gewiß ein falscher Schluß, daß, weil Viele nicht zu essen haben, Viele auch keine Grundrechte haben dürfen. Zu Gunsten des Essens spricht sowohl das Naturrecht, als das historische Recht. Schon in der vorsündfluth-

Ein Freundschaftsstückchen. Ein Mann, der ein einträgliches Amt in einem Ministerium bekleidete, wurde von einem Freunde besucht, den er lange nicht gesehen hatte, weil er in einer entlegenen Stadt angestellt war.

„Ich möchte Sie um einen Freundschaftsdienst ersuchen," sagte derselbe zu ihm; „ich kann mich an die kleine Stadt durchaus nicht gewöhnen, habe deshalb mein Amt aufgegeben und bin in die Residenz gekommen, um sie nicht wieder zu verlassen."

„Sie haben da einen guten Einfall gehabt."

„Um aber in der Residenz bleiben zu können, brauche ich —"

„Geld?" unterbrach ihn der Beamte mit einem besorgten Blicke auf den offenen Kasten seines Schreibtisches.

„Allerdings, aber ich verlange es nicht von Ihnen, sondern vom Staate. Um vom Staate Geld verlangen zu können, muß ich einen Titel, eine Stelle haben, und ich habe mein Absehen auf eine solche gerichtet."

„Eine vacante Stelle?"

„Nein, denn ich denke wie Talleyrand: Wenn eine Stelle leer ist, ist sie nicht mehr zu vergeben. Ich bringe sehr gute Empfehlungen mit und bitte Sie auch um die Ihrige."

„Um meine Empfehlung?" wiederholte der geschmeichelte Freund.

„Ja, denn ich habe gehört, daß Sie bei dem Minister viel gelten, dessen Gunst ich suche. Ein Wort von Ihnen würde mir von großem Nutzen sein."

Der Freund schrieb, daß der Empfohlene die Beachtung des Staates vollkommen verdiene, und ganz geeignet sei, einem wichtigen Posten vorzustehen. —

Am andern Tage, als er in sein Büreau kommt, wird er zu dem Minister beschieden, der ihm die Eingabe seines Freundes zeigt. Der Freund, den er so warm empfohlen, hatte — um das Amt des ihn Empfehlenden angehalten. Der Minister fand die Sache spaßhaft, gab dem Bewerber das erbetene Amt des Freundes — und schickte diesen in die kleine Stadt, an die Stelle dessen, den er empfohlen hatte.

Ein Riesen-Tischtuch von 307 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, im Gewicht von 2 Centnern, hat der berühmte englische Kochkünstler Soyer fertigen lassen, dessen großartiges gastronomisches Institut während der Ausstellungszeit in London geöffnet ist. Ein Witzbold hat gesagt, wenn dieses Tischtuch nach dem Waschen geplättet werde, so hätten die Waschweiber Schlittschuhe in Form heißer Plättstähle an den Füßen und führen darauf, wie auf dem Eise des Winters, hin und her.

An allerlei komischen Vorfällen, welche durch die Unkenntniß der englischen Sprache herbeigeführt werden, fehlt es bei der großen Industrieausstellung nicht. Bekanntlich hat London viele Straßen, die einen und denselben Namen führen; Kingstreet (Königsstraße) giebt es vielleicht vierzigmal. Um die richtige zu finden, muß man sich den Stadttheil merken, in welchem die gesuchte Straße sich befindet. Ein Franzose nun, der kein Wort Englisch verstand, glaubte am sichersten zu gehen, wenn er sich den Namen der Straße und des Stadttheils an der Ecke der Straße, in welcher er seine Wohnung gefunden, in sein Taschenbuch schriebe. Dies geschah; er ging aus, flanirte den ganzen Tag umher und als er müde nach Hause zurückkehren wollte, setzte er sich in eine Droschke und nannte dem

Kutscher Straße und Nummer. Aber die Straße, in die er gebracht wurde, war nicht die rechte und weiter ging es in eine zweite dieses Namens: auch diese war nicht die richtige. Da wurde der Franzose zornig auf den Kutscher, weil er glaubte, derselbe spiele ihm absichtlich einen Streich. Fluchend nahm er sein Taschenbuch, öffnete es und hielt das Blatt mit dem Namen des Stadttheils, den er sich aufgeschrieben hatte, dem Kutscher vor die Nase. Der Engländer sah auf das Blatt und blickte dann den Fremden mit großen verwunderten Augen an. Der Franzose, dem das Blut immer stärker kochte, wies mit dem wuthzitternden Finger auf den Namen im Buche, der Engländer sah ihn nur um so verwunderter an. Stick no bills! (hier dürfen keine Zettel angeklebt werden) hatte an der Ecke der Straße in großen Buchstaben gestanden und der Franzose dies für den Namen des Viertels gehalten. Er wollte durchaus nach Stick no bills gefahren sein und würde den Kutscher, der nichts begriff, noch geprügelt haben, wenn nicht ein Vorübergehender den Streit gesehen und den Franzosen aufgeklärt hätte, der über den Irrthum natürlich nun selbst lachte. Wie er endlich nach Hause gekommen, wissen wir nicht.

In eine Buchhandlung zu *** kam jüngst ein Kutscher und verlangte eine ungarische Grammatik. Man reichte ihm verschiedene, doch keine genügte ihm. Endlich sagte er: „Haben Sie denn nicht so 'ne ganz kleine, in welcher nur die Schimpfwörter stehen? Mein Herr zankt mich immer aus und ich möchte doch gern wissen, was er mich alles nennt, damit ich mich darnach richten kann."

Der Graf von Soissons hatte einen fuchsrothen Bart. Neckend fragte er einst seinen Gärtner, warum er keinen Bart habe, ging aber beschämt davon, da dieser ihm antwortete: „Als Gott die Bärte austheilte, kam ich zu spät. Nur rothe waren noch übrig, und da nahm ich doch lieber gar keinen."

Als der Herzog von Wellington neulich in London das Ausstellungsgebäude besuchte, kam er in die französische Abtheilung. Es wurden gerade mehre Silberstatuetten aufgestellt, und der Herzog entdeckte darunter plötzlich sich selbst, Napoleon gegenüber. Die dabei beschäftigten französischen Arbeiter erkannten den Herzog, begrüßten ihn höchst achtungsvoll und brachten ihm ein Hurrah Der Herzog bemerkte, es sei das erstemal, daß ihn die Franzosen überfallen hätten, es freue ihn, daß es so freundschaftlich geschehen.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

de, daß man, ehe zehn Minuten vergangen sein würden, von seinen guten Gesinnungen überzeugt sein und daß zuletzt alles zum Besten auslaufen werde, erlaubte man ihm, seine Waffe wiederzunehmen und fortzuspielen.

Noch heute zu Tage fallen solche Scenen auf den römischen Bühnen vor, und es giebt gewisse gehässige Rollen, welche die Schauspieler nie übernehmen, ohne sich gut eingepackt zu haben, um sich gegen die aufgeregte Menge im Nothfall gehörig geschützt zu sehen.

(Zeitung f. d. eleg. Welt.)

Bajazzo.

Heim, der einer der größten Mediciner Deutschlands war und in Berlin lange Zeit eines europäischen Rufes genoß, hatte zur Gewohnheit, gleich des Morgens während seines Ankleidens die Klinik zu eröffnen, d. h. Kranke, die sich bei ihm meldeten, von den jungen, um ihn versammelten Aerzten untersuchen und nöthigenfalls auch operiren zu lassen. Gewöhnlich sprach Heim nur dann und wann einige einzelne lakonische Worte dazwischen, meist nur bezweckend, Abschweifungen zu vermeiden und die Untersuchung auf den wirklichen Leidenspunkt zurückzuführen. Eines Tages war zu dieser Klinik auch ein armer Arbeitsmann gekommen, der sich vor den jungen Aerzten auf das Kläglichste geberdete und diese durch seine Schilderung auf alle möglichen Krankheitsvermuthungen brachte. Heim, der dem ruhig eine Zeitlang zusah, trat endlich, als die Sache immer weiter und weiter ging, seine Kravatte und Weste anlegend, dicht an den Kranken heran, indem er ihn fragte: ob er verheirathet sei. Als der Leidende dies bejahte, sagte Heim ganz gelassen, indem er an den Spiegel zurücktrat und sich das Haar ordnete: „Nun denn, mein Lieber, geh' Er nach Haus und nehme Er ein Brechmittel ein." Der verblüffte Arbeitsmann verbeugte sich, gestand, daß er sich mit seiner Frau gezankt, und drückte sich dann ehrfurchtsvoll mit dem Versprechen, das vorgeschlagene Vomitiv prompt und richtig einzunehmen, zur Thür hinaus. Die jungen Aerzte sahen ihm beschämt nach und Heim, der während dessen seinen Anzug beendet hatte, ging mit seinem gewöhnlichen kurzen, aber freundlichen Morgengruße hinaus, um in den Wagen zu steigen und seine Patienten zu besuchen.

Ein reicher Geizhals setzte, um seinen einzigen kärglich besoldebeten Diener an sich zu fesseln, in's Testament: „Ich vermache dem treuen Diener, der mir die Augen schließen wird, ein Legat von 500 Thalern." Nach seinem Tode verweigerten die noch geizigeren Neffen die Auslieferung des Legats, indem sie meinten: „Du konntest ihm unmöglich die Augen schließen: unser Oheim war einäugig."

Empfang im Zuchthause. Aufseher: Aber, Kaltenborn, seid Ihr denn schon wieder da? Das ist nun das dreizehnte Mal, daß Ihr das Zuchthaus betretet!

Zuchthauscandidat: 's is nich möglich! Nu sähen Se mal, wie sich das zusammenleppert!

Als Friedrich II. in Rheinsberg wohnte, wurde er gleichzeitig Commandeur der in Neu-Ruppin garnisonirenden Soldaten. Bei einer Inspection der Truppen wohnte er dem Gottesdienste bei, fand sich jedoch durch die Predigt des Geistlichen wenig erbaut. Beim Mittagsessen erschien, wie es beim frühern Commandeur üblich gewesen war, der Geistliche ungeladen, worüber der Kronprinz sich sehr wunderte, und ihm den Bescheid ertheilen ließ, künftig erst nach erfolgter Einladung zu erscheinen. Da letztere aber nie erfolgte, so fing der Geistliche in seinen Predigten an zu sticheln und nannte Friedrich einen Herodes, der die Tochter der Herodias, des Königs Soldaten, vor sich tanzen ließe, dabei aber gelegentlich ihn, als einen Johannes, zu enthaupten gedächte u. s. w. Als Friedrich dies erfuhr, nahm er einen Offizier mit sich, beide vermummt und mit Raketen versehen, und ging zur Wohnung des Predigers um Mitternacht. Der Offizier drückte die Fensterscheibe des Schlafzimmers ein, ließ eine brennende Rakete in die Stube fliegen und steckte sein scheußlich bemaltes Gesicht hinein. Entsetzt sprangen der Geistliche und seine Frau aus dem Bette, fanden jedoch vor Verwirrung keinen Ausgang. Mehrere Raketen nöthigten endlich das Ehepaar, durch das Hoffenster das Weite zu suchen. Allein unter dem Fenster war eine mit Wasser angefüllte Düngergrube, in welche Beide hineinsprangen. Unbekleidet, todtenbleich und kaum vor Schmutz kennbar, fanden sie beim Nachbar, der nicht weniger erschrak, ein Nachtlager, nachdem sie in abgerissenen Sätzen erzählt, daß der Gottseibeiuns sie vertrieben habe. Alle Nachforschungen, wer die Ruhestörer gewesen seien, waren erfolglos. Erst später erzählte der König bei Tafel diese Geschichte von dem Geistlichen, den er aber durch eine bessere Pfarrstelle für den gehabten Schreck zu entschädigen suchte.

Seltsames Gefecht. Ein französisches Linienbataillon hat neulich bei dem Einmarsch in Soissons ein hartes, nicht unblutiges Gefecht zu bestehen gehabt mit einer Heerde wildgewordener Ochsen. Während nämlich mit großer Janitscharenmusik das Bataillon zum Thore hereinrückt, ist ein Viehhändler im Begriff, seine gehörnten Zöglinge der Natur aus den beengenden Mauern der Stadt hinauszutreiben. Die rauschende Musik und die rothen Beinkleider der Soldaten erregen die Wuth des Rindviehes bis zum hohen Grade. Der Leit-Ochse legt die Hörner zum Angriffe ein — seine Getreuen folgen dem erbosten Führer, mit Gebrüll stürzt das vierfüßige Heer auf die Truppen der Republik. Der Träger der großen Trommel rettet sein Leben nur dadurch, daß er sein Instrument dem Feinde über den Kopf schlägt und dieser geblendet von dem Musikus abläßt. Der Posaunist, den Rücken an eine schützende Straßen-Ecke gelehnt, bläst in der Todesangst einem andern Ochsen Töne entgegen, die dieser nicht ertragen kann und Kehrt macht. Die Soldaten vertheidigen sich überhaupt nach besten Kräften. Dennoch werden ihre Reihen durchbrochen und die Gehörnten stürmen in das Feld hinaus. Das Schlachtfeld bot einen sonderbaren Anblick dar. Geknickte Clarinetten, zerbrochene Flöten, verbogene Trompeten, kalbfellberaubte Trommeln deckten die Stätte. Glücklicherweise ist ein Verlust an Menschenleben nicht zu beklagen.

Ein sonderbarer Rechtshandel wird sich in Hamburg entspinnen, wo ein Kaufmann einen auf Sicht ausgestellten Wechsel nicht bezahlen will, weil er seit der Ausstellung des Wechsels blind geworden sei und nun nicht sehen könne. Er behauptet: er könne mit der Zahlung warten, bis er wieder sehen könne. Man weiß nun nicht, ob der Mann wirklich blind ist, obwohl derselbe seit der Präsentation des Wechsels beständig eine große Staarbrille auf der Nase trägt.

Als eine Schauspielerin im „Orakel" wie das gemeinste Marktweib deklamirte, gerieth St. Foix, der Verfasser jener Komödie, in Zorn, und schrie: „Ich bedarf einer Fee, keiner Hexe! Wir sind auf dem Theater, nicht auf dem Blocksberge!"

Ein schuldenreicher polnischer Jude lag auf dem Sterbebette, und dictirte noch Einiges über seine Verhältnisse. Da hieß es denn: Der ist mir 2000, Der 1000, Jener 500 Thaler schuldig! Einer der Anwesenden fragte endlich: „Sind Sie denn aber nichts schuldig?" und der Kandidat des Todes entgegnete: „Das gehört nicht hierher; liegen Die, denen ich schuldig bin, in den letzten Zügen, wird sich das auch aufklären!"

Eine gute Lehre. Peter von Livorno, ein im 16ten Jahrhundert wegen seiner Kenntnisse sehr geehrter Gelehrter, hatte mit vielen gelehrten Männern vor und nach ihm das Schicksal gemein, daß er in großer Dürftigkeit lebte. Er war indeß immer bei guter Laune. Einst wünschte er in Toskana sich über einen Fluß setzen zu lassen, dazu gebrach es ihm aber leider an Geld. Er bat den übersetzenden Schiffer um diesen Dienst mit dem Bemerken, statt des Geldes ihm eine heilsame Lehre geben zu wollen. „Ei was kümmert mich Eure Lehre, ich will Geld!" platzte der Schiffer heraus. Nach langem Wortwechsel ließ der Ueberfahrer sich doch endlich bereden, seinen Wunsch zu erfüllen, da ihm Peter von Livorno besonders versicherte, daß seine Lehre nicht allein Geld, sondern Goldes werth sei. — Am jenseitigen Ufer durch das Fahrzeug angelangt, verlangte der Schiffer, ihm mindestens die heilsame Lehre zu geben. „Freundchen", sagte Peter, indem er dem Ueberfahrer traulich auf die Schulter klopfte, „wenn Ihr's mit Andern eben so gut meint, wie mit mir, werdet Ihr bei Eurer Ueberfahrt wenig oder nichts verdienen; darum seid vorsichtig."

Der berühmte französische Dichter Dorat heirathete in hohem Alter ein Fräulein von 19 Jahren. Seine Freunde, welche diese unzeitige Liebe tadelten, machten ihm vorzugsweise zum Vorwurf, daß er nicht eine seinen Jahren angemessenere Wahl getroffen habe. „Verzeihung, meine Freunde!" entgegnete Dorat, „lieber das Herz mit neuem blankem Schwert, als mit einem verrosteten Eisen verwundet!"

Ein irländischer Gentleman hatte ein Paar neue Stiefeln gekauft und versuchte sie anzuziehen; aber nach großer Anstrengung und vielem Hin- und Herzerren, so daß er sogar Blasen in seine Hände bekam, stand er davon ab und erklärte: er sähe wohl ein, daß diese Stiefeln nicht eher angehen würden, bevor er sie nicht einen oder zwei Tage getragen hätte.

Dieser Tage erklärte ein Schulmeister in W... in Oberösterreich seinen Schulkindern die Sonnenfinsterniß folgendermaßen: „Ihr könnt Euch wohl denken, daß sich die Bewohner der Sonne, in welcher es auch bei Nacht Tag ist, auch einmal nach dem Schlafe sehnen; dies ist aber nur bei einer Sonnenfinsterniß möglich. Tritt nun eine solche ein, dann legt sich alles in der Sonne zu Bett und schläft sich so geschwind als möglich aus, um sogleich nach Beendigung derselben wieder an die Arbeit gehen zu können."

Die Verwandten. Bei der Geburt des schwedischen Kronprinzen (nachherigen Königs Gustav IV. Adolph) gab der Ambassadeur Sprenghorten dem Kopenhagener Pöbel unter andern einen gebratenen Ochsen zum Besten, der vorher zur Schau umhergefahren wurde. Ein paar modische Straßenjunker hatten sich daher eine Kutsche gemiethet, um den ganzen Aufzug in aller Gemächlichkeit zu genießen, und vorzüglich, um die Töchter des Landes zu mustern, die, wie gewöhnlich, alle Fenster und Altane schmückten. Die Kutsche fuhr dicht hinter dem Ochsen, und mußte natürlicherweise wegen des Menschengewimmels oft halten. Eine solche Pause benutzte ein Matrose. Er sprang auf den Kutschentritt, und fragte die Herren durch das offene Fenster sehr ernsthaft: „Sagt mir doch! wie nahe seid Ihr mit dem Verstorbenen verwandt, weil Ihr das erste Trauerpaar ausmacht?"

Ein süddeutscher Schauspieler, der fast immer ungern gesehen wurde, spielte einst eine Rolle so überraschend gut, daß die Versammlung ihn hervorrief; als er erschien, sagte er naiv-unwillig: „Nu, 's ist endlich Zeit, daß ich Ihnen auch mal g'fall'!"

Ein Engländer, der unterhalb Charenton über den Fluß fuhr, fragte den Fährmann: „Habt Ihr auf dieser Ueberfahrt niemals einen Menschen verloren?" — „O niemals!" war die Antwort, „selbst meinen Bruder, der sich vor ungefähr einem Monat hier ersäufte, fanden wir drei Tage darauf wieder."

Als ein Kandidat der Medizin kurz vor dem Examen plötzlich umsattelte, sich dem Kriegsgotte zuwandte und Artillerist wurde, sagte ein Bekannter von ihm: „Seine medizinischen Studien werden ihm immer zu Statten kommen; wir dürfen hoffen, er werde uns nächstens mit einem Werke über das Kanonenfieber beschenken."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 23. Nordhausen, Juni. 1851.

Der

Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Schnelle Resolution.

In einem Theeclub, wo die Damen
Meist führten des Gespräches Lauf,
Warf man einst unter andern Schnurren
Die wunderliche Frage auf:
Ob jene Taube, die dem Noah
Ein Blatt vom Oelbaum froh und frei
Einst dargebracht, ein Männchen oder
Ein Weibchen wohl gewesen sei.

Die Frauen stimmten — wie beredet —
Einstimmig All' darüber ein:
Ein Weibchen wäre es gewesen,
So müsse es, so soll' es sein.

Doch da erhob sich aus den Reihen
Der grobe Rechtsverweser Saul
Und rief: „Ein Männchen ist's gewesen;
Denn Weiber — das ist leicht zu lösen —
Die nehmen sich kein Blatt vor's Maul!" —

Theodor Drobisch.

Leiden einer idealen Tanzkünstlerin.

Von ihr selbst geschildert.

Ich wurde geboren im Jahre des Heils (des modernen Heils, nämlich der Tanzkunst), und erlaube mir, gewöhnt an Sprünge, von diesem Acte sogleich einen großen Sprung zu dem letzten Acte des großen Ballets: „Aetherine, das Kind der Lüfte" zu machen, welcher Actschluß allen meinen

(seit dem zwölften Jahre, als ich zum ersten Male öffentlich tanzte) erlittenen Triumphqualen die Krone aufsetzte.

Es war in Y, einer der schönsten Städte in einem der schönsten Länder und von einem der enthusiastischesten Publikums bewohnt. Ich tanzte da zum sechsundzwanzigsten, und auf mehreres „Verlangen" noch mehrere Male „zum letzten Male." Wie ich eigentlich tanzte, weiß ich selbst nicht, denn sie sagten mir so Vieles mündlich, schriftlich und drucklich, daß ich über mich selbst irre geworden bin. Ich vermag nur zu melden, daß nach meiner letzten Pirouette, welche, wie ich glaube, kurz die Worte andeutete: „Meine Herren, Sie thaten das Ihrige, nämlich, Sie brachten mir Geld; ich that das Meinige, das heißt, ich tanzte, wir sind quitt; alles Uebrige möchte ich mir verbeten haben, denn so schmeichelhaft es mir im Grunde ist, so ist es mir doch schon zu fade, und ich wäre mit weniger zufrieden, à revoir!" Ich glaube kaum, daß man den Sinn der Pirouette vollkommen entziffert hat, denn der nach derselben losgebrochene Sturm, die fliegenden Blumenkränze, die flatternden Gedichte, die schnatternden Damen, die brüllenden Herren, kurz der ganze Balletenthusiasmusausdruck wollten mich vom Gegentheil überzeugen.

Ich hatte nicht Hände, nicht Arme genug, die Kinder Florens aufzulesen, nicht Füße genug, wider Willen darauf zu treten, und nicht Coriphäen, Figuranten und Statisten genug, um ihnen besagte Kinder auszutheilen. Von den Gedichten aber flogen fast alle ins Parterre, nur ein einziges taumelte auf die Bühne, das ich ehrenhalber haschte und zu mir steckte. Völlig frei von Neugierde, überließ ich es den von allen Seiten darüber herfallenden Kunstgenossen, es zu lesen, und sie lasen mit lauter, vernehmlicher Stimme, während ich mich meiner ätherischen Hüllen nach und nach entledigte, und ganz wie ein gewöhnliches Menschenkind wieder dasaß.

Jetzt drang wieder unendlicher Lärm, entsetzliches Gebrause, wüthendes Geklatsche — der sogenannte Beifall — zu meinen beifallsmüden Ohren, und ich mußte wieder hinaus und wieder hinaus, und noch einige Dutzend Mal hinaus, trotz meinem Negligée, während sich meine armen Beine, meine athemlose Brust, mein vor Anstrengung und Hitze schmerzlich pulsirender Kopf nach Ruhe sehnten.

Aber auch im Parterre balgten und boxten sich so zu sagen Etwelche, denn es hatte sich ein Streit erhoben, ob ich eine Ypsilonianerin oder eine sonstige Anerin sei, ob ich achtzehn oder vierzig Sommer nebst den übrigen Jahreszeiten zähle, ob ich dies und das legitim und illegitim an mir habe, und so erschien endlich der langersehnte Augenblick, wo ich wenigstens von den dumpfen Regionen der Bühne ins Freie gelangte! Aber, o Himmel! was für ein Gelangen! was für ein Freies! — Nachdem man einige andere Tänzerinnen, die man im Jubelrausche für mich gehalten, auf Händen, Schultern und Köpfen die Treppen hinuntergetragen hatte, kam endlich die neidenswerthe Reihe an mich selbst, und auch ich mußte diese seltsame Discension ausführen. Da hoben, nein, da warfen sie mich in den Wagen, während die Pferdekundigen die Vierfüßer ausspannten, und sich die Zweifüßer ohne Unterschied der Mähnen, an den char de triomphe hingen, und mich durch das wogende Meer des Volkes, mit obligatem Pöbel unter charivarimäßigem Geheule nach meiner Wohnung zogen.

Hier angelangt, streckten sich mir beim Oeffnen des Schlages wieder hundert Arme polypenartig entgegen, als ob mich der pappene Briareus, der

mich im Ballete vom Olymp herabholte, nun leibhaftig umkrallen wollte, und ich ward nun wieder statt herausgehoben, herausgerissen, wie dort herab, die Treppe wieder hinaufgetragen, und nur das schnelle Verriegeln der Thür konnte mich vor der übergroßen Ehre schützen, einen zahllosen Schwarm mir völlig unbekannter Anbeter in meinem Zimmer zu haben. Erschöpft warf ich mich auf das Sopha, um Athem zu bekommen und das Ende meines jüngsten Triumphes sehnlichst herbeiwünschend.

Unten aber gohr und brodelte es, wie im Innern eines Vulkans, und ich vernahm nur die Worte: „Gadschudscha! Tschatschutscha! Hadschutscha!“ Ich mußte nolens volens ans Fenster, aber man bemerkte mich im Dunkel nicht, man raſ'te schreiend: „Licht! Licht!“ Meine Zofe brachte auf mein Geheiß das Verlangte und mein gefeiertes Antlitz konnte nun deutlich erkannt werden.

Da rasete man wieder und schrie noch: „Was herunterwerfen!“

Ich warf Blumen, Bänder, Sacktuch u. dergl. hinab, aber es war, als wären sie ins Bodenlose gefallen.

„Herunterwerfen! Herunterwerfen!“ brüllten mehrere hundert Stimmen und Stimmchen.

Ich faßte in der Angst Alles, was mir in die Hände gerieth, Schlafhaube, Handtuch, Bürsten, Kämme, Pantoffel, Lichtscheere, was weiß ich! und man schien durch diese Souvenirs einigermaßen befriedigt; plötzlich aber schrie es wieder: „Tanzen! Tanzen!“ Was wollt' ich thun? Todesmüde wie ich war, hüpfte ich am Fenster ein wenig umher und die schrecklichsten „Viva's“ donnerten zu mir herauf.

Nun glaubte ich endlich befreit zu sein, schloß das Fenster und wollte mich zu Bette legen; doch der Lärm dauerte fort und ward immer heftiger. Schon flogen einige Steinchen (vielleicht auch Souvenirs?) an das Fenster, da ich nicht sogleich öffnete, und in Terpsichoreus und aller Götter Namen zeigte ich mich auf's Neue, und nach einem tüchtigen Ausbruche Ypsilonischen Enthusiasmusses schien sich nun das Getöse legen zu wollen.

Ich machte das Fenster wieder zu und legte mich zur Ruhe. Ja, zur Ruhe! Prof't die Mahlzeit! Denn kaum hatten sich meine Augenlider geschlossen, umweht von wohlthätigem Schlummer, als ich Laute von Instrumenten, Präludiren vernahm! Wehe mir, auch noch ein Ständchen! Noch klingend die Ohren von der rauschenden Ballet- und Beifallsmusik, und schon mußte ich wieder verschiedene Vokal- und Instrumentalpiecen, natürlich gleichfalls unter persönlicher Zeigung am Fenster, zu mir nehmen; neuer Jubel 2c. 2c. bis endlich nach zwei martervollen Stunden unsäglichen Triumphes die Allzugütigen sich zerstreuten und mir vergönnt war, ein paar andere zu schlafen, um dann gleich wieder in den Reisewagen zu steigen.

Ich fuhr nach Z. Aber auch bis hieher verfolgte mich der Ypsiloner Enthusiasmus. Eine Schaar der Hartnäckigsten war mir nachgereiſt, um wo möglich die Scenen jener Nacht wiederholen zu lassen. Und es ward ihnen möglich, die leidige Wiederholung fand wirklich Statt!

„Ach!“ rief ich, die Gefeierte und völlig Zerfeierte, „was muß man nicht Alles erdulden, bis man zu solchem Ruhme gelangt, und ist man endlich am Ziele, dann auch noch keine Ruhe!“

Bis hieher die Künstlerin, und nun wollen wir den freundlichen Lesern und Leserinnen noch berichten, welche Rache sie wegen der wohlgemeinten Unbilden der Gebildeten an letzteren nahm.

Eines Abends promenirte sie mit ihrer Confidente in einem öffentlichen Garten, und setzte sich dann, um Erfrischungen einzunehmen. Aber kaum waren die Beneideten mit ihr auf's Engste verbunden, kaum machte sie Miene, sich zu entfernen, als die lauernden Enthusiasten aus Y, im Vereine mit denen in Z, vor der „Divinen" niederstürzten und sie bei allen Göttern beschworen, ihnen den Stuhl zu überlassen, auf dem sie gesessen. Jeder verlangte den Vorzug und rief: „Sie sollen ihn nicht haben! Mir, mir den welthistorischen Sessel!" und es bedurfte der ganzen Macht ihrer Galatheablicke, um Thätlichkeiten zu verhüten.

Nun öffnete sie die Nelkenlippen mit den Perlenschnüren, und hauchte folgende sylphidische Worte:

„Meine Herren, beruhigen Sie sich; diese überaus schmeichelhaften Beweise von Anerkennung sind mir sehr theuer, aber deswegen darf ich Niemandem den Vorzug geben, um nicht Andere zu beeinträchtigen. Ich mache Ihnen daher den Vorschlag, eine Anzahl versiegelter Nummern, die ich in einigen Stunden vertheilen lassen werde, hinzunehmen. Wer die Zahl Drei erhält, hat gewonnen. Morgen früh mögen Sie die Billets eröffnen, und der Gewinnende beliebe sich über den Preis des Sessels, der ihm gegen Vorweisung der Nummer und Angabe seiner Adresse zugeschickt werden wird, mit dem Eigenthümer einzuverstehen. Sind Sie es zufrieden?"

„Sie lebe!"

„Vivat!!"

„Evviva!!!" jauchzte es im Unisono.

„Welcher Geist!"

„Welche Grazie!" u. s. w.

Die Herrliche ging oder schwebte fort, und die Herren zerstreuten sich nach allen Weltgegenden der Stadt.

Mit fast so großer Sehnsucht, als sie dem Aufrollen des Vorhanges bei der ersten Production entgegengeharrt, warteten sie jetzt auf das Erscheinen der anberaumten Stunde.

Diese erschien endlich, die Vertheilung begann, und nun stritt man sich wieder um die einzelnen Couverts, bald diesem, bald jenem größeres Vertrauen schenkend, bis sich die erste Hitze legte und sich Jeder mit dem seinigen zufrieden stellte.

Einer der Glücklichen, welche Nummern erhalten hatten, hielt sich am Morgen des merkwürdigen Tages für noch glücklicher als glücklich; denn — o Himmel! — er hatte wirklich die ominöse Zahl Drei in seinem Couverte! — Unverzüglich sandte er Nummer und Adresse an den Gartenbesitzer, um seines Gewinnstes habhaft zu werden, und erhielt diesen auch sogleich. Der Ueberglückliche küßte den Sessel unzählige Male, und drückte ihn an sein Herz, wie einen Freund, wie eine Geliebte, nicht wenig staunend über die Uneigennützigkeit des edlen Mannes, der für diesen Stuhl aller Stühle eben nicht viel mehr gefordert hatte, als er selbst dem Schreiner dafür bezahlte. Außer sich vor Freude kleidete sich der Beglückte an, eilte auf das Kaffeehaus, wo er seinem gepreßten Herzen Luft machen, wo er sein Glück laut verkünden mußte.

„Was?" rief einer der Anwesenden, „Sie haben den Sessel gewonnen? Machen Sie sich doch nicht lächerlich, denn er steht bereits leibhaftig in meiner Wohnung, und wenn Sie nicht mit Blindheit geschlagen sind, können Sie ihn sehen."

„Ich glaube, Sie belieben zu träumen, meine Herren", versetzte ein Zweiter, „was wäre dann der Stuhl, den ich mit meiner Nummer Drei gewonnen und auch wirklich schon erhalten habe?"

„Unmöglich!" rief der Erste, „Sie wollen mich zum Besten haben, oder halten sich selbst zum Besten; ich werde doch wissen —"

„So kommen Sie mit — und sehen Sie sich den Stuhl der Aetherischen an, den ich eben — es ist noch keine halbe Stunde —"

Das Gespräch unterbrach ein Vierter, ein Fünfter und ein Sechster, die da Alle betheuerten, die gewinnende Nummer Drei gehabt und den Sessel auch schon empfangen zu haben.

Nun war es klar: die Schöne hatte sich einen ätherischen Spaß erlaubt, und in sämmtliche Couverts die Nummer Drei zeichnen lassen, so daß nun Jeder einen Sessel hatte und doch Keiner wußte, welcher eigentlich der von der irdischen Hülle der Olympischen berührte sei!

Das war die Rache der Künstlerin, die bereits in der Nacht und in aller Stille weiter gereiset war — man wußte nicht wohin.

(Die Sternw.)

---

5 von 2000 bleiben 1995!

Ein eigenthümlicher Vorfall, der sich vor einiger Zeit auf dem Corridor des Théâtre de la Renaissance zu Paris ereignet hat, erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Hauptstadt. Ein junger Mann aus einem der ersten Häuser der Pariser Geldaristokratie, durch Reichthum, gefälliges Aeußere und geistige Fähigkeiten zu etwas Ausgezeichnetem berufen, strebte besonders danach, vornehme Bekanntschaften zu machen. Dies gelang ihm auch, aber öfter, als ihm lieb war, zum Nachtheil seiner Börse. Die vornehmen Freunde benutzten seinen Reichthum und borgten von ihm bedeutende Summen, an deren Wiederbezahlung sie nicht dachten, so daß er endlich beschloß, vorsichtiger zu Werke zu gehen. Dennoch konnte er nicht umhin, einem Baron V., der ihn am Spieltisch öffentlich aufforderte, ihm ein Bankbillet von 2000 Franken zu leihen, gefällig zu sein, um so mehr, als dieser laut hinzusetzte, er werde diese Summe morgen durch seinen Kammerdiener zurücksenden. Dieses Morgen kam, aber nicht das Geld, auch an den folgenden Tagen blieb es aus. Briefliche Aufforderungen wurden nicht beantwortet, persönliche Besuche mit der Phrase: „nicht zu Hause!" abgewiesen. Nun traf der junge Banquier mit seinem Schuldner im Theater zusammen; sie waren Logen-Nachbarn. Der Baron, seinen Gläubiger erkennend, entfernt sich sogleich. Jener folgt ihm auf dem Fuße und erblickt denselben, wie er eben ein Fünffrankenstück auf den Cassentisch legt, um einen andern Platz zu erstehen. Der Banquier legt die Hand auf das Geld und ruft laut: „Erlauben Sie, das ist mein! 5 von 2000 bleiben 1995." Alles geräth in Bewegung, der junge Mann nimmt keinen Anstand, den Vorfall zu erzählen, und der Baron muß sich zurückziehen. Eine Ausforderung ist die Folge davon. Der Banquierssohn kommt, aber allein, und ruft den Secundanten seines Gegners, die ihm die Pistolen anbieten, zu: „Die Partie ist ungleich, meine Herren! Falle ich, so habe ich mein

Geld verloren und mich selbst; fällt mein Gegner, so schwindet alle Hoffnung, jemals bezahlt zu werden; Sie sehen also, daß ich nothwendig erst bezahlt werden muß, damit die Partie gleich stehe." — Vergebens sind alle Unterhandlungen, die einen immer heiterern Charakter annehmen, und einer der Secundanten versteht sich endlich dazu, dem jungen Manne den Betrag der Schuld einzuhändigen. — Ruhig steckt dieser sein Geld ein, giebt ein Fünffrankenstück heraus und stellt sich auf die Mensur. Aber nun tritt der neue Gläubiger hervor und ruft lachend: „Halt, meine Herren! jetzt walten für mich dieselben Inconvenienzen vor, wie vorhin für Sie! Ich kann daher in dieses Duell nicht willigen, bis ich nicht von dem Herrn Baron bezahlt worden bin." — Der Ernst, den die beiden Parteien bis jetzt mühsam zu zeigen gesucht hatten, verschwand, man versöhnte sich unter lautem Gelächter und ließ statt der Pistolen — die Champagnerpfropfen knallen. (Unterh.=B.)

Bajazzo.

Die Frau eines gewissen Dupont in Paris war von den Assisen zu siebenjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil sie versucht hatte, ihrem Manne mit einem Rasirmesser den Hals abzuschneiden. Nachdem der Prozeß beendet war, verlangte Dupont, der unterdeß von seinen Wunden hergestellt worden, die Auslieferung des Rasirmessers, welches bei dem Prozß als corpus delicti figurirt hatte. Als man ihn fragte, ob er es denn wagen würde, sich mit diesem Messer wieder zu rasiren, antwortete er lächelnd: „Gewiß! — Sie sollten nur wissen, wie gut es schneidet!"

Vor einem Kamin, in welchem spärliches Feuer brannte, las ein Dichter seinem Freunde ein Trauerspiel vor. Dem Freunde klapperten die Zähne. — „Dich friert, wie es scheint?" fragte der Dichter. — „Ja, mein Lieber: Feuer in Deine Verse, oder Deine Verse in's Feuer, so wird mir wärmer um's Herz!"

Zwei Philosophen wurden befragt, woher jetzt die vielen Krankheiten in der Welt entständen. „Man zähle die vielen Müßiggänger!" erwiderte der Eine. — „Man zähle die vielen Köche!" erwiderte der Andere.

Ein Hagestolz, der Sonderling im höchsten Grade war und namentlich in seinen moralischen Grundsätzen eine übertriebene Strenge offenbarte, entschloß sich endlich, sich zu verehlichen. Schon näherte sich der Tag, an welchem das kirchliche Aufgebot beginnen sollte, als er eines Vormittags aus der Ferne seine Braut in Gesellschaft einer Freundin sich seiner Wohnung nähern sah. Sogleich verschloß er die Hausthür, und die Ankommenden mußten wieder umkehren; des andern Tags aber schrieb er dem Bruder seiner Braut, daß es unschicklich und kein Zeichen jungfräulicher Sittsamkeit sei, wenn die Braut den Bräutigam besuchen wolle und er erkläre hiermit die Verbindung für aufgehoben.

Der dramatische Schriftsteller Herr Boulé sprach ungefähr, wie Demosthenes sprach, bevor er sich das Stammeln abgewöhnt hatte. Eines Tages präsentirt er sich, mit einem Manuscript in der Hand, bei Herrn Roqueplan, Director des Théatre des Variétés, und bittet um die Gunst, es vorlesen zu dürfen.

„Wie viel Acte?" fragte Herr Roqueplan.

„Ein einziger."

„So lesen Sie, aber schnell! ich habe nur dreißig Minuten Zeit." —

Herr Boulé setzt an, stottert, kommt nicht vom Fleck. Die Zeit verrinnt, er fängt an zu haspeln und würgt die Sätze, daß ihm der Schweiß von der Stirne läuft. Der unbarmherzige Zeiger an der Uhr markirt zehn Minuten, und Herr Boulé ist kaum mit der ersten Scene zu Ende. Er macht eine übermenschliche Anstrengung und will galoppiren, stolpert aber drei Mal bei jeder Silbe. Der Zeiger avancirt, zwanzig Minuten sind bereits verstottert. In Todesangst springt Herr Boulé über einige Couplets, endlich über ganze Scenen hinweg und gelangt athemlos, mit einem Fieberpuls und in Schweiß gebadet bei der letzten Entwickelung an.

„Nicht übel," sagt Herr Roqueplan mit dem ernstesten Gesichte von der Welt, „ein Stück, in welchem alle Personen stammeln, ist etwas Neues; aber die Liebhaberin hätten Sie doch nicht stammeln lassen sollen."

„Bi-bi-bitte um E-E-Entschuldigung," erwidert der bestürzte Autor, „es sta-sta-stammelt ja Ni-Nie-Niemand."

„Was?" fährt Herr Roqueplan auf, „es stammelt Niemand? Dann hol' der Teufel das ganze Stück! Das war das einzige Interessante darin!"

Der englische Lord F. hatte längst gewünscht, den Dichter Johnson kennen zu lernen und ließ ihn deshalb eines Tages zur Tafel laden. Johnson erschien, wurde aber wegen seiner nachlässigen Kleidung vom Pförtner abgewiesen. Während des darüber entstandenen Wortwechsels kam der Lord selbst dazu, und als er die Ursache desselben erfahren hatte, sah er den Dichter befremdet an und sagte: Es ist nicht möglich, daß Sie Johnson sind; Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht „Mä!" zu einem Schafe sagen. — „Mä!" — antwortete Johnson und sah dabei den Lord unverwandten Blickes an.

Sei doch zufrieden mit dem was Du hast. Einen reichen, aber geizigen Mann ärgerte nichts so sehr, als wenn einer seiner Bekannten erbte und er rief einst bei einem solchen Vorfalle im höchsten Zorne: „Ich glaube, wenn alle Teufel in der Hölle stürben, ich würde von ihnen nicht einmal ein Paar Hörner erben." Seine junge, schöne Frau suchte ihn zu beruhigen und sagte: „Mein Gott, lieber Mann, sei doch mit dem zufrieden, was Du bereits hast."

Stirb Ungeheuer! Herrn X., einem großen Verehrer Mozarts, gedachte seine Gattin eine Geburts-Ueberraschung zu. Sie kleidete ihre drei Töchter in das Costüm der drei Damen aus der „Zauberflöte" und trat am Geburtstagsmorgen mit ihnen an dessen Bett. Bei seinem Erwachen begrüßten sie ihn mit dem Mozart'schen Terzett aus der Zauberflöte „Stirb Ungeheuer" während die Gattin den Gemahl küßte und sagte: „Nimm diesen unsern herzlichsten Wunsch liebevoll auf!"

Curirt oder umgebracht? Ein armer Abschreiber rief den Doctor X. an das Krankenbett seiner Frau, als aber der Arzt ankam und, sich in der Wohnung der Patientin umschauend, wahrzunehmen glaubte, daß sich hier keine Zahlung für ihn finden werde, weigerte er sich, die Cur zu übernehmen. Der Schreiber beruhigte ihn jedoch mit der Versicherung: Ich besitze hier noch 10 Thlr., diese erhalten Sie, mögen Sie meine Frau curiren oder umbringen." Der Arzt schrieb Recepte und die Frau starb nach einiger Zeit, worauf er sich dann die versprochenen 10 Thlr. ausbat. „Hm! sagte der Schreiber, haben Sie denn meine Frau curirt?" — „Das nicht," aber — „Also haben Sie sie wohl umgebracht?" — „Gott bewahre!" — „Nun so haben Sie auch Nichts von mir zu fordern." —

Humane Anwendung eines Sprichwortes. Ein armer Teufel, dessen Taubheit notorisch war, wurde als Rekrut ausgehoben. Der Exerziermeister, dem er natürlich viel vergebliche Mühe machte, weil er das Commando nicht hörte, schlug fleißig zu und sagte dabei allemal: „Ja, wer nicht hört, muß fühlen!"

Ein Landmann im Departement Gironde erschien vor Kurzem mit einer jungen, schönen Wittwe vor dem Traualtar. Der Geistliche sah den Bräutigam an und sagte zu ihm: Mein lieber Mann, ich denke, Ihr habt eine Frau! — „Ich eine Frau — denken Sie?" — Ganz gewiß habt Ihr eine, erwiderte der Geistliche. — „Ich habe ein sehr schlechtes Gedächtniß, ehrwürdiger Herr, und ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben." — Mit diesen Worten entfernte sich der Mann eilig, und ließ die erstaunte Braut stehen.

Aufrichtigkeit. Als Emmerich Joseph von Breidbach den mainzischen Churstuhl bestiegen hatte, benutzte ein Bekannter des Bruders desselben, Geheimerath von Peetz, diese Erhebung, um für seinen Sohn ein erledigtes Amt zu erhalten. Er trug in einer Privataudienz dem Churfürsten den Wunsch vor und empfing auf der Stelle die genehmigende Zusage. Unter tausend Reverenzen steuerte der beglückte Vater der Doppelthür zu, und hatte beinah die Schwelle erreicht, als ihn der Churfürst zurückrief. „Es wird doch nicht gehen, begann dieser; ich höre so viel von einem Peetz, der der allergrößte Dummkopf sein soll; ist Er das oder sein Sohn?" „Ew. churf. Gnaden wollen erlauben, das bin ich;" erwiderte der Vater. — „Schön, nun da soll der Bursche das Amt haben."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 24. Nordhausen, Juni. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der helfende Oheim.

„Was blickst Du immer doch so trüb, so sauer,
Und bist in tiefer, rückgehalt'ner Trauer
Seit Jahresfrist und drüber nur zu treffen?"
So sprach zu seinem kummervollen Neffen
Der reiche Kaufmann Kunibaldus Steffen.
„Ach, theurer Oheim! wie könnt Ihr noch fragen?
Laß ich doch meine Wünsche, meine Klagen
Vergebens stets zu Euren Ohren schicken,
Ihr kennt die Qualen, die mich drücken,
Und von den vielen, ach! so vielen Sorgen
Durch Euch ward nie vor einer ich geborgen."
„Ei!" rief der Ohm, „so laß die Sorgen hören,
Und kann ich auch nicht alle von dir kehren,
Von vielen jedoch, das will ich dir schwören,
Werd' ich Dich retten. Nun frisch, nun laß mich sehen,
Worin die vielen Sorgen denn bestehen.
Nur rund heraus, wir wollen sie gleich schätzen,
Und schriftlich sie auf diese Tafel setzen."
Der Neffe behend holt ein gut Stück Kreide,
Der Onkel schreibt und er diktirt voll Freude:
„Der Sorgen erste, ach! sind meine Schulden,
Eintausend Gulden" — „Eintausend Gulden,"
„Dann kömmt die Sorge auch für Kost, Quartier,
Beträgt vierhundert Gulden." — „Hundert Vier."
„Auch Kleider, Wäsche und so fort sind Sorgen,
Mit hundert Gulden doch wär' ich geborgen."
„Einhundert." — „Auf Federn, Dint' und Buch
Hätt' ich des Jahrs mit Funfzig schon genug."
„Gut, Funfzig." — „Für den Musikmeister, Maler,
Benöthigte ich jährlich hundert Thaler."
„Hm, hundert Thaler." — „Eine Kur zu brauchen,
„Räth mir der Arzt, ich darf nicht trinken, rauchen,
Mit Schlagfluß droht mein vieles heißes Blut,
Da wären wohl dreihundert Gulden gut."
„Ja wohl Dreihundert." — „Nun zur letzten Sache:

Die Zeit ist da, daß ich Examen mache,
Das kostet viel, die Taxe, Schrift, Pedell,
Wenn ich genau zusammen Alles stell'.
So gehn achthundert Gulden auf den Plunder."
„Achthundert Gulden! nun, das ist kein Wunder,"
„Bist du nun fertig?" — „Ja." — So laß probiren,
Die Summen da zusammen zu addiren."
Der Neffe, der im höchsten Grad entzückt,
Das Geld in seinen Taschen schon erblickt,
Hilft nun dem Oheim, ungewöhnlich heiter,
Im Rechnen: „Eins und achte" und so weiter,
Das Facit giebt nun endlich blank und baar
Zweitausend und Neunhundert Gulden dar.
„Nun, mit zweitausend und neunhundert Gulden
Bist, Neffe, Du gedeckt, sammt Deinen Schulden;
Die vielen Sorgen bist Du nun doch los,
Denn jetzt bleibt Dir doch nur die eine bloß
Von allen Deinen vielen, vielen Sorgen:
Wo fast dreitausend Gulden borgen?"

(Die Humor.)

Die lustigen Wirthe.

An einem schönen Frühlingsmorgen wanderte der Graf von Rochester auf der Straße nach Newmarket. Vor ihm fuhr sein Reisewagen und hinter ihm kam ein Wagen mit seinem Gepäcke. Er hatte seine Lust daran, zu Fuße zu gehen, und die Reisenden zu necken, die ihm begegneten.

Der Graf war lange Zeit der Liebling König Karls des Zweiten gewesen, und hatte sich den Höflingen durch seinen Witz, ihren Frauen und Töchtern aber durch seine Ruchlosigkeit furchtbar gemacht. Seit Kurzem war er jedoch in Ungnade gefallen, und hatte die Hauptstadt verlassen müssen.

Er ging lustig die Straße fort, und hielt bald das Pferd des Landpredigers an, und warnte den Furchtsamen vor nahen Räubern; bald begrüßte er mit tiefen Bücklingen den Esel, auf welchem ein von Bier und Rostbeef angeschwellter Pächter ritt; bald machte er den Klepper eines hübschen Landmädchens scheu, daß er ausschlug, und die ihm anvertraute Last absetzte.

Ein Reiter sprengte hinter dem Grafen her und holte ihn bald ein. Es war der Herzog von Buckingham.

„Wir treffen uns hier?" fragte er den Grafen.

„Ich bin verbannt."

„Ich auch."

„Ich habe eine Satyre auf den König gemacht."

„Und ich habe einen Liebesbrief an die Dame seines Herzens geschrieben." —

Die beiden Freunde beschlossen nun, beisammen zu bleiben, bis sich der Zorn ihres Herrn gelegt haben würde.

Nach wenigen Stunden erreichten sie ein Wirthshaus, das an der Straße lag. Die Thüren waren verschlossen, aber ein Zettel über dem

Eingange sagte, daß das Haus zu vermiethen sei, und man die Bedingungen in der nahen Stadt Newmarket bei dem und dem erfahren könne.

„Mir kommt ein herrlicher Einfall," sagte der Graf. „Wir wollen das Wirthshaus miethen, und die Reisenden und alle Bauern der Gegend zum Besten haben."

„Aber, bedenke doch, entgegnete der Herzog, in einigen Monaten ist hier das Pferderennen; da kommt der König, und wahrscheinlich pflegt er in diesem Wirthshause einzukehren."

„Thut nichts Wir wollen ihn schon bedienen."

Der Herzog, der zu lustigen Schwänken nicht minder aufgelegt war, als der Graf, ließ sich's gefallen; das Wirthshaus wurde gepachtet, und Beide wollten, Einer um den Andern, Jeder eine Woche lang den Wirth machen. Der Graf hatte einen guten Koch bei sich, und das Wirthshaus bei Newmarket erhielt bald einen ausgebreiteten Ruf. Der Tisch war trefflich, eben so der Wein, und die Zeche fand ein Jeder äußerst billig. Die Pächter und die wohlhabenden Eigenthümer aus der ganzen Gegend strömten mit ihren Familien dahin, und alle Zungen verkündeten das Lob der beiden Wirthe. Wie aber kein Licht ohne Schatten, und kein Lob ohne Tadel ist, so schüttelten auch hier und da einige ehrliche Landleute den Kopf, und meinten in ihrer Einfalt, daß die Gefälligkeit gegen ihre Weiber und Töchter von den Herren fast zu weit getrieben werde.

Eines Abends kam ein junger Mensch in das Wirthshaus, gut gekleidet, und von einer Gestalt, in die sich ein hübsches Mädchen wohl verlieben konnte; aber er hatte etwas Verstörtes in seinem sonst recht ehrlichen Gesichte. Er setzte sich in eine Ecke, forderte eine Flasche Porter, stürzte ein paar Gläser hinunter, und sah bald stier zur Erde, bald sprang er auf und schaute aus dem Fenster, als ob er Jemand erwartete. Der Graf hatte eben die Dienstwoche, und versah die Wirthsstelle. Er wollte sich mit dem jungen Manne in ein Gespräch einlassen, doch dieser antwortete blos mit Ja und Nein. Hm, dachte der Graf bei sich, das ist ein Verliebter; wir wollen doch sehen, ob er noch heilbar ist.

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Hause, darin saß ein Pächter aus der Grafschaft Esser, der aussah, als ob er alle seine magern Nachbarn bereits aufgezehrt hätte; ihm gegenüber — denn an seiner Seite wäre für seinen Schatten nicht einmal Raum gewesen — thronte seine Hälfte, der man es wohl ansehen konnte, daß sie mit ihrem Eheherrn aus einer Schüssel aß, und neben ihr dehnte sich gemächlich die zwanzigjährige Frucht ihrer Ehe, ein derber Junge, von dessen Faustkraft das ganze Kirchspiel zu erzählen wußte.

Beim Anblick dieser Gesellschaft gerieth der junge Mensch in eine heftige Bewegung; er biß sich in die Lippen, und eilte zur Thür hinaus.

Der Graf ging ihm nach, weniger aus Mitleid, als aus Neugierde, und fand ihn im Garten an einen Baum gelehnt.

„Junger Mann," redete er ihn an, „Sie scheinen unglücklich; vertrauen Sie sich mir. Vielleicht kann ich Hilfe oder wenigstens Rath schaffen."

Der junge Mann wollte von nichts hören; endlich ergriff er die Hand des Grafen, mit den Worten: „Nun so vernehmen Sie meine Geschichte, und dann mögen Sie urtheilen, ob für mich noch Rath oder Hülfe sein

könne. — Ich heiße Webster, und bin ein Architekt, habe was Ordentliches gelernt, aber auch mein nicht eben großes Vermögen dabei zugesetzt. Von ungefähr machte ich Bekanntschaft mit der Tochter des Predigers Parker —"

„Das ist ja der Prediger unsers Kirchspiels," unterbrach ihn der Graf lachend.

„Eben der; aber seine Tochter ist nicht sein Ebenbild. Ihre Schönheit ist ihr kleinster Vorzug; sie besitzt Geist, Anmuth und Sinn für Häuslichkeit. Aber ach, sie ist reich und ihr Vater der größte Geizhals in Alt-England. Er hat seine Tochter an den Sohn des reichen Pächters Ladle verhandelt. — Die edle Familie ist so eben in Ihrem Gasthofe abgetreten. Sie haben sie gesehen. Morgen ist die Trauung. Wollen Sie nun noch rathen und helfen?"

„Ich gebe nichts verloren," erwiderte der Graf, „so lange das Pärchen noch nicht in der Brautkammer ist. Sagen Sie nur, hat das Mädchen Muth?"

„Es fehlt meiner Jenny nicht an Muth. Aber was soll uns das?"

„Ich habe einen köstlichen Einfall. Morgen ist Jenny Ihre Gattin."

Webster schüttelte ungläubig den Kopf.

„Nun, meinetwegen diesen Abend noch," sagte der Graf etwas ärgerlich. „Der Pächter Ladle hat gestern schon durch einen Boten ein Abendessen auf heute und ein stattliches Hochzeitmahl auf morgen bestellen lassen. Er mochte wohl aus der Ferne wittern, wie's mit der Küche im Pfarrhause beschaffen sei. Ohne Zweifel wird Miß Jenny heute nicht von der Tischgesellschaft sein, und Sie haben Gelegenheit sich zu ihr zu schleichen, um sie auf ihre Rolle vorzubereiten. Kommt sie aber mit ihrem Vater hieher, je nun, so soll uns das auch nicht verlegen machen. Glauben Sie mir, fuhr der Graf fort, „ich kenne die Menschen nicht erst von gestern. Auch dem Pfiffigsten ist beizukommen, sobald man nur herausgebracht hat, worin sein Antheil an der Erbsünde besteht. Dieser Herr Parker, den ich ganz genau kenne, würde sich für eine Banknote von zehn Pfund mit einem Eide anheischig machen, den Teufel selbst zu betrügen, und um zehn Pfund weiter nähm' er die Liebschaften von ganz London auf sein Gewissen."

Er theilte hierauf dem Architekten seinen Plan mit, dessen Gelingen dieser mehr wünschte als hoffte.

Abends, mit der Dämmerung, fand sich die Pächtersfamilie sammt dem Prediger im Gasthofe ein, wo bereits zehn Schüsseln mit den leckersten Gerichten und eben so viele Flaschen des köstlichsten Weins einen solchen Duft verbreiteten, daß ein Matrose, der in einer Ecke saß, und eben von einem Rausche erwachte, auf den Wahn kam, er befinde sich in der Nähe der Gewürz-Inseln. Miß Jenny war zu Hause geblieben. Sie hatte, wie sie sagte, auf den morgenden Buß- und Thränentag noch so Mancherlei zu bestellen, und — was sie freilich nicht sagte — ihre Freude an dem Bräutigam und den lieben Schwiegereltern war so klein, daß sie auf die zehn Schüsseln und die zehn Flaschen verzichtete, sich in ihrem Kämmerlein verschloß, und an Jemand dachte, der ihr lieber war, als alle Wohlgerüche der Welt.

(Schluß folgt.)



Mops liest Froschen die Geschichte von Sir Mackintosh vor. Frosch will die Sache nicht glauben und spricht zu Mopsen: „Mach mer nischt weiß! — so dumm sind de Leipziger nich!

Die beiden Helden.

Eine drollige Geschichte ereignete sich vor Kurzem zu Neapel. Der erste Violinist des Theaters Fenice kehrte nach Beendigung des Schauspiels in sehr finsterer Nacht nach Hause zurück. Der arme Mann hatte von Geburt kein Löwenherz, und um sein Unglück zu vollenden, hatte man sich in den Zwischenacten damit unterhalten, ihm aller Art schreckliche Begebenheiten zu erzählen, die sich in vorhergegangenen Nächten ereignet haben sollten. Er beschleunigte also seinen Schritt, trillerte Gott weiß in welchem Ton die Arien der Gazza Ladra, und maß die Vorübergehenden mit scheuem Auge.

Gerade bei dem Umbeugen in eine Straße streift unser armer Violinist an einen jungen Mann, dessen Miene ihm höchst verdächtig scheint, und zugleich glaubt er an seiner linken Seite zwischen seiner Weste und dem Rock eine leichte Reibung zu verspüren. Er fährt mit der Hand an die Westentasche; kein Zweifel mehr! die Uhr befindet sich nicht mehr dort.

„Meine Uhr!" schrie der Violinist in einer Gemüthsbewegung, die er nicht zu beherrschen vermochte; aber kaum hatte er diese unvorsichtige Ausrufung durch die Zähne hervorgestoßen, als er sich gern unter den Erdboden verkrochen hätte, so groß war der Schrecken, den ihm der Unbekannte einjagte.

„Hier ist sie," sprach der Andere, und indem er den verlangten Gegenstand in seine Hände gleiten ließ, lief er, was er konnte, davon. Unser Violinist zeigte sich nicht weniger behende; er drückte sich mit einem Faustschlag den Hut tief in den Kopf, und rannte auf der Straße fort, ohne sich umzusehen. Zu Hause angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als das Abenteuer seiner Frau zu erzählen. Er stattete ihr einen staunenswerthen Bericht ab. Drei Männer hatten sich mit fürchterlicher Wuth auf ihn geworfen; vielleicht waren es vier, aber in seiner Verwirrung hatte er nicht genau gezählt. Man hatte ihm Messer an die Kehle gesetzt; man wollte ihn plündern, in Stücke zerreißen; aber Dank seiner angeborenen Bravour, er hatte sich wie ein Tiger vertheidigt, und die Räuber waren gezwungen, ihm seine Uhr wiederzugeben.

„Wie, Deine Uhr? Einfältiger," — sagte seine Frau, indem sie ihm in die Augen sah, um zu beobachten, ob er etwa verrückt worden sei; „hier ist ja Deine Uhr; Du hast sie auf Deinem Kopfkissen liegen lassen."

„O Gott," rief der Violinist niedergeschlagen, „so bin ich es also, der jenen braven Mann bestohlen hat!"

Und ohne Verzug zündete er eine Laterne an, bat zwei Nachbarn, ihn zu begleiten, und eilte zu dem Polizeicommissär, um das unglückliche Kleinod zu deponiren, das sich auf so seltsame Art in seinem Besitze befand.

Seinerseits war auch der Eigenthümer der Uhr auf dem Bureau; er war unserm Violinist vorangeeilt, und stand eben im Begriffe, seine Anzeige zu machen.

Bei den ersten Worten, die der Künstler sprach, rief der Unbekannte: „Wie, sind Sie es, der mich bestohlen hat?"

„Ei für wen halten Sie mich?" fragte beleidigt der Violinist.

„Für Einen, der mir meine Uhr genommen hat!"

„Warum haben Sie mir sie gegeben?"

„Warum verlangten Sie sie von mir?"

„Genug, genug!" sprach der Commissär; „Sie können sich die Hände reichen; Sie sind gleich tapfer, der Eine wie der Andere."

Mit diesen Worten entließ er sie Beide lachend.

(Die Sternw.)

Bajazzo.

Die Schnupftabaksdose als Schmuggler. Was in Paris die Unterschleife betrifft, welche bei der Controle der Einnahme für die milden Stiftungen und für die Dichter u. s. w. vorfallen, so hatte im Jahre 1839 die Verwaltung der ersteren bereits 130 verschiedene Arten des Unterschleifs entdeckt; im April 1851 ergaben sich bei Verabfolgung der Contremarken schon 168 mehr oder minder schlaue Unterschlagungsarten, worunter auch folgende. Einer der Controlbeamten eines bedeutenden Theaters in Paris war mit der Dame, welche die Contremarken ausgab, sehr eng befreundet. Diese Dame war eine sehr leidenschaftliche Tabaksschnupferin, führte aber keine Dose. Der Controleur hatte dagegen eine von den gewaltigen Tabaksdosen, die man in der Sprache der Tabaksregie eine „Niederlage" nennt. Da die Dame die ganze Zeit der Darstellung über unverrückt auf ihrem Posten bleiben mußte, so schickte der galante Controleur, um seine Freundin nicht zu große Entbehrung erdulden zu lassen, ihr alle Viertelstunden durch einen Theaterdiener seine Dose, die ihr durch das Gitter gereicht wurde, so daß sie nach Belieben schnupfen konnte, und dann die Dose zurückgab. Dies öftere Hin- und Hertragen der colossalen Dose hatte indeß die Aufmerksamkeit des Hospitalbeamten (der die Stiftungseinnahme controlirte) erregt. Das geheimnißvolle Kleinod wurde angehalten, und man fand es voll von — Contremarken.

Der patriotische Souffleur. Als Hamburg unter Davoust stark mitgenommen wurde, war der Jubel nach der Vertreibung der Fran-

zosen groß. Doch trieb den Haß gegen dieselben wohl Niemand so weit, als der Souffleur des dortigen Theaters, der bei der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" nur den Engländern soufflirte und die Franzosen, den König an der Spitze, massenhaft stecken ließ, und zwar so, daß der Vorhang fallen mußte, weil der patriotische Souffleur nicht zu bewegen war, seine Kunst den Franzosen zu Theil werden zu lassen.

Ein Lebemann ließ sich von seinem Bedienten in der Nacht schwer berauscht nach Hause führen. In einer engen Straße stießen sie an Etwas, der Diener stand still. Der Herr fragte nach der Ursache und Jener erwiderte: „Gnädiger Herr, es liegt ein Betrunkener im Wege." — „So lehne mich an die Wand," lallte der Herr, „und hebe das Schwein auf." —

Als ein Professor eben den Katheder besteigen sollte, um eine Rede über die Vorzüge der Akademie zu halten, hatten einige Studenten an den Rand des Katheders verkehrte Stecknadeln gesteckt. Pathetisch begann er: „Wie vielen Dank sind wir dem würdigen Vorsteher unserer Anstalt schuldig, und die Herren Mitglieder des Ausschusses" — hier ließ er die Hand fallen, und schrie voll Schmerz auf: „das sind doch Spitzbuben!' Die ganze Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus, während er wuthentbrannt die Rednerbühne verließ.

Die Ortsbehörde einer kleinen Stadt hatte eine heimliche Spiel-Anstalt ausgemittelt, und ließ den Unternehmer verhaften. Der Richter war neugierig, das Spiel zu kennen, ließ den Delinquenten kommen und befragte ihn über das Nähere; er sollte ihm das Spiel nennen. „Das kann ich nicht" — sagte der Beschuldigte — „aber geben Sie Karten, dann will ich es Ihnen vorspielen." Der Richter holte Karten, und Jeder setzte, um es recht anschaulich zu machen, ein Paar Goldstücke. Nicht lange, so hatte der Richter 25 Louisd'ors verspielt. Jetzt erklärte er, es begriffen zu haben und forderte sein Geld zurück. „Mit nichten," sagte der Spieler, „davon steht nirgend etwas geschrieben! Ich erwarte mein Urtheil, aber dies ist Privatsache!" — Der Prozeß ward eingeleitet, und der Spiel-Unternehmer wurde für sein verbotenes Spielhalten drei Monat eingesperrt; aber des Richters Gold — blieb verspielt; er hatte die Prozeßkosten bezahlt!

In B — besteht eine auf Aktien errichtete Wasch-Anstalt, in der, außer dem Reinigen der Wäsche, auch die feineren Arbeiten, z. B. das Brennen, Kniffen und Tollen der Halskrausen, Jabots u. s. w. besorgt wird. Das Gebäude führt die Inschrift: „Wasch-, Brenn-, Kniff-, Roll- und Toll-Haus!"

In einer Taverne zu London waren mehrere Schiffscapitains beisammen und überboten sich, nach Seemannsart, im Lobe über die Schnelligkeit ihrer Schiffe. „Pah!" rief endlich ein amerikanischer Capitain, der bisher den Engländern ruhig zugehört hatte, „was sind Eure englischen Schiffe? Schnecken und weiter nichts. Seht einmal mein Schiff, das ist ein Schnellsegler, wie es keinen zweiten giebt. Geht das mit vollen Segeln, so holt selbst der stärkste Wind es nicht ein."

Favier, ein bekannter französischer Staatsmann, unterredete sich einst mit dem Baron von **, der damals Gesandter in Rußland war. Im Gespräche sagte dieser: Wenn man in meinem Amte 40 Jahr alt wird und noch nicht zu seinem Ziele gelangt ist, so kann man die Pistole nehmen und sich erschießen. Einige Tage darauf speiseten Beide mit mehreren Gesandten bei dem Grafen von Woronzow. An der Tafel war die Rede vom Alter. Jeder Gesandte sagte sein Alter. Als die Reihe an den Baron von ** kam, sagte er, er sei 40 Jahre weniger 3 Monate alt. — So ist es Zeit anzuschlagen, sagte Favier leise zu ihm.

Ein Bauer kam mit seinem kleinen Sohne vor die herrschaftliche Kanzlei, auf deren Thüre ziemlich unleserlich geschrieben stand: „Alle Freitag ist hier Amtstag." Er gebot seinem Söhnlein, die Inschrift zu lesen, und dieser stotterte heraus: „Alle Freitag ist hier Samstag." — „Schau, schau," sagte der Bauer kopfschüttelnd, „schon wieder eine neue Einrichtung."

Für Liebhaber. Neulich las man auf dem Schilde einer Gauklertruppe in Bordeaux folgende Aufforderung: „Der hier eingesperrte Menschenfresser, Mr. Michel, frißt jeden Menschen binnen einer Stunde auf, wovon man sich persönlich überzeugen kann."

In einer Gesellschaft fragte, als bei Tische viel angestoßen wurde, ein Gast seinen Nachbar: „Warum stößt man denn eigentlich mit dem Weine an?" — „Das will ich Ihnen sagen," antwortete der Gefragte: „im Weine liegt Wahrheit, und mit der Wahrheit stößt man an!"

Lapidarstyl in „des Wortes verwegenster Bedeutung." Auf dem Kirchhofe eines Dorfes an der Chaussée zwischen München und Regensburg fand ein Reisender folgende Grabschrift auf einem Leichensteine:

Unter diesem Stein
liegt begraben
weiland Eva Maria Steinerin, Lorenz
Steiner's
bürgerl. Steinmetzenmeisters eheliche
Hausfrau,
gebürtig von Steinach
hat den 16. Mai 1741 früh 4 Uhr
dieses Stein- und Jammerthal verlassen,
und ihre Seele in Stein, woraus sie
genommen ist, verwandelt.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von Fr. Thiele in Nordhausen.

Nr. 25. Nordhausen, Juni. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr

Die Verwandlungen.

Von M. G. Saphir.

Höret Leutchen die Geschichte
Von dem ersten Mägdelein,
Das, — nach sicherem Berichte, —
Amor'n ließ in's Herz hinein. —
Aber deutet nicht, ihr Bösen,
Diese, jene sei's gewesen.

Erst verkleidet zum Soldaten,
Klopft er an ihr Herzchen an;
Doch da war er schlecht berathen,
Wär' er auch ein Tamerlan!
Höhnisch wird ihr Mündchen größer:
„Weg mit dir, du Eisenfresser!“ —

Kommt sodann im reichbeblümten,
Wohl frisirten Prunkornat,
Kündet sich als weltberühmten,
Hochgelehrten Advokat.
Der wird hoch von ihr gemessen.
„Fi! — der riechet nach Prozessen!“ —

Nun als Kaufmann, schlicht gesittet,
In dem simpeln Oberkleid,
Naht er schüchtern sich und bittet
Um ihr Herz für Ewigkeit.
Und sie schmälet: „Ha du Kühner!
„Seht mir da, den Ladendiener!„ —

Als ein Landmann kommt er später,
Der das Haus und Feld versteht,
Wirbt nach Art der biedern Väter
Keck um ihre Majestät,
Die zu spötteln nun belieben:
„Was weiß ich von Kraut und Rüben!“

Auch als Dichter nun verkleidet, —
(Heißt entkleidet wohl vielmehr,) —
Sagt er was er fühlt und leidet
Ihr gereimt in Versen her.
Dem verweis't sie gar das Zimmer:
„Reimt sich wohl, doch schickt sich nimmer!"

Kommt zuletzt mit Seid' und Bändern,
Als ein Modehändler her,
Reich an Stoffen und Gewändern,
Und an Shawls und Spitzen schwer.
Schnell spricht sie mit Hochentzücken:
„Laß an's Herz dich, Holder, drücken!"

So nun schlich der Mann der Mode,
Amor, in des Mädchens Brust;
Die vererbte nach dem Tode
Allen Schönen nun die Lust,
Daß sie nach der Mode, — leider! —
Männer wechseln wie die Kleider.

Die lustigen Wirthe.

(Schluß.)

Sie saß nicht lange, da ließ sich der Schlag einer Nachtigall hören. Zum erstenmal fuhr Jenny zusammen bei diesem Ton, der ihr sonst so lieblich geklungen; doch faßte sie sich, schlich die Treppe hinab und auf die Wiese hinter dem Pfarrhause, wo Webster ihrer wartete. Am ungastlichen Dache des ehrwürdigen Parkers baute nie eine Schwalbe, und in der Nähe sang nie eine Nachtigall, aber die Liebenden hatten gleich bei ihrer ersten Bekanntschaft dieses Zeichen unter sich verabredet. Webster ging dem Mädchen seines Herzens mit offenen Armen entgegen — sie wollte die ihrigen auch erheben, ließ sie aber gleich wieder sinken, und verhüllte ihr Gesicht. Er sprach ihr Trost zu, und sagte mit einer Zuversicht, die erst in diesem Augenblicke in seine Seele kam: „Heute noch bist Du meine Gattin, und Dein Vater selbst fügt unsere Hände ineinander!"

Das Mädchen sah ihn an, als fürchte sie, sein Kopf habe gelitten. Webster theilte ihr den Plan des Wirthes mit. Jenny hatte gar Vieles dagegen einzuwenden; aber der Jüngling sprach gut, und hatte an Jenny selbst einen so mächtigen Fürsprecher, daß sie sich endlich dem Wunsche ihres Geliebten fügte. Sie ging auf ihre Stube, zog ein weißes Hauskleid von Linnen an, welches sie lange nicht mehr getragen, nahm einen Schleier, und folgte dem Geliebten in den Gasthof.

Dort war schon Alles ins Leben gerathen. Der Graf hatte dem an Ueberfülle nicht gewohnten Prediger eine Flasche Madeira so geschickt in den Weg gesetzt, daß dieser ihren Lockungen unmöglich entgehen konnte. Seine Lebensgeister befanden sich in einer bis zu diesem Abende nie verspürten Bewegung, und das Schloß seiner Lippen wurde wunderbar gelöst, was sonst selten zu geschehen pflegte, außer bei Amtsverrichtungen oder wenn ein Bettler sein Mitleid in Anspruch nehmen wollte.

Eine Bowle Punsch setzte dem Feste die Krone auf, zum großen Unglücke des heute überglücklichen Parker; denn in dem Maße, in welchem der Um-

lauf seines Blutes vermehrt wurde, stockte der Umlauf seiner Gedanken, und, wie man zu sagen pflegt, er wußte nicht mehr, ob er ein Junge oder ein Mädchen sei. In diesem Zustande, der den Träumen der Frommen und Verliebten ähnlich sein soll, wurde er vom Grafen vor die Thüre gerufen, und in ein Seitengemach geführt.

„Da erhalte ich eben," fing der Graf an, „einen Kurier aus London von dem ersten Kammerherrn Seiner Majestät des Königs. Die Depesche geht Sie, wohlehrwürdiger Herr, mit an."

„Mich!?" stammelte Parker und griff auf seinen Kopf, als erwarte er, daß in diesem Augenblick eine Bischofsmütze darauf herabfallen werde.

„Hören Sie nur:" fuhr der Graf fort, — „Zwei junge Verliebte, aus zwei der vornehmsten Häuser des Reichs, sind ihren Familien entflohen. Es liegt Alles daran, daß die jungen Leute schnell getraut werden. Wollen Sie sich dazu verstehen, Herr Pfarrer, so sehen Sie hier ihre Belohnung."

Mit diesen Worten zeigte er ihm eine Banknote, deren Anblick dem Herrn Parker das Band der Zunge wieder ein wenig löste. Er betrachtete das Papier eine Weile, und sein Antlitz ward heller und immer heller.

„Sagen Sie mir doch, Herr Wirth," fing er endlich an, „sagen Sie mir doch, wie viel Pfund sind es eigentlich, die hier stehen? Es flimmert mir etwas vor den Augen, und zudem, scheint mir, ist die Nacht etwas dunkel."

„Es ist eine Banknote von dreißig Pfund."

„Wohl, wohl! Jetzt lassen Sie uns ein Glas Punsch zusammen trinken, auf's Wohl der jungen Brautleute."

„Nachher," versetzte der Graf, „wenn Sie über das verliebte Pärchen Ihren Segen gesprochen haben. Kommen Sie, die armen Täubchen sitzen hier im nächsten Zimmer."

„Bedenken Sie doch, Herr Wirth, der Punsch wird kalt, und ich habe meinen Talar, den Kragen und die Agende nicht bei mir."

„Wozu das Alles? Die Trauung soll ja inkognito und in größter Eile geschehen. Noch diese Nacht muß das junge Paar den Weg nach London zurück antreten. Aber die Ehre beider Familien fordert, daß sie als Mann und Frau dahin kommen und nicht als eingebrachte Flüchtlinge. Ueberhaupt, Herr Pastor, müssen Sie geloben, gegen keinen Menschen dieses Vorgangs zu erwähnen. Alles muß das tiefste Geheimniß bleiben."

Herr Parker legte schmunzelnd den Finger auf den Mund und sagte: „Das soll' ich meinen, Herr Wirth! Dergleichen muß verschwiegener bleiben als die Beichte; denn die geistliche Gerechtigkeit könnte sonst ihre Hand nach meiner Banknote ausstrecken."

Er ließ sich jetzt von dem Grafen in das Zimmer führen, wo der Herzog von Buckingham mit dem jungen Pärchen sich befand. Die beiden Liebenden waren in großer Angst, denn sie fürchteten erkannt zu werden. Indessen hatten sie sich gut genug vermummt. Jenny trug einen dichten Schleier, welchen der Blick ihres Vaters unmöglich durchdringen konnte, und Webster eine rothe Perrücke und außerdem hatte er sich einen falschen Zwickelbart angeklebt, und seine Augenbraunen gefärbt. Dazu war das Zimmer so spärlich erleuchtet, daß alle Gegenstände in einem magischen Helldunkel lagen.

Der Prediger fragte Jenny nach ihren Namen. Das hatte sie nicht erwartet und sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Der Graf schlug sich

alsbald ins Mittel und raunte dem Prediger ins Ohr: „Ich habe Ihnen ja gesagt, daß die jungen Leute aus zwei der edelsten Häuser abstammen. Eben darum wollen sie ihre Namen verschweigen.

„Es ist bei Trauungen üblich, nach dem Namen zu fragen," entgegnete Herr Parker, aber diese da kommt mir fast vor, wie eine Nothtaufe, und darum will ich es kurz machen. Kinderchen wollt Ihr einander heirathen aus eigenem, freiem Antriebe?

Das Ja erfolgte von beiden Seiten. Es fehlte an einem Trauring; der Herzog zog einen schönen Diamant von seinem Finger und überreichte ihn dem Prediger, der jetzt die Hände der Liebenden ineinanderlegte, und dabei etwas von Liebe und Treue, von Rosen und Dornen stammelte. Plötzlich aber wandelte ihn ein mächtiges Gähnen an, womit er die Handlung schloß. Der Graf gab ihm die versprochene Banknote, und bat ihn, den Trauschein zu unterzeichnen, der schon auf einem Tische lag. „Es ist nur um die Eltern des Brautpaares zu beruhigen!" setzte er hinzu. Herr Parker machte keine Schwierigkeiten, seinen Namen darunter zu schreiben, so gut es mit der zitternden Hand gehen mochte, und der Herzog und der Graf unterzeichneten nach ihm als Zeugen. Er kehrte jetzt wieder zu seiner Gesellschaft und seufzte bei sich: „Ach wer doch jeden Tag so eine Trauung aus dem Stegreif zu verrichten hätte!" — Der Architekt aber führte seine Braut nach dem väterlichen Hause, überschwenglich glücklich, indem er so unerwartet in den Besitz eines Schatzes gekommen, welchen er bereits für verloren gehalten.

Auf Jenny's Seele lag indessen noch eine schwere Sorge. Es ängstigte sie der Gedanke, wie sich das entwirren werde, und mehr noch das Gefühl, ihren Vater hintergangen zu haben. Webster bemerkte ihre Unruhe, und fragte bekümmert: „Du fürchtest doch nichts Schlimmes, meine Jenny?"

„Wenigstens das Allerschlimmste nicht," antwortete sie. „Wir haben Beide gefehlt; ich mehr als Du; inzwischen ist es geschehen, und mein Schicksal bleibt unwiderruflich an das Deine gekettet. Jetzt gute Nacht!

Webster wollte noch etwas sagen, aber Jenny schloß ihm den Mund mit einem Kusse, rief ihm noch eine gute Nacht zu und schlüpfte in die Thür. Webster kehrte nach dem Wirthshause zurück, wo der wohlehrwürdige Herr Parker eben einen zweimal mißlungenen Versuch gemacht hatte, nach Hause zu gehen. Der Graf ließ ihn durch ein paar seiner Leute in ein Bett bringen, und eben so geschah es mit der Pächtersfamilie, den Bräutigam ausgenommen, denn der lag so behaglich unter dem Tische, und der Schlaf hatte ihn so fest geschnürt, daß man einstimmig beschloß, seine süßen Träume nicht zu stören.

In der Frühe des Morgens trat der Graf vor das Bett des Herrn Parker, und weckte ihn etwas unfreundlich mit den Worten: „Geschwind, Herr Pastor, geschwinde aus den Federn! Es gehen wichtige Dinge vor." — Der Wohlehrwürdige rieb sich die Augen, sah den Grafen eine Weile an, und sagte dann gähnend: „Sie sind's, Herr Wirth? Ach, Ihre Küche und Ihr Keller haben mich übel zugerichtet!" — „Davon ist jetzt nicht die Rede," antwortete Jener, „nehmen Sie sich zusammen, ich bringe böse Nachrichten." — „Mein Gott, ich bin gewiß bestohlen worden." — „So arg ist's nicht," versetzte der Graf, „aber doch arg genug. Miß Jenny und Herr Lable werden sich nicht heirathen." — „Und warum nicht?"

— „Weil durch ein Gesetz verboten ist, daß in Alt England eine Frau zwei Männer habe. Miß Jenny ist schon verheirathet.“ — „Verheirathet? Ohne mein Vorwissen?“ fragte der Prediger erstaunt. „Die Ehe ist ungültig.“ — „Sie selbst haben sie ja getraut;“ meinte der Graf. — „Ich?“ kreischte der Würdige. „O, die schändliche Lüge!“ — „Sie haben den Trauschein unterschrieben, und dreißig Pfund dafür eingesteckt.“

Herr Parker saß jetzt sprachlos da, und machte allerlei wunderliche Gebärden. Der Graf stellte ihm vor, daß es weise sei, sich in sein unvermeidliches Schicksal zu ergeben. „Wenn die Geschichte ruchbar wird,“ sagte er unter Andern, „so werden Sie ausgelacht.“ — „Daraus mache ich mir nichts;“ brummte der geistliche Herr. — „Sie verlieren aber auch ihre Stelle,“ fuhr der Graf fort. „Außerdem ist und bleibt die Trauung gültig, und bliebe sie nicht, um so schlimmer für Ihre Tochter, besser doch, Jenny ist die Frau des Architekten Webster, als die Frau keines Mannes. Uebrigens werde ich durch meine Verbindungen Ihrem Schwiegersohne Arbeiten verschaffen, wobei er Ehre und Geld gewinnen kann.“

Die Gründe waren so einleuchtend, daß Herr Parker sich ergab, und mit wehklagender Stimme ausrief: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt!“ — Der Graf pries diese Ergebung, und nahm es über sich, die Pächters-Familie zu bedeuten. Der Vater lachte laut auf, und rief: „Meiner Treu, der Spaß ist wohl einer Reise hierher werth, und man soll nicht sagen, daß die ehrlichen Leute in Essex nicht zu leben wissen. Das Hochzeitmahl habe ich nun einmal bestellt, und ich will es dem Brautpaare geben, und die Freude soll heute neben uns sitzen, wie gestern.“

Der Frau war das schon recht, denn sie konnte bei dieser Gelegenheit doch immer ihren Putz zur Schau tragen, und der Pächtersjunge zeigte ebenfalls eine große Gleichgültigkeit.

Bei der ersten Zusammenkunft des Herrn Parker mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne gab es noch einige finstere Blicke; als aber Beide ihn kosend umfingen, und aus Jenny's Augen ein Paar Thränen auf seine Wangen fielen, da wandelte es ihn an, wie Rührung und Großmuth, und die letzte ging so weit, daß er der Braut die für die Trauung erhaltene Banknote schenkte. Das Hochzeitsmahl brachte nun vollends die Gemüther einander näher, und Parker, als er bei'm Nachhausegehen einige Mal aus dem Gleichgewichte kam, und Webster ihm jedesmal wieder dazu verhalf, schwur hoch und theuer: sein Schwiegersohn sei der ehrlichste Bursche in der ganzen Welt.

Die Geschichte ward bald bekannt, und das Wirthshaus erhielt dadurch noch größern Zulauf. Einige Wochen nachher kam König Karl nach Newmarket, um dem Pferderennen beizuwohnen. Er hörte von den beiden lustigen Wirthen, und ließ ein Mittagsmahl bei ihnen bestellen, aber wie groß war sein Erstaunen, als ihm, vor der Thüre des Hauses, der Herzog von Buckingham und der Graf von Rochester, jeder eine Serviette unterm Arm, entgegen kamen. Sie mußten ihm, während des Essens, alle hier erlebten Abentheuer erzählen, und der König wurde dadurch in so gute Laune versetzt, daß er ihre Verbannung aufhob, und ihnen die Rückkehr an den Hof gestattete. In der Gegend sprach man aber noch viele Jahre von den beiden lustigen Wirthen. Die Männer sagten: Man aß und trank vor-

trefflich bei ihnen, und sie waren so billig, als man sein kann. Die Weiber und Mädchen aber sagten: Man aß und trank vortrefflich, und sie waren so höflich, als man sein kann.

M. Saintine.

Lustige Chronik.

In einer der letzten Verhandlung des Münchener Schwurgerichts wurde ein Bauer als Zeuge vom Präsidenten aufgerufen. Der Landmann tritt festen Schrittes vor, stellt sich aber statt hinter gerade vor den in der Mitte des Saales befindlichen Tisch. Der Präsident macht den Irrenden aufmerksam: er solle hinter den Tisch gehen. Der Bauer mochte aus einer Gegend sein, wo „hinter" und „unter" bei vielen Gelegenheiten als gleichbedeutend gebraucht werden, kurz der Bauer kroch ohne Umstände unter den verhängnißvollen Tisch und blickte aus diesem eigenthümlichen Versteck mit unaussprechlicher Naivetät zum Ergötzen aller Zuschauer zu dem Präsidenten empor, der natürlich eben so wenig als die Anderen den komischen Eindruck auf sich verwinden konnte.

Das literarische Symposium in London. Im Mai hat das famose Diner des Doctors der Gastronomie, Alexis Soyer, für die gentlemen of the press stattgefunden. Von den 250 Vertretern der Presse aller Nationen lieferte England allein zwei Drittel, dann waren Frankreich und Belgien, ferner Holland, Spanien und Amerika, Deutschland endlich durch Dr. Scherer aus Triest (?) und Hrn. Wieck, Redacteur der Gewerbezeitung in Leipzig, vertreten. Das monstre beef, ein Thier von 610 Pfd. Gewicht, war für das Festessen nach einer neuen Erfindung mittelst Gas gebraten. Sechs Küchengehülfen trugen das Riesenstück unter der Musik des nationalen Liedes Oh the rostbeef of old England in feierlicher Procession nach der Bankethalle. Beim Dessert hielt der Gastgeber eine Rede über seine Ideen zur Philosophie der Kochkunst, er sprach mit Weihe und Weisheit über die humanitäre Bedeutung seiner Bestrebungen, über die feine Sauce der Ueppigkeit, welche die harten Klöße der Armuth wie die Pasteten des Reichthums mit demselben „Strom des Paradieses" bespüle, und die Rührung unter den Literaten beider Welten war allgemein. Im Namen Deutschlands sprach Hr. Wieck, im Namen Frankreichs Hr. Jubinal; auch ein Holländer, ein Belgier, ließen sich neben andern Deutschen hören. Die deutschen Toaste, obschon nicht allgemein verstanden, wirkten nach allgemeiner Versicherung „electrisch", weil man den Deutschen die Kenntniß und Werthschätzung dessen, was zum Weine gehört, willig einräumt. Alles tanzte endlich um den Tisch herum; zum Schluß ertönten Yankee Doodle, deutsches Vaterland und Marseillaise. Allgemeine Heiterkeit überspülte und begrub die nationalen Unterschiede.

Ein guter Handel. Zwei fashionable Engländer stiegen an dem äußersten Ende des kürzlich in Versailles abgehaltenen Marktes aus einem eleganten Tilbury und stellten ein reichverziertes Kästchen voll Napoleonsd'ors vor sich hin, die

sie den Umstehenden zu einem Franken das Stück anboten. Es sammelt sich rasch ein dichter Menschenknäuel. Von den schon so oft gewitzigten Gaffern will aber Niemand anbeißen und den beiden geheimnißvoll schmunzelnden Verkäufern bietet man für ihre goldenen Lockvögel höchstens sarkastische Witze an. In demselben Augenblicke hält eine elegante Equipage mit zwei Gentleman hinter dem Menschenhaufen an. „Ist das nicht Lord Harrys?“ ruft unvorsichtig der Eine davon, die Verkäufer lorgnettirend. „Ja, wahrhaftig“, erwiedert der Andere, „er hält also richtig seine Wette gegen Sir Bathurst.“ „Was für eine Wette?“ „Er hat gewettet, daß er auf offenem Markte tausend Louisd'ors zu einem Franken das Stück ausbieten und in zwei Stunden nicht fünfzig Stück absetzen werde. Fahren wir weiter, um ihm das Spiel nicht zu verderben.“ Es war aber schon zu spät. Einige der Umstehenden hatten das vertrauliche Gespräch belauscht, und die tausend Louisd'ors wurden dem offenbar ganz verblüfften Lord Harrys in einem Nu abgenommen. Lord Harrys stieg bösgelaunt mit einem kräftigen „Goddam“ in sein Tilbury und die glücklichen Käufer gingen lachend auseinander. Eine halbe Stunde darauf wurden die für einen Franken erstandenen — Spielmarken für zwei Sous das Stück ausgeboten. Die Polizei spürt dem Lord Harrys jetzt nach.

Ein Mißverständniß. Vor Kurzem verbreitete sich in Wittkowitz die Nachricht, daß ein Extrazug ankommen werde, und die Hüttenbeamten glaubten, entweder komme der Kaiser oder der Besitzer von Wittkowitz, Baron Rothschild, und hielten darum ein Ständchen zur Begrüßung als ganz geeignet. Der Extrazug kommt, das Ständchen wird abgehalten, aber im Waggon befand sich weder der Kaiser, noch Baron Rothschild, sondern — Bakunin, der, so heißt es, nach Rußland abgeführt wurde.

Ein Negerball fand neulich in Madrid statt. Wer in der Stadt einen Neger oder eine Negerin hatte, mußte sein Contingent dazu stellen. Außer den Tänzen aus der Havanna wurden auch Polka's und Mazurka's getanzt. Es war ein Ball, wie in Europa noch keiner gesehen wurde. Auch das Orchester bestand aus lauter Schwarzen. Als aber die Hitze im Saale recht groß wurde und den Musikern der Schweiß über die Wangen lief, — da verwandelten sich diese in lauter Weiße. Man hatte nämlich keine schwarzen Musikanten finden können und daher diese mit Kienruß angestrichen.

Bajazzo.

Mancherlei Merkmale hat der kommende Frühling; ein jeder erkennt ihn an Zeichen, die seinem Gedankenkreise nahe liegen. Der Offizier erkennt ihn an den weißen neu angelegten Beinkleidern seiner Untergebenen, die schöne Donna an den auftauchenden Nebelflecken der Sommersprossen, der Dichter an der aufwirbelnden Lerche und den Veilchensträußchen, der Gourmand am Ausbleiben der Austern, der Schirmfabrikant an neuen

Bestellungen auf Sonnenschirme, der Studiosus am Aufhören des Wintersemesters und Beginn des Bockbiermonats, der nächtliche Gelehrte am Gesang des Katers, der, „ein frommer Vogel", wie der Hahn in der Wachtscene des Hamlet, in dieser heiligen Osterzeit die ganze Nacht singt; der Reiselustige an den Extrafahrten der Eisenbahn, der arme Gefangene an dem ersten goldenen Sonnenstrahl, der durch das Gitter hinabklettert, und an der ersten Wanze; es sind der Frühlingsboten gar viele, schöne und häßliche. Er öffnet das Thor der Freude für Reich und Arm, er reinigt das Handwerkszeug, er legt die Leiter an die Gerüste, er trocknet den freudigen Thau auf den Gräsern und den schmerzlichen auf den Wangen der Menschen, er ruft die Todtkranken in sein stilles Bett und bedeckt es mit einem grünen Teppich.

Friedrich II. wandte sich an einen alten Premier-Lieutenant mit der Frage: „Wie viel Katholiken, Reformirte und Lutheraner hat Er in seiner Compagnie?" Der Gefragte nannte die Summen. — „Welchen Glauben hat Er?" — „Majestät, daß ich endlich Capitain mit entsprechenden Einkünften werde," anwortete schnell der Offizier. — „Mag sein — nur verleite Er Niemand zu diesem Glauben," antwortete der König.

„Wissen Sie nicht ein Mittel gegen die Seekrankheit?" wurde ein Arzt befragt. — „O ja," entgegnete derselbe, „nehmen Sie Dienst auf der deutschen Flotte."

Beim Nachhausegehen aus einem Schauspiel fragte ein Eckensteher seinen, über große Gedanken brütend, schweigsam neben ihm gehenden Freund: „Na, Ludewig, watt meenst De von det heidige Schauspiel?" — „O", entgegnete Ludwig, „soweit siehst De — dett Janze — int Alljemeene — warum nich? Man blos der Eene — der Kleene, der sprach mich zu sehre inkognito." — „Wo so, inkognito?" — „Ja siehst De, et kam mich so vor, als wenn er nischt nich wißte — er sah immer so steif nach en Kasten" — „Lude! Des nennen sie Tiefsinn. Lahß mir Dich dieses überhaupt erklären. Nimm an, er spielte eenen jeheimnißvollen Vertrauten — siehst De woll! Darum wollte er nich recht raus mit die Sprache!" — „Aha, — ja so — — hm! — Aberscht, wenn och, er war mich doch zu sehre inkognito."

Ein Geizhals war seinem Ende nahe. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Kranke höchstens noch 48 Stunden zu leben habe. — „Das wäre schrecklich", rief der Sterbende; „in drei Monaten ist erst Johannis, und ich habe die Miethe bis dahin schon bezahlt!"

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 26. Nordhausen, Juni. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Brief einer Dame, welche sich nach einem Dienstmädchen erkundigt.

Gnädige Frau!

Erlauben Sie, daß ich mich fragend in einer Angelegenheit an Sie wende, welche für mich, sowie für jede Hausfrau, von höchster Wichtigkeit ist.

Es war nämlich bei Ihnen eine gewisse Haderwisch in Diensten, die sich jetzt um die Stellung einer Köchin und Hausmagd bei mir bewirbt, und ich möchte nun gern von Ihnen erfahren, ob sie auch den ernsten Forderungen, die ich an meine Mägde mache, zu entsprechen im Stande ist. Wer schon unter der Impertinenz und Nichtsnutzigkeit der Dienstboten gelitten und geseufzet hat wie ich, — ich muß gestehen, daß mich schon oft der Gedanke ergriff, daß die Dienstboten eigentlich nur zu unserer Qual und Strafe auf der Welt seien, — dem ist es gewiß zu verzeihen, wenn er mißtrauisch wird, und Sie, gnädige Frau, werden mir deßhalb erlauben, meine Erkundigung so detaillirt als möglich zu machen, denn wie Sie wissen, macht einen nur die Erfahrung klug. Ach, es war eine Zeit, wo ich an so was nicht dachte, wo ich einen Jeden für so rechtschaffen hielt, als ich selbst es bin. Aber nichts streift so bald und so sicher dem Herzen seine Blüthe ab, als eine Haushaltung führen. Sie Sind gewiß auch der Meinung?

In den eilf Jahren, seit ich verheirathet bin und einen eigenen Hausstand führe, war es mein einziges unablässiges Bemühen, eine ganz fehlerlose Magd zu finden. Aber obwohl ich einen schönen Lohn und sogar ein Christkindl gebe, und obwohl ich in einem Vierteljahre oft fünf bis sechs Mägde hatte, glauben Sie wohl, daß es mir einmal geglückt wäre? — Nein! Nie! —

Nun, in einer Hinsicht gefällt mir die Haderwisch, denn es ist mir fast noch kein garstigeres Gesicht vorgekommen, als das ihre, und es ist mein Grundsatz, nie hübsche Mädchen in Dienst zu nehmen. Hat eine ein sauberes

Gesicht, so ist das ein ewiges Frisiren, Grimassiren und Spiegelgaffen. Ein Madonnenscheitel wird schon gar nie die Schwelle meiner Küche überschreiten, das habe ich heilig gelobt, denn ich habe Beispiele erlebt, daß die Ruhe und Wohlfahrt einer ganzen Familie durch einen Madonnenscheitel untergraben ward. Was mich betrifft, so kann mir eine Magd gar nicht garstig genug sein. Ich halte die Häßlichkeit für eine von der Natur für Mägde bestimmte, recht passende Livree, die sie vor der Eitelkeit bewahrt und ihre Gedanken bei der Arbeit läßt. Was also dies betrifft, so steht mir die Haderwisch wohl an.

Und nun, wie sieht es mit der Kleidung aus? denn in dieser Hinsicht und seit Kamelot und Serge abgekommen ist, giebt es eigentlich gar keine Dienstboten mehr. Ich kann Sie versichern, es läuft mir ordentlich der Tod über's Grab, wenn ich diese Weibsbilder in Shawls und Wollmousselinkleidern herumfegen sehe.

Sollten Sie es glauben, daß ich selbst eine solche hatte, die nie, auch mitten in der Woche, ohne Sonnenschirm ausgehen wollte? Nicht bis zum Bäcker wäre sie so gegangen! Nun ich habe ihr prophezeiht, wohin dies führen würde, und wie ich gesagt, so ist es eingetroffen. Die arme Person — einen Schleier darüber! — Ein andermal hatte ich eine, die sich anmaßte, jede neue Chemisette, die ich anhatte, nachzumachen, und so in meinem eigenen Haus meine zartesten Gefühle zu verletzen! Es geht wirklich zu weit mit den Mägden und nur von meinen eigenen Erfahrungen allein könnte man ein ganzes Buch schreiben.

Nun drittens, ist sie wohl eine starke Esserin? Ich habe schon öfters zu bemerken die Gelegenheit gehabt, daß besonders häßliche Mägde fürchterlich auf Essen und Trinken aus sind. Sei es nun, um sich an der Natur zu rächen, oder sich für das versäumte Aeußere einen andern Genuß zu verschaffen. Kurz, ich muß gestehen, dies scheue ich schrecklich, denn vor solchen ist nichts sicher, und sogar Holz und Torf muß man vor ihnen einsperren.

Dann viertens, zerbricht die Hulda Haderwisch viel Geschirr? Nicht, daß ich ihr nicht Alles vom Lohn abzöge, was sie zusammenschlägt. Aber sie kann mehr zerbrechen, als ihr Lohn beträgt, und dann giebt einem Niemand etwas — für seine Nerven.

Fünftens: Ist die Hulda Haderwisch ehrlich? Jetzt, dies ist ein Hauptpunkt, und ich bitte Sie, gnädige Frau, ihn ja gewissenhaft zu beantworten, denn es ist fabelhaft, wirklich tragisch, wie ich darin schon betrogen worden bin. Ich hatte einst eine Magd, die in jeder Hinsicht vortrefflich war, die ich für eine Anomalie unter ihres Gleichen erklärt, und die die schönsten Zeugnisse für ihre Ehrlichkeit mitbrachte. Aber noch war sie keine acht Tage bei mir, als ich sie ertappte, wie sie zwei Stecknadeln, die sie beim Auskehren auf dem Boden fand, an ihr Mieder steckte. Sie sagte zwar, sie habe es in der Zerstreuung gethan, aber was wollte ich machen? ich mußte sie fortschicken. Ueberhaupt sind Näh- und Stecknadeln gefährliche Gegenstände für diese Menschenklasse. Es ist gerade, als ob sie Füße bekämen. Ich aber zeichne meine Stecknadeln, indem ich ihnen mit einer alten Scheere einen kleinen Zwick oben unter dem Kopfe gebe. So kann ich sie allemal wieder erkennen und die Person überführen. Ich empfehle Ihnen dieses Mittel ebenfalls.

diese Operation durch heftiges und wiederholtes Klingeln glaubt beschleunigen zu können — daß die Männer alles besser machen wollen, vom Füttern der kleinen Kinder bis zum Feuerschüren — daß jene die Herren der Schöpfung sind (schöne Herren, fürwahr) — daß ihnen nichts gut genug ist und daß sie, wenn sie täglich frischen Braten vorgesetzt erhielten, sich wieder beklagen würden, daß nie kalte Küche auf den Tisch komme — daß sie das Alter der Damen viel genauer kennen, als diese selbst — daß Musik nicht ohne Uebung zu lernen ist und daß sie aus dem Zimmer stürzen und die Thür heftig zuschlagen müssen, sobald man einmal eine schwierige Koloratur oder eine neue Polka probirt — daß Mittagsschläfchen die Unterhaltung befördern sollen — daß eine arme Frau zum Weinen gebracht werden muß, wenn es einmal einem dummen Hemdenknopf einfällt, nicht auf seinem Posten zu sein — daß wir nie in Ohnmacht fallen oder einen hysterischen Anfall haben dürfen, ohne Vorwürfe hören zu müssen, wie, daß wir uns selbst etwas weiß machten, derlei Possen unterlassen möchten u. s. w. — daß der Haushalt nicht ohne Geld zu führen ist und wenn wir uns unterstehen, etwas zu verlangen, mürrischen Mienen begegnen, „was machst Du nur mit all dem Gelde?" oder „Du wirst mich noch zu Grunde richten" — daß nie gescheuert werden darf oder geputzt, ausgestäubt, polirt, die Sopha's frisch überzogen, oder daß Alles ein Recht hat, zerbrochen oder verdorben zu werden, und doch ewig dauern soll — daß eine arme verlassene Frau nie, nie ein Vergnügen haben und immer, immer zu Hause bleiben soll und die Kinder hüten — daß der Wunsch, einmal die Oper zu besuchen, stets der sichere Vorläufer eines Zankes ist — daß die Töchter Musik, Malerei, Tanzen und Alles lernen können ohne einen Lehrer — daß zehn Kinder nicht mehr kosten sollen als eins — daß kein Mann leben kann, ohne täglich seinen Clubb zu besuchen, und daß die Frau ihn, je weniger sie ihn sieht, um so mehr lieben soll, und daß es ein Vergnügen für uns sein soll, aufzubleiben ihretwegen." — Unsere schöne Correspondentin, sagt „Punch", hält dies vorläufig für hinreichend und wir auch, behält sich jedoch vor, den Männern noch mehr „abzugeben", wenn es nöthig werden sollte.

Nein, was zu arg ist, ist zu arg, — rief R., Abgeordneter bei dem Landtag eines der kleineren Staaten und Mitglied des Finanzausschusses, voll „sittlicher Entrüstung" einem seiner Collegen, der ihn besuchte, zu — was zu arg ist, ist zu arg! Heute bin ich bei Prüfung des Etats einem jahrelangen großartigen Betrug unserer Staatsregierung auf die Spur gekommen. Denken Sie sich nur, sechzigtausend Thaler sind, als für Orgelbälge verausgabt, aufgeführt. Unverschämt — in einem Ländchen von neunzehn Quadratmeilen sechszigtausend Thaler für Orgelbälge — man kennt das schon! — Sie irren sich gewiß, Herr College, sagte der andere, das ist ja nicht möglich. — Nicht möglich, eiferte Herr R., da sehen Sie ja selbst, da liegen die Staatsrechnungen; hier tausend Thaler. Darauf erwiederte jener ruhig: Aber, bester College, da steht ja keine Silbe von Orgelbälgen, das heißt ja — Originalbelege.

Professor Johann Gustav Droisen erzählt in dem dieser Tage erschienenen ersten Band seiner Biographie des Grafen York von Warten-

burg, eines trefflichen und deshalb mit Recht die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Werkes, folgenden bezeichnenden Zug aus dem häuslichen Leben des Grafen: „Die Knaben, der zwölfjährige Heinrich und der sechsjährige Louis, hatten neben des Vaters Zimmer Unterricht; die offene Thür ließ ihm hören, daß die Geschichte von Mucius Scävola, der die Hand ins Feuer streckt, erzählt wurde. Nach der Stunde spricht der Vater mit den Knaben von Mucius Scävola und dessen Heldenmuth, und was sie wohl im ähnlichen Falle thun würden. Natürlich meinen sie: dasselbe. So soll es versucht werden: es wird ein Blatt Papier genommen, zusammengeballt, Heinrich muß die Hand ausstrecken — er würde sich vor dem Vater geschämt haben, es zu verweigern — der Papierballen wird darauf gelegt, angezündet, und der Heinrich läßt ihn, so sehr es schmerzt, niederbrennen bis in die Hand. Nun wird Louis noch einmal gefragt, mit Thränen in den Augen bleibt er bei seinem Worte; es wird eine Papierkugel ihm ins Händchen gelegt, angezündet und auch er hält es ruhig bis zu Ende. So muß ich es auch, sagte der Alte, ballt sich einen Bogen Papier zusammen und macht seinen Buben das römische Experiment gründlichst nach. Freilich ist das Ende von dem Spaße eine tüchtige Brandwunde und als am andern Morgen der Adjutant kommt, etwas zum Unterschreiben vorzulegen, hat der General die Hand dick verbunden. Ich kann nicht schreiben, das hat man von den Kindereien mit den Jungen! und nun erzählt er ihm die Geschichte."

Neugierde der Amerikaner. Von dieser erzählt Lyell folgendes ergötzliche Beispiel. Ein Amerikaner saß bei einem zurückhaltenden Gesellschafter in einem Dampfwagen. „Sind Sie ein Junggeselle?" fragte er, worauf der Andere antwortete: „Nein, ich bin keiner." — „Sie sind also verheirathet?" — „Nein, das bin ich nicht." — „Dann müssen Sie ein Wittwer sein?" — „Nein, ich bin keiner." — Hier gab es eine kurze Pause; aber der unerschrockene Frager kehrte zum Angriff zurück. „Wenn Sie weder ein Junggeselle, noch ein verheiratheter Mann, noch ein Wittwer sind, was in aller Welt können Sie denn sein?" — „Wenn Sie es wissen müssen," sagte der andere — „ich bin ein geschiedener Mann."

Allzuviel ist ungesund. Forstgehülfe: „Herr Gerichtsarzt, hier bring' ich Ihnen das Zeugniß wieder, das Sie mir für meine Eingab' um Urlaub ausgestellt haben. Es ist gar zu gut. Ich hab's dem Förster gezeigt; wenn ich dies einsende, so werde ich, statt beurlaubt, pensionirt, und das will ich doch nicht. Herr Gerichtsarzt, stellen Sie mir doch eins aus, das nicht so gut ist."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 27. Nordhausen, Juli. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der Märtyrer.

„He, Max! sofort bestell' den Leichenwagen!"
Schrie laut Alphons zum Diener, zornerglüht.
„Ich schwör's, ich will, noch eh's beginnt zu tagen,
Daß staunend mich die Welt als Leiche sieht!"

Therese und Alphons, sie tauschten Beide
In Liebe Herz um Herz, doch Elternwahn
Trennt sie, und mit unnennbar schwerem Leide
Sieht man den Tag, die Trennungsstunde nah'n.

Das Opfer ist gebracht, groß ohne Gleichen,
Therese ist die Gattin des Fer'nand;
Und wahrlich, ja schier könnte man erbleichen,
Wenn man bedenkt, was da Alphons empfand.

Der Aermste ras't; mit drohend irren Blicken,
Mit aufgelöstem Haar der Lockenpracht
Eilt stürmisch er, sofort sich anzuschicken,
Daß er den Tod sich geb' noch diese Nacht.

Das Auge rollt, er ächzt, man hört ihn stöhnen,
Ja, Herkules soll ihm ein Vorbild sein;
Denn morden will er sich, den Leib verbrennen,
Wenn nicht mit Feuer, doch mit glüh'ndem Wein.

Der Diener Max, ein kluger Hausverweser,
Ergeben seinem Herrn, stellt mit Geschick
In Reihefolg' die Flaschen, füllt die Gläser,
Und lenket schlau dahin des Jünglings Blick.

Der Wein ist gut, die Flaschen sind geleeret,
Noch säumt der Tod? Geduld, er zögert nur.
Darob jedoch Alphons vermessen schwöret
Der glühendsten Rache allerhöchsten Schwur.

„Nun rasch zur That, noch giebts der Mittel viele,
Wer nur sogleich auf Fälle sich besinnt.
Ein leck'res Mahl, sagt man, führt oft zum Ziele,
Weil Speisen auch mitunter giftig sind."

Der treue Max ist schlau und vorbereitet,
Schon dampft ein Mahl von flinker Hand servirt.
Alphons, vom Duft, so würzig, hingeleitet,
Sitzt schon am Tisch, behaglich ungenirt.

„Es ist vorbei, das Mahl ist eingenommen!"
Spricht resignirt mit Gähnen unser Held.
„Nun wohl, ich fühl's, die Stunde ist gekommen,
Das Auge bricht, die Leibeshülle fällt.

Die Rede stockt, die Glieder schlaff erkalten,
Adieu nun Welt, im Grabe find ich Ruh'.
Komm', süßer Tod, Dich will ich lassen walten;
Du, guter Max, drückst mir die Augen zu!"

Hin ist die Nacht, der junge Tag erschienen,
Den Märtyr hat der Tod erlös't vom Leid?
O Wunder! seht, er öffnet die Gardinen,
Und staunend forscht er nach der Tageszeit.

D'rauf zürnend, daß der Tod geneckt ihn hätte,
Verwünschend sich, die Welt, das Mißgeschick,
Rafft er sich auf von weicher Lagerstätte,
Nach Waffen sucht umher sein wilder Blick.

Da öffnet sich die Thür, und Diener tragen,
Von Freundes Hand Geschenke im Verdeck;
Und sicherlich, versucht ist man zu fragen:
„Sind's Dolche, Gift, lauscht Tod hier im Versteck?"

O nein, es sind gar liebliche Geschenke;
Ein Häslein schickt der Freund als Jagdgenoß,
Nebst Cyperwein, jedoch zu spät, man denke,
Der Märtyr hat gewählt das Todesloos.

Das Drama wird sich jetzt zum Ausgang wenden,
Bald fließt des edlen Heldenjünglings Blut.
Laßt Götter, dieses Opfer sanft vollenden,
Stählt zu dem letzten Kampfe seinen Muth!

Schon blinkt der Stahl von kühner Hand geschwungen,
O Weh! er trifft, es ist die That gescheh'n. —
Der volle Sieg ist ritterlich errungen,
Und keine Spur vom .... Braten mehr zu seh'n.

L. Strahlen.

Minister und Bauer.

Das jetzige Zweigetablissement der Bibelgesellschaft in London war früher vom Minister Herzog von Newcastle bewohnt, bekannt durch seinen Eifer für das Haus Hannover und durch die lächerliche Sucht, allen seinen Freunden ihre Wünsche vor der Nase abzulehnen, um ihnen die Erfüllung der-

selben zu — versprechen. Der Herzog hatte im Parlament gegen eine geharnischte Opposition anzukämpfen und jede Stimme war wohl der Mühe werth, mit Gold gewonnen zu werden. So traf es sich denn eines Tages, daß es bei einer Neuwahl in Cornwall auf die Entscheidung einer Stimme ankam. Diese gehörte einem ehrlichen Pächter, und dieser ehrliche Pächter mit sammt seiner Stimme ward vom gewandten Herzog glücklich für seine Partei gewonnen. Namentlich wurde dem ehrlichen Landmann auf sein Begehren versprochen, die Stelle eines Zollbeamten seinem Schwiegersohne zu geben, sobald der alte im Amt gestorben wäre.

Aber, meinte der vorsichtige Pächter, Ihr Herrschaften seid auf dem Lande allerdings sehr höflich. Und in der Stadt, so sagt man, kann keine ehrliche Seele vor lauter Schranzen und Lakaien bei Euch vorkommen!

Mein trefflicher Freund, erwiederte Seine Herrlichkeit, und klopfte dem Supplicanten auf die Achsel, wie nur der alte Zollbeamte die Augen geschlossen hat, nimmst du Postpferde, jagst nach London, klopfst an mein Haus. Sei's Tag oder Nacht, mag ich schlafen oder wachen, lebend oder todt sein, das kümmert dich nicht: du klopfst wie alle Wetter an mein Hausthor und ich will meinem Portier voraus die Weisung geben, daß er dich einläßt und zu mir führt.

Noch einen Schlag auf die Achsel, einen Händedruck und der Herzog fuhr davon. Der Pächter rieb sich noch die Schulter vom herablassenden Handschlag, als der Minister den Bauer und sein gegebenes Versprechen längst vergessen hatte. Nicht so unser Supplicant. Der erzählte am traulichen Kaminfeuer gar oft von dem biedern Herzog, und als der alte Zollbeamte sich zum letztenmal in seinem Leben geräuspert hatte, saß jener schon auf einem struppigen Postklepper und jagte aus Leibeskräften nach der Hauptstadt. Es war nach Mitternacht, als er vor dem gegenwärtigen Hause der Bibelgesellschaft ankam.

Nun traf es sich zufällig, daß zur selben Zeit, wo des Zollbeamten letzter Seufzer in Cornwall mit Aspirantenhoffnungen erwartet wurde, auch der König von Spanien im Sterben lag. Der Herzog von Newcastle wartete in derselben Nacht, die den Pächter nach London galoppiren sah, mit Ungeduld in seinem Cabinet auf den Courier aus Madrid. Matt von Geschäften und Aufregung, hatte er sich um Mitternacht zu Bette begeben, nicht ohne vorher seinem Portier befohlen zu haben, in der Loge zu warten, um den Courier, sobald er ankomme, vor sein Bett zu bringen.

Seine Herrlichkeit schlief sanft, die Kammerdiener schnarchten in Fauteuils und auch der Portier war in seinem Lehnstuhl eingenickt, als der kräftige Arm unseres Cornischen Pächters den bronzenen Thürklopfer in höllische Bewegung versetzte.

He, Alter, rief er dem öffnenden Lakaien zu, ist der Herzog zu Hause?

Ja wohl, und im Bett, aber er hat den ausdrücklichen Befehl hinterlassen, daß, mögt Ihr kommen wann immer, Ihr ohne weiteres zu ihm hinaufgehen sollt.

Gott segne ihn. 'S ist ein ehrenwerther Herr, rief unser Supplicant, dem seine Frau daheim zuweilen didaktische Anekdoten über das schwache Gedächtniß hoher Herren erzählt hatte. Gott segne ihn. Hab' schier gezweifelt. Da sieh' mal einer, was Wort halten heißt! Daß mir aber

auch kein Mensch mehr Schlechtes von Lords und Herzögen erzählt! Ich hab' immer gesagt, sie sind nicht schlimmer als wir andern vom Volk. — Und unter schmunzelnden Selbstgesprächen stieg er die breite Treppe hinauf, durch Zimmer und Säle, und stand im Schlafcabinet des Herzogs.

Ist er todt? rief dieser erwachend, — ist er?

Ja wohl, ist er — antwortete der Landmann.

Wann, wo ist er gestorben?

Vorgestern, Euer Herrlichkeit, präcis halb ein Uhr, nachdem er noch ein Pulver vom Doctor Schnuff genommen hatte. Ich hoffe doch wie g'wiß, daß mein Schwiegersohn jetzt sein Nachfolger wird?!

Der Herzog, welcher mittlerweile aus dem halb schlaftrunkenen in den vollkommen wachen Zustand übergegangen war, fing dem wunderbaren Courier gegenüber zu stutzen an, einem Courier, der in zwei Tagen vom Manzanares bis an die Themse geritten war und dafür, er hatte es ja deutlich gesagt, die Nachfolge auf den spanischen Thron für seinen Schwiegersohn in Anspruch nahm.

Ist der Kerl nüchtern oder betrunken? Wo sind Eure Depeschen? schrie der Herzog, die Bettvorhänge wegziehend. Aber, du lieber Himmel! da stand statt des spanischen Hidalgo's unser guter, ehrlicher Pächter von Cornwall, den Hut verlegen aus einer Hand in die andere schiebend, ein halb Dutzend Kratzfüße machend und die Hoffnung stammelnd, Mylord werde doch wohl das gnädige Versprechen wegen des Schwiegersohns von der letzten Wahl in — —

Jetzt erst ward's dem Herzog klar vor Augen. Er soll Anfangs über die nächtliche Störung sehr ungentil gewüthet haben. Und es war auch in der That unverschämt drollig von dem alten Zolleinnehmer in Cornwall, gerade an einem Tage zu sterben, wo das Cabinet Seiner britischen Majestät das Hinscheiden des Königs von Spanien erwartete. Aber das Zusammentreffen der Umstände war anderseits wieder gar zu komisch. Der Herzog mußte endlich seinen Lachmuskeln das Feld räumen und — dem Schwiegersohn des Pächters war geholfen.

(Aus einem Londoner Brief des Lloyd.)

Paris während der Industrie-Ausstellung in London.

Paris hat in der letzten Woche seine Einwohner gewechselt. Die Pariser sind in London, und in Paris zählt man jetzt auf einen Franzosen drei Engländer, fünf Deutsche, die Kinder unter sechs Jahren und die Exparlamenter nicht mit gerechnet, sieben Russen, und so und so viele andere Beduinen. Die Concierges ziehen aufs Land, die Thürschellen rosten ein, in den Hotels aber liegen die Fremden zu dreien in einem Bett. Das war vorauszusehen. Seit der Preis einer Eintrittskarte in den Krystall-Palast auf einen Shilling heruntergesunken ist und folglich kein Engländer mehr anständigerweise hineingehen kann, retten sich die Gentlemen vor der Invasion der Kontinentalhorden nach Paris, wo man auf den sonnenhellen lustigen Boulevards beim gemüthlichen Flaniren hinter den Spiegelgläsern der fünf- bis sechstausend eleganten Magazine die glänzendsten Erzeugnisse der Welt-

Industrie und die reizendsten Grevedonsköpfchen der Pariserinnen zu gleicher Zeit umsonst und nach Lust und Laune studiren kann, und was studiren die Fremden nicht sonst noch Alles in Paris. Die Engländer copiren die ägyptischen Kraniche des Obelisken und zählen die gothischen Zacken und Thürmchen an der Notredamekirche; die Deutschen untersuchen den Alkoholgehalt der Chablis, Chambertins und Lafittes, die Russen widmen sich den naturhistorischen Forschungen bei Véron und Véfour. Es ist eine Freude, zu sehen, wie thätig alle diese Studenten sind; selbst des Abends gönnen sie sich keine Ruhe und sammeln psychologische Eindrücke im Jardin Mabille, im Château rouge, wenn sie nicht in der rue St. George den Privatvorlesungen über moderne Plastik beiwohnen. — Paris ist gewiß nie lebendiger und interessanter gewesen, als seit sich die Industrie-Professoren und Baumwolle-Doktoren des Kontinents von der Londoner Ausstellung darin erholen. Die Theater, die Cafés, die Restauranten und die Fiaker machen glänzende Geschäfte. — Was von der Pariser Bevölkerung nicht von den schnaufenden Lokomotiven und brausenden Dampfern über den Kanal spedirt wurde, sitzt in den Ateliers, in den Büreaus und in den Magazinen, oder herborisirt in den reizenden Umgebungen von Paris. Die Gentilhommes der Bank lassen ihre Reisewagen in Bereitschaft setzen, um sich in Dieppe, in Ostende, in Baden-Baden oder an den Pyrenäen ins Wasser zu stürzen. Der Rest liest Romane von Arlincourt und die Assisenverhandlungen des Processes Bocarmé, oder begleitet die Fremden in den Jardin des Plantes, zeigt ihnen die Nymphen des Château des fleurs, oder die Amazonen und Beduinen des Hippodroms, und was des Abends nicht etwa in den Cafés mit Dominosteinen klappert, das mustert die weißgewaschenen Sängerinnen der Cafés chantants in den Champs d'Elysée. Bei so vieler Beschäftigung, wer hat da noch Lust und Zeit zum Politisiren. Die Tagesinteressen, welche verhandelt werden, drehen sich weder um Prorogation, noch Revision, weder um diesen oder jenen Thron- und Präsidentschafts-Kandidaten, sondern um die arabische Fantasia, welche nächsten Sonntag auf dem Marsfelde aufgeführt wird, und um den bevorstehenden Proceß der Madame Ugalde von der komischen Oper, deren Gemahl sie bei einer moralischen Vorlesung, womit sie einen kunstliebenden Comtoiristen zu bessern unternahm, so brutal gestört hat. — Paris, das tolle Paris, das wohl alle zehn Jahre ein- oder zweimal ernst werden kann, ist, seit der Himmel wieder lächelt, ausgelassener als je. (Magazin für Literat. des Auslandes.)

Lustige Chronik.

Ein Greis Namens Gentilly von Sannois, in Meaux wohnhaft, verlangte kürzlich die kirchliche Einsegnung seiner im Jahre II der Republik durch den Gemeindevorstand geschlossenen Ehe. — Wir wollen sie an einem Abend feiern, ganz geräuschlos, sagte der Pfarrer. — Nein, nein, erwiderte der Greis, ich will, daß es mit Ceremonie am hellen Tage geschehe. — Wie Sie wollen; Sie müssen aber Zeugen bringen. — Ich nehme meinen Sohn, der ist sechzig Jahre alt. — Sie wissen man braucht zwei

Zeugen. — Dann nehmen wir noch den Sohn meines Sohnes, der ist achtunddreißig Jahre alt, und dann bleibt noch der Enkel meines Sohnes mit sechzehn Jahren, welcher die Braut zum Altar führen kann. Gesagt, gethan. Der sechzehnjährige Brautführer bot der Braut, seiner Urgroßmutter von zweiundachtzig Jahren, den Arm; der Bräutigam ist sechsundachtzig Jahre alt. Der Bischof von Meaux wollte dieses Paar, dem nur die Jugend, nicht aber Gesundheit und Munterkeit fehlt, kennen lernen. Er begab sich zur Familie Gentilly und wurde von seinem ersten Besuch so befriedigt, daß er denselben seitdem oft wiederholt.

Im meerumrauschten England hat sich seit der Eröffnung der Industrieausstellung eine ganz neue Krankheit eingestellt. Sie heißt die „Maulsperre." Wenn man nämlich im Glaspalast eine Zeit lang hin und her gegangen, bleibt einem endlich ob der famosen Pracht der Mund im vollsten Sinne des Worts offen stehen. Hierzu gesellt sich nun ein Krampf, der nur durch wiederholte Püffe in den Rücken gehoben werden kann. Wer also nach London zur Ausstellung geht, hat sich auf zwei Krankheiten gefaßt zu machen, auf die Seekrankheit und auf die Maulsperre, die nur durch Rippenstöße kurirt wird.

Zu Casthandet bei Bordeaux — so erzählen französische Blätter — starb jüngst ein Republikaner, dem der Ortsgeistliche die Absolution versprochen, wenn er noch auf dem Sterbebette von seinen republikanischen Grundsätzen abstehen wollte. Weigerung und Tod ohne Absolution. Dem übrig bleibenden Bruder versicherte der Geistliche, den Leichnam des unbußfertigen gestorbenen Sünders werde alsbald der Teufel holen. Der Bruder mit 2 geladenen Pistolen, wacht bei der Leiche. Um Mitternacht steigt eine rothe Gestalt mit Hörnern unter gräßlichem Gelärm den Rauchfang herab und schickt sich an, den Leichnam zu entführen. Der Wächter aber streckt mit einem Pistolenschuß den rothen Gottseybeiuns todt nieder. Es war der Sakristan des Geistlichen, ein unglücklicher Helfershelfer. Er ruht auf demselben Kirchhof mit dem gestorbenen Republikaner.

In der großen Ausstellung in London ist auffallend für die Raucher und Schnupfer gesorgt. Da die Türkei eine Auswahl der kostbarsten Pfeifen ausgestellt, worunter sich auch ein Shibuk befindet, dessen Perlen- und Edelsteingarnitur auf 70,000 Thaler geschätzt wird. In der spanischen Abtheilung liegen unter einem Glaskasten auf zwei purpurnen Sammetkissen mit goldener Inschrift die Non plus ultra der Havanna, die Flor de Cabannas. Und für so kostbar werden sie gehalten, daß eine Aufschrift sagt: man sehe sie an, berühre sie aber nicht. Portugal ist freigebiger, es hat riesige Dosen voll des köstlichsten Schnupftabaks ausgestellt, von dem mancher Finger sich zulangt, weßhalb man in dieser Gegend nichts hört als fortwährendes Nießen und Gesundheitwünschen.

Nach dem Pariser Feuilleton der „Independence" hat eine respektable Wittwe in der Rue d'u Bac ein Etablissement gegründet, „pour faire suivre les maris." Eine soche Beaufsichtigung des sittlichen Lebenswandel

eines Ehemanns kostet 13 Fr. täglich; es scheint, daß man auch Aufträge zur Beaufsichtigung von Frauen in der Rue du Bac annimmt — ja es ist unzweifelhaft, wenn folgende Anecdote wahr ist: Madame F. begiebt sich zu der indrustriösen Wittwe, um einen Schmetterling von Gemahl beaufsichtigen zu lassen. Die Tageskosten summiren sich ohne Erfolg. Höchlich erfreut darüber, fordert Madame F. endlich ihre Rechnung. Sie hatte 66 Frs. nach ihrer Berechnung zu zahlen; aber zu ihrer Verwunderung erhält sie eine Note über 156 Frs. Sie protestirt. Es kommt daher, sagt Madame Fr., weil Ihr Gemahl mir sieben Tage vom vorigen Monat schuldig geblieben ist — er hat sich seitdem bei mir nicht wieder sehen lassen. — Wie? er ließ mich beaufsichtigen? Welche Abscheulichkeit! O — nein, Sie nicht, es war Demoiselle X. vom Theater Montansier, die er überwachen ließ!

Bajazzo.

In einer kleinen französischen Stadt lockte die Trommel des Ausrufers die Neugierigen zusammen. Nachdem der letzte Wirbel verklungen war, setzte der alte Ausrufer die Brille auf, nahm ein Papier und las mit lauter Stimme ab: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß am vorigen 5. April ein — Ehemann verloren gegangen ist. Er ist zwischen 38 — 40 Jahren alt, heißt Theodor Nantel und ist gewöhnlich betrunken. Wer ihn gefunden hat, mag ihn behalten; wer ihn etwa zurückbringt, hat keine Belohnung zu gewärtigen." Die Frau des Verlorengegangenen wollte auf diese Weise den Mann veranlassen, sich zu schämen und weniger nach der Schenke zu gehen; es wirkte aber, wie vorauszusehen war, umgekehrt: der Mann weigerte sich entschieden, zur Frau, die ihn verhöhnt, zurückzukehren, und nach einigen Tagen kam sie zu ihm und bat ihn flehentlich und zärtlich, sie doch nicht zu verlassen. Er gab auch nach, aber nur, nachdem sie versprochen hatte, nie wieder seines Trinkens wegen zu schelten.

Als in einer Gesellschaft an einen Engländer die Frage erging, wie es doch komme, daß sich in unseren Tagen die Lust zum Heirathen so sehr verminderte, erwiederte der Gefragte: „Nichts ist leichter zu erklären, wenn wir unsere jungen Frauenzimmer näher betrachten; sie sind jetzt wie die Lilien auf dem Felde; sie nähen nicht, sie spinnen nicht, sie arbeiten nicht, und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht."

Als Beweis der Geistesgegenwart eines Russen mag folgende Thatsache sprechen. Bei der Aufstellung der riesigen Alexandersäule in St. Petersburg gerieth einer der Zimmerleute mit seinem Arm unter eine Walze und war in Gefahr, mit dem ganzen Körper unter dieselbe zu gerathen. Sein Nachbar zog sogleich sein Beil aus dem Gürtel, hieb ihm den Arm ab und sagte: „Nitschewo Brat!" (Es hat nichts zu bedeuten, Bruder!) Der Kaiser schenkte Jedem 500 Rubel, dem Einen für sein Unglück, dem Andern für seine Geistesgegenwart.

Ein Student hatte sich eine Mütze gekauft und um sie zu schonen, trug er sie nur Sonntags; doch schien sie ihm bald sehr abgenutzt. „Ich weiß nicht wie das zugeht,“ sagte er zu seinem Stubenburschen. „Ich habe die Mütze erst 5—6 Mal getragen und wie sieht sie aus!“ — „Das wundert dich?“ erwiderte der Stubenbursch. „Ich nehme sie ja immer als Nachtmütze.“

Ein Engländer, der unterhalb Charenton über den Fluß fuhr, fragte den Fährmann: „Habt Ihr auf dieser Ueberfahrt niemals einen Menschen verloren?“ — „O niemals!“ war die Antwort, „selbst meinen Bruder, der sich vor ungefähr einem Monat hier ersäufte, fanden wir drei Tage darauf wieder.“

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 28. Nordhausen, Juli. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11½ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Eine Nase.

Nach dem Spanischen des Breton de los Herreros.

— Erlaubst Du, daß ich Deinen Arm nehme, schöne Tochter der Berge?

— Ei, mit Vergnügen! Ich weiß es Dir sogar Dank, daß Du mich all' den Schönheiten vorziehst, welche in diesem Saale glänzen. Solltest Du mich vielleicht kennen?

— Nein, bis jetzt noch nicht; und es ist sehr möglich, daß dies auch noch dann der Fall sein wird, wenn Du Dich entlarvt hast; doch was liegt daran? Mag diese Nacht der Anfang unserer Bekanntschaft werden, wenn Du willst. Bekanntschaften, welche man auf der Redoute macht, pflegen nicht die unangenehmsten zu sein.

— Und doch täuschen sie sehr oft!

— Ich kann nicht leugnen, daß ich mich zuweilen betrogen fand.

— Und auch wohl nicht, daß Du selbst schon Andere betrogen hast?

— Du irrst, schöne Maske! Wie könnte der betrügen, der überall, selbst auf der Redoute, sein Gesicht zeigt, wie es ist?

— In Wahrheit hast Du auch keinen Grund, es zu verhüllen, und das kann man nicht von allen Männern sagen.

— Danke, schöne Maske! Kennst Du mich denn?

— Ja, vom Ansehen. Man hat mir gesagt, Du sei'st Dichter. Willst Du—mir wohl Verse machen?

— Gern, wenn Du es wünschest; ich habe mich immer gerühmt, gegen Damen gefällig zu sein. Doch muß ich zuvor wohl Deinen Namen wissen.

— Gieb mir den, welchen Du willst: Filis, Laura, Filena — doch nur einen poetischen! Meinen wahren Namen kann ich doch nicht sagen; also ist es besser, Du bildest Dir einen nach eigenem Geschmack.

— Wie aber kann ich Deine Vollkommenheiten im Liede preisen, ohne den süßen Gegenstand meiner Begeisterung von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben?

— So spricht ein Dichter, der in unbegrenzten Regionen des Ideals lebt? Wozu bedarf es der Gegenwart des Gegenstandes, den ihr anbetet? Ich, meines Theils, bin nicht so eitel auf mein Gesicht und halte Deine Einbildungskraft für nicht so unfruchtbar, daß ich es wagen sollte, mich zu entlarven.

— Es ist wohl wahr, daß wir Dichter — da Du mich doch einmal zu ihnen zählst — unsern Geist in den Zaubergängen des Ideals herumirren lassen; doch nähren wir uns nicht allein von Illusionen, und von mir kann ich sagen, daß ich mich, was Vergnügen betrifft, nur an das Gewisse halte.

— Und welches Vergnügen kannst Du Dir von meinem Gesichte versprechen?

— Das Vergnügen, es zu bewundern, wenn Du schön bist, wie ich vermuthe, und Dich anzubeten, wenn . . .

— Ihr führt immer die Anbetung im Munde. Ihr Dichter verdientet, aus allen christlichen Staaten verbannt zu werden.

— Und weshalb, schöne Maske?

— Wenn Euer Herz das fühlt, was Ihr sagt, so treibt Ihr Abgötterei, und wenn nicht, so seid Ihr Betrüger. Ihr habt gut ohne Masken kommen, Dichter bedürfen ihrer nicht, sie sind immer entlarvt.

— Wenn dem so ist, so lasse ich mir gern eine Eigenschaft beilegen, welche mich dem schönen Geschlechte so ähnlich macht.

— Ei, sollten wir denn wirklich so heuchlerisch sein?

— Ja, schöne Maske! Ihr könnt nicht sagen, daß Euch die Männer ohne Grund den Vorwurf machen; doch muß ich auch gestehen, daß das Mißtrauen und die Tyrannei der Männer an Offenheit Euch schwächt und daß Eure Verstellung in den meisten Fällen Nachsicht verdient, weil Euch nur das Verlangen, uns zu gefallen, dazu treibt. Aber ist es Dir denn unmöglich, mir den Anblick Deiner Züge zu gönnen?

— Es ist unmöglich; das Verlangen, Dir zu gefallen, räth mir, die Maske beizubehalten.

— Deine Unterhaltung entzückt mich und jedes Deiner Worte belebt mehr und mehr meine gerechte Ungeduld, Dich zu sehen.

— Müßtest Du denn mein Gesicht sehen, um vorauszusetzen, daß es alle Vollkommenheiten besitzt? Hast Du mich nicht von vornherein den Gegenstand Deiner Begeisterung genannt? Glaube mir, Dein und mein Interesse verlangen, daß ich Deiner Bitte nicht willfahre. So lange ich verlarvt bleibe, bin ich sicher, aus Deinem Munde nur schmeichelhafte Worte zu vernehmen. Ach, ich bin nicht an sie gewöhnt! Fällt der schützende Flor, so ist die Illusion verschwunden und steife Höflichkeit und ernste Gemessenheit treten an die Stelle der Liebesworte und der Zärtlichkeit, durch welche Du mich, wenn nicht stolz gemacht, so doch wenigstens unterhalten und befriedigt hast.

— Gerade diese Bescheidenheit ist für mich der deutlichste Beweis für die Wahrheit meiner Voraussetzungen.

— Es ist wahr, wenn ich auch andere Verdienste entbehren muß, so besitze ich doch das, bescheiden — oder, um mich besser auszudrücken — offen zu sein.

— Könnte ich Dich mit den Andern Deines Geschlechts in eine Klasse

werfen, so würde es mir nicht viel Mühe kosten, Dir zu glauben. Der Carneval ist die Kehrseite der Münze, wenn wir uns die Welt als solche vorstellen, und ohne Zweifel lügen die meisten Frauen unter der Larve, welche sie zur Täuschung einzuladen scheint, weniger, als wenn sie ihre Züge unbedeckt zur Schau tragen. Sie haben so wenig Gelegenheit, ungestraft die Wahrheit zu sagen. Du bist nicht häßlich, darauf kann ich schwören; ich bin oft betrogen worden, aber ich habe dadurch auch einen sichern Takt in der Klassificirung der Masken erlangt. Ich täusche mich so leicht nicht. O, ich habe eine feine Nase!

Während ich dies sagte, bemerkte ich an der Maske eine Bewegung wie der Ueberraschung oder des Mißfallens. Ich mußte glauben, durch den letzten, etwas vulgären Ausdruck ihr Ohr beleidigt zu haben, und ich wollte eben deshalb um Entschuldigung bitten, als sie mir lächelnd die Hand reichte und mir so auf die feinste Weise zeigte, daß sie einen Fehler von so geringer Bedeutung zu verzeihen wisse; ich fuhr fort:

— Nur aus einem Grunde würde ich es bedauern müssen, wenn Du Dich entlarvt hättest.

— Und welcher Grund wäre dies?

— Weil ich dann nicht mehr von Dir reden dürfte wie von einer einfachen Gebirgsbewohnerin, wie zu einer Maske. Ist es nicht schmerzlich, dieser Vertraulichkeit, diesem köstlichen „Du und Du" entsagen zu müssen, welches der Carneval uns erlaubt. Jetzt spreche ich mit Dir so, wie die vertrautesten Freunde, Geschwister, Gatten, wie Liebende es thun.

— Nun sieh', wenn ich die Unbescheidenheit beginge, mich zu entlarven, so würdest Du Dich kaum von Deiner Ueberraschung erholen, kaum ein mattes, unfreundliches „Ich küß' die Hand" stammeln können.

— Wie gefällst Du Dir doch darin, mich zu quälen! Hältst Du mich einer solchen Unaufmerksamkeit fähig? Ich will für einen Augenblick annehmen, Du seiest häßlich, würdest Du Dich dann zugleich mit der Maske, die mich jetzt in Verzweiflung bringt, auch des Reizes Deiner Unterhaltung, der Stimme, die mich bezaubert, würdest Du Dich der holdseligen Freundlichkeit und der Anmuth entäußern, welche mich fesseln und entzücken? Wie kann ein Weib mit solchen Gaben häßlich erscheinen? Ist Dein Gesicht häßlich — ich verzeihe es Dir!

— Ich bin verwundert über das, was Du mir da sagst. Solltest Du denn nachsichtiger sein, als die andern Männer, weniger von Eigenliebe beherrscht, als sie? Häßlich zu sein ist doch nach Eurer Meinung das größte Verbrechen, das ein Weib begehen kann.

— Entweder bin ich aus anderem Stoffe gemacht, als meine Geschlechtsgenossen, oder Du verleumdest die Männer. Nimm diese neidische Larve ab und Du wirst sehen, daß meine Zärtlichkeit wächst, anstatt abzunehmen. Meine Voraussetzungen sind nicht gewagt. Wo könnte die Häßlichkeit, mit der Du mich abzuschrecken suchst, ihren Sitz haben? Sehe ich nicht die zarte Eleganz Deiner Taille? Halte ich nicht die schöne Hand in der meinigen? Bezaubert mich nicht dies wundernette Füßchen? Läßt das Wogen dieses himmlischen Busens nicht noch größere Reize ahnen? Entzücken mich nicht die Strahlen dieses dunkel glühenden Auges? Welch ein herrlicher Contrast zwischen der Ebenholzschwärze Deiner Locken und der blendenden

Weiße Deines Halses! Habe ich nicht das berauschende Lächeln Deines Mundes gesehen?

— Und doch, trotz aller dieser Reize, welche Du so übertreibst, wird Dir mein Anblick, wenn ich mich entlarve, Entsetzen bereiten.

— Nein, nein, das ist nicht möglich! Diese Züge!

— Hast Du sie denn alle gesehen?

— Ich kann sagen: ja — nur die Nase —

(Hier unterbrach sie mich laut lachend.)

— Du lachst? Ist Deine Nase vielleicht . . .

— Was weiß ich? Bestehe nicht darauf, Dich von ihrer Form zu überzeugen.

— Nein, es ist nicht möglich, daß eine unregelmäßige Nase diesen herrlichen Verein so vieler Reize entstelle; überdies nehme ich alle Folgen der Gunst, um die ich Dich anflehe, auf mich. Mit diesem Munde, diesen Augen, mit diesen unvergleichlichen Formen erlaube ich Dir schon plattnäsig zu sein.

— Unkluger!

— Wohlan! entlarve Dich! — Laß mir um Mitternacht die Sonne aufgehen!

— Tollkühner!

— Willst Du mich zwingen, Dich auf den Knieen zu bitten, willst Du mich zum Gespötte des ganzen Balles machen?

— Gut! genug! Du willst es! Du sollst mich ohne Maske sehen! — O, warum sind wir doch so schwach! Doch nicht meine Hand soll die Büchse der Pandora öffnen; empfange aus Deinen eigenen Händen die Strafe Deiner thörichten Ungeduld!

— Wie?! Lebe ich noch? O, unnennbares Glück! Beneidet mich, ihr Sterblichen! Reicht mir die Leier, Musen! In diesem Augenblick bin ich Pindar, bin ich Tyrtäus!

— Du bist ein Unsinniger!

— In welcher Verwirrung bin ich! Ich bringe diese Schleife nicht auf! Ah, endlich! O Wonne —

Ich konnte das Wort nicht vollenden, es dunkelte mir vor den Augen, so überwältigend war mein Schreck. Welch' eine Nase! Welch' eine Nase! Ich hätte nicht geglaubt, daß die Natur fähig sei, den Pleonasmus, die Hyperbel bis zu diesem Grade zu treiben. Das Sonett Quevedos:

„War einst ein Mann mit plattgequetschter Nase rc. rc.“

wäre zu arm und farblos, um sie zu schildern. Das war keine menschliche Nase — das war eine Runkelrübe, ein türkischer Säbel, ein Eckstein, eine ägyptische Pyramide! Großer Gott! warum dürfen überhaupt solche Mißgestalten vorkommen? Wenn es gerecht ist, Alles, was dem fortschreitenden Gange unserer Institutionen widerstrebt, alles nicht Zeitgemäße, alles Uebertriebene zu verdammen, warum giebt es kein Gesetz gegen Uebertreibung in der Form der Nasen?

In der ersten Bestürzung, in welche mich diese traurige Veränderung der Scene versetzte, hätte ich gewünscht, von der großnäsigen Gebirgsbewohnerin loskommen zu können, ohne gerade grob zu werden. Ich machte

unglaubliche Anstrengungen, einige galante Phrasen zu stammeln, aber unmöglich! Hätte ich jetzt einen Spiegel vor mir gehabt, ich hätte darin gewiß ein recht dummes Gesicht gesehen. Zu meinem Glücke fing jetzt die Maske, welche ohne Zweifel schon gelernt hatte, sich in ihre Häßlichkeit zu ergeben und alle Wirkungen derselben geduldig zu ertragen, an, recht herzlich zu lachen, und das gab mir den Muth, mich unter dem Vorwande, einen Freund begrüßen zu müssen, zu verabschieden und ohne noch einen Blick auf sie zu wagen, empfahl ich mich mit einem trockenen und verdrießlichen „Ich küß' die Hand."

Die Scham beflügelte meine Schritte; der Zorn machte mich blind, ich hatte nicht Raum genug, zu fliehen und stolperte über die Möbel. So wäre ich geraden Weges nach Hause geeilt, hätte ich nicht zuvor meinen Mantel einlösen müssen, was in dem Gedränge für den Augenblick unmöglich war. Da fühlte ich, daß sich in Folge des Aergers ein unmäßiger Hunger eingestellt hatte; ich flog zu einem Buffet, bemächtigte mich eines Stuhles, riß die Speisekarte an mich und verlangte mehrere Gerichte, die ich, immer noch in Wuth, schnell verschlang. Schon hatte ich die vierte Platte vor mir, als ich bemerkte, daß sich mir gegenüber Jemand niederließ. Ich erhob den Blick und sah — o, himmlische Gerechtigkeit! — dieselbe Maske, oder vielmehr dieselbe Nase, denn sie war entlarvt. Mein erster Gedanke war, aufzuspringen und davon zu laufen, aber die Maske versteinerte mich jetzt völlig, indem sie sagte:

— Wie, Sie haben mich also nur verlassen, um mich nicht zur Tafel führen zu müssen?

Ich saß da, verblüfft wie ein recht alberner Tropf — und die Nase lachte, und zu meiner Verzweiflung lachte der Galan, welcher sie begleitete, nicht; denn ich hätte es gewünscht, um wenigstens an ihm meine Wuth auslassen zu können.

— Senora . . .

— O, ich werde Ihnen keine großen Ausgaben verursachen: ein Glas Punsch, weiter nichts.

Eine solche Unverschämtheit reizte mich auf's Höchste und ich beschloß, mich durch Verhöhnung an ihr zu rächen.

— Ich würde Ihrem Wunsche mit großem Vergnügen willfahren, Senora, allein ich fürchte, daß Ihre Nase das Geschäft des Mundes usurpiren werde und wenn Sie nicht auch diese Larve abnehmen, so weiß ich nicht wie — —

— Ganz richtig, ich will meinen Punsch nicht mit ihr theilen, also fort mit ihr —

— Wie? Was sagen Sie? — Wäre es mögl . . .

Sie aber fuhr mit der Hand nach der Nase und riß sie los.

Ich armer Sünder! Sie war falsch, sie war von Pappe; jetzt sah ich erst ihre wahre Nase, die nicht weniger schön, nicht weniger vollkommen war, als jeder ihrer übrigen Züge.

Wie könnte ich die Schaam, die Verzweiflung schildern, die ich beim Anblicke eines so herrlichen Geschöpfes und bei der Erinnerung an meinen Leichtsinn, meine Unhöflichkeit und Unbilligkeit empfand. Ich wollte sie um Verzeihung anflehen, meinen Fehler beweinen, auf den Knieen den

Staub küssen von ihren Füßen, aber — die Grausame gab den Arm ihrem Begleiter, warf mir noch einen Blick zu, der mich ganz um die Besinnung brachte und verschwand mit einem eiskalten: „Ich küß' die Hand!"
(Charivari.)

Lustige Chronik.

Nicht gelacht, sondern aufgepasst! Die deutsche Einigkeit scheint nun vollständig gesichert, und zwar wider Erwarten durch zwei Dresdener Schneider: Gustav Adolf Müller und Heinrich Klemm sind die Schöpfer dieser Einigkeit, oder wenigstens haben sie doch die Mithülfe der politischen Conferenz in Anspruch genommen. Die beiden sächsischen Patrioten haben sich nämlich zur Herausgabe einer „Europäischen Modenzeitung" vereinigt und die erste Nummer mit folgendem Anschreiben an sämmtliche Vertreter deutscher Staaten bei den Dresdener Conferenzen gesandt: „Ew. fürstliche Durchlaucht (Ew. Excellenz) wollen huldreich geruhen, die erste Nummer der „Europäischen Modenzeitung", welche wir hier zu überreichen uns unterthänigst erlauben, einer geneigten Achtung zu würdigen, um daraus Kenntniß zu erlangen von einem Unternehmen, welches den ersten Versuch in Deutschland macht, eine selbständige deutsche Mode zu begründen und zu repräsentiren. Zum Gelingen dieses nationalen Unternehmens ist hauptsächlich nöthig, daß sich diese Zeitung durch Billigkeit ein großes Publikum verschaffe, weshalb sie alle Unterstützung durch Beiträge, selbst die der tüchtigsten Kräfte, unentgeldlich beanspruchen muß und sie zur einzigen Belohnung nur als patriotischen Tribut für eine nationale Ehrensache bezeichnen kann. Um nun diesem Begriffe auch in der äußern Form eine würdige Bedeutung und dadurch eine höhere Weihe zu geben, hielten wir es für angemessen, dem Verein der ersten Capacitäten dieses Industriezweiges in Deutschland, welcher sich eben die Schöpfung einer nationalen Mode im ästhetisch-praktischen Stiele (!!) und die wissenschaftlich künstlerische Fortbildung der Bekleidungskunst zur Aufgabe gestellt hat, die Benennung „deutsche Bekleidungsakademie" beizulegen, und zwar (wenn auch nicht ebenbürtig) nach dem Vorbilde anderer Akademien, die oft nur von sechs oder acht Gelehrten oder Künstlern zu Erreichung bestimmter wissenschaftlicher oder künstlerischer Zwecke privatim gestiftet wurden, wie z. B. die Académie française 1629 als Privatverein entstand u. a. m. Würde sich aber dieses nationale Unternehmen noch der Gunst und Beförderung der hohen deutschen Regierungen zu erfreuen haben, so würde auch der Eifer und die Thätigkeit der Mitglieder für diesen Zweck, welcher jedenfalls immer mit Opfern verknüpft ist, um so dauernder gewonnen und erhalten, ja ihnen noch ein besonderer Impuls verliehen werden. Und da uns der Zufall begünstigt, daß gerade der Beginn unseres Unternehmens, welches eine Vereinigung Deutschlands auf dem Gebiete der Mode erstrebt, zusammenfällt mit einer für Deutschland so wichtigen Epoche, wo die hohen Vertreter aller deutschen Staaten in Dresden versammelt sind, um Deutschlands politische Einigung zu bewirken, so glauben wir nicht verfehlen zu dürfen, diesen Wink des Zufalls zu benutzen und durch Ew. fürstliche Durchlaucht (Ew. Excellenz) die Aufmersamkeit

Höchst (Hoch) deren Regierung auf unser Unternehmen zu lenken, und für dasselbe um Höchst (Hoch) deren Begünstigung und huldreichste Beförderung unterthänigst zu bitten." — Was sagt die Welt dazu? Sie sagt: es muß auch solche Käuze geben!

Dieser Tage gab in Paris eine Entführung zu einem komischen Spektakel Anlaß. Vor einem Friseurladen nämlich, an dessen Fenster, wie dies üblich, sehr schöne Wachsbüsten, frisirt und elegant gekleidet, zur Schau standen, erregte eine derselben die Aufmerksamkeit eines jungen Engländers, der nun mit lauter Stimme dem Wachsbilde Elogen zu sagen begann. Das Publikum sammelte sich alsbald um den begeisterten Liebhaber, der endlich, durch die Umgebung zur Wirklichkeit zurückgerufen, sich in den Laden drängte und den Eigenthümer im geradebrechten Französisch frug, was er für seine Puppe haben wolle. Der Friseur verweigerte den Verkauf, da warf der junge Mann ihm plötzlich zehn Louisd'or auf den Ladentisch, packte die Büste und war mit einem Satze zur Thür hinaus. Draußen empfing ihn und den nacheilenden Eigenthümer der Jubel des Publikums; der begeisterte Engländer bahnte sich jedoch mit einigen Boxerstößen den Weg und gelangte glücklich bis in sein Hotel. Als nun einige Stunden später der Friseur dahin kam, um sein Eigenthum zu reclamiren, wurde er von dem Engländer zu einem förmlichen Boxerkampfe herausgefordert und nur dem ernstlichen Einschreiten der Polizei gelang es, ihm seine entführte Wachsbüste wieder zu schaffen.

Eine komische Erfindung wird jetzt an den Straßenecken Londons angezeigt und namentlich allen Fremden mit solcher Emphase angepriesen, daß wir sie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen wollen. Es sind Patent-Rock- und Beinkleidertaschen, wie man Patentschlösser gegen Diebe hat. Sie können an jedem Kleidungsstück mit Leichtigkeit angebracht werden. Ein Ring aus Gutta Percha schließt die Tasche bis auf eine kleine Oeffnung, durch die man nur mit einiger Gewalt die Hand durchstecken kann, so daß fremde Finger nicht in das Heiligthum des Eigenthums dringen können, ohne daß es der rechtmäßige Eigenthümer gewahr wird.

Die zahlreichen Besucher des Marktes in Basel hatten kürzlich ein sonderbares Schauspiel. Ein Storch, der wahrscheinlich sein Weibchen verloren, näherte sich mit 4 oder 5 andern einem Storchenneste, gegenüber dem Rathhause, anfangs in weitern, sodann in immer engern Kreisen, und verscheuchte die Alten aus demselben. Hierauf verließen ihn seine Begleiter und er vernichtete während einer vollen Viertelstunde mit grausamen Picken die ganze junge Brut. Allein bald erreichte ihn die Nemesis. Der 77jährige aber noch rüstige Präsident des Sanitäts-Collegiums, Hr. Rathsherr Oswald, begab sich auf die Zinnen des Rathauses, sprach über den Mörder das Todesurtheil und vollstreckte dasselbe alsbald mit eigener sicherer Hand durch einen kräftigen sicheren Schuß, durch welchen der Verbrecher herabstürzte. Das allgemeine Freudengeschrei bewies, daß bei uns an Abschaffung der Todesstrafe für absichtlichen Mord noch nicht zu denken ist.

Die britische Missionsgesellschaft für China hat ein wunderliches Project ersonnen, um über ganz China Tractätlein zu verbreiten. Man will nämlich kleine Ballons aufsteigen lassen, deren jeder zweihundert solcher Tractätlein enthalten soll, welche diese vermittelst einer Vorrichtung allmälig ausstreuen, ein Project, welches bekanntlich zur Aufsuchung des Capitains Roß schon mit Erfolg versucht wurde.

Bajazzo.

In einem alten Buche lesen wir folgende Beispiele von Thierbestrafungen: Im Jahre 1120 excommunicirte der Bischof von Laon die Feldmäuse und Raupen. 1386 wurde in Folge eines richterlichen Erkenntnisses zu Falaise ein Schwein gehängt, welches ein Kind zerrissen hatte. 1474 wurde durch einen Ausspruch des Baseler Magistrats ein Hahn zum Feuertod kondemnirt, weil er — ein Ei gelegt hatte. 1499 verurtheilte das Gericht zu Beauvais einen Ochsen zum Galgen, weil er einen jungen Burschen gespießt hatte. Allein das Beste ist ein 1690 in der Auvergne stattgehabter Proceß gegen die Raupen. Diese Insecten wurden förmlich wegen Verwüstung fremden Eigenthums vor Gericht citirt, es wurde ihnen ein Curator gegeben und der Proceß in allen Formen verhandelt. Der Spruch des Gerichts verurtheilte die Raupen, sich in einen bestimmten Ort zurückzuziehen, um daselbst vernichtet zu werden. Wie dieses Erkenntniß ausgeführt wurde, erzählt die Geschichte leider nicht.

Die Engländer sind doch sehr praktische Leute. So liest man an einem Londoner Kirchhofe folgende Ankündigung: Auf diesem Kirchhofe darf Niemand begraben werden als diejenigen, welche in dem dazu gehörigen Kirchsprengel leben. Anmeldungen beliebe man bei Mr. N. N. zu machen. Für comfortable Begräbnisse empfiehlt sich die Firma A. D.

Selbst auf die Gestirne ist kein Verlaß mehr. Der Mond hat seit kurzem große Löcher bekommen, von der Größe, daß man durch den Mond hindurchsehen kann. An manchen Stellen soll der Mond schon so durchlöchert wie ein Sieb aussehen. Der französische Astronom, der die Mondlöcher durchforscht hat, versichert, daher komme auch das kalte Frühjahr, es ziehe durch die Löcher. Da müßten Läden an den Mond gemacht werden.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 29. Nordhausen, Juli. **1851.**

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Das Leben ein Speisezettel.

Von G. Saphir.

Das Leben ist nichts als ein Tisch,
Das will ich euch beweisen,
D'rauf stehen reichlich im Gemisch,
Wohl Braten, Brühen, Fleisch und Fisch,
Und eine Auswahl Speisen.

Die Welt ist unser Speise-Saal,
Das Glück bedient die Gäste,
Es giebt dem Einen Bissen schmal,
Dem Zweiten Bissen ohne Zahl,
Dem Dritten gar das Beste.

Vor allen Dingen thut uns Noth,
Ein rechter guter Magen,
Des Lebens saures Alltagsbrod,
So wie auch feinen Schnepfenkoth,
Mit Anstand zu vertragen!

„Gesundheit" muß man stets voran
Als Bouillon herstellen,
Die „frohe Laune" kommt sodann
Mit „heiterm Scherze" auch heran,
Als Hering und Sardellen!

Das „Pflegma" kömmt als Rindfleisch her,
Mit einer dicken Brühe,
Das ist nun zäh und etwas schwer,
Und ist es gar nicht mürbe sehr,
Beißt man es nur mit Mühe!

Die „Jugend" ist Cottlet au jus,
Das ist ein schöner Bissen!
Doch greift man da zu schnelle zu,
So hat man sich daran im Nu
Ein Zähnchen ausgebissen!

D'rauf präsentirt sich Omlett
Die „Freundschaft ohne Finten,"
Dann kömmt die „Schönheit" süß und nett,
Nicht mager wohl und auch nicht fett,
Als Reisspeis' mit Corinthen.

Von Fisch und Fleisch ein Mittelding,
Als Leber kommt die „Ehe!"
O! zu verdau'n ist sie nicht g'ring,
Wem auch das Herz nach ihr erst hing,
Der fand sie später zähe!

Der „Reichthum" und das liebe „Geld,"
Das sind die besten Braten!
Dazu wird auch noch hingestellt,
Die „Aemter- und die Titelwelt,"
In herrlichen Salaten!

Die „sanften Frauen," zart und süß,
Als Tauben sind zu speisen,
Doch muß man oft, wer weiß nicht dies?
In „böse Frau'n," von Kopf bis Füß',
Als Pfeffergurken beißen! —

Die „Hoffnung" machet den Marqueur,
Sie reicht stets blanke Teller,
Die „Liebe" bringt den Becher her,
Und läßt ihn freundlich nimmer leer,
Vom besten Muskateller.

So laßt uns denn als Pfropfengeld
Ein frohes „Vivat" geben:
Es soll die schöne Frauenwelt
Und was zumeist uns selbst gefällt,
Wir Alle sollen leben!

In einem telegraphischen Bureau.

Auf der Station von — angekommen, fand ich, daß mein Gepäck, das ich mir aus der Hauptstadt hatte nachschicken lassen, noch nicht eingetroffen war. Ich hatte keine Zeit zu verlieren und ließ durch den elektrischen Telegraphen in London nachfragen. Neugierig über das Schicksal des Ausgebliebenen begab ich mich selbst nach dem Bureau. Der Telegraphist der Station war ein junger Mann von einnehmendem Aeußern und mittheilsamer als die meisten seiner Collegen. Er lud mich freundlich ein, in sein Zimmer zu treten. Es war ein kleiner behaglicher Raum; der Fußboden mit Teppichen bedeckt, im Kamin brannte ein lustiges Feuer; auf dem Tisch lagen Bücher, die dem literarischen Geschmack ihres Besitzers Ehre machten. Bald knüpfte sich ein Gespräch zwischen uns an. — Sie glauben nicht, sagte mein neuer Bekannter, wie sehr eine Beschäftigung wie die meinige es zur Gewohnheit macht, sich kurz zu fassen, und was man zu sagen hat, in so wenig Worten als möglich zu sagen. Ich schreibe zuweilen kleine Aufsätze und finde, daß ich unwillkürlich allen Wortüberfluß vermeide, grade wie wenn

ich eine Nachricht telegraphire. Sie haben aber auch keinen Begriff, was für weitschweifige Botschaften wir oft zu melden bekommen. Wir kürzen sie um die Hälfte, dann werden sie erst recht verständlich. Um nichts wird der Telegraph mehr in Requisition gesetzt, als um vermißte Damenhündchen; kein Tag vergeht ohne solche Nachfragen. Und was für Beschreibungen! Die ganze Geschichte des Thiers, seine Gewohnheiten und Tugenden. Wir reduciren sie auf ein paar Zeilen und das reicht vollkommen aus!

Hier wandte er sich nach dem Zifferblatt des Telegraphen, beobachtete es einen Augenblick und ließ die Augen wieder in das Buch fallen, das er eben in der Hand hatte.

Sprach Jemand mit Ihnen? fragte ich.

Nicht mit mir, sondern mit der — Station.

Wie wissen Sie das? — Warum blickten Sie von Ihrem Buche auf?

Weil ich die Drähte hörte.

Ich habe sonst auch ein feines Gehör, aber ich habe nichts gehört.

Das macht die Gewohnheit. Auch Sie hörten vielleicht die Vibration, wußten aber nicht, was es war. Mein Ohr ist für dieses Geräusch so empfindlich, daß es mir nie entgeht. Wir haben zwar einen Wecker (hier berührte er einen Draht und augenblicklich schlug ein Hammer an eine Glocke), aber ich unterbreche in der Regel die Verbindung, weil der Lärm zu grell in die Ohren dröhnt.

Ich hörte jetzt ein Geräusch, wie wenn man den Finger einer Elektrisirmaschine nähert und ein Funke herausschießt. Ich blickte auf und sah die Nadeln sich hin- und herbewegen. Der Telegraphist stand auf und trat an die Maschine. Vorwärts und rückwärts gingen die Nadeln, nach der Rechten, der Linken, dann mit einem Ruck wieder halb zurück und so fort, während der Telegraphist zwei von dem Instrumente herabhängende Griffe in den Händen hielt und von Zeit zu Zeit damit telegraphirte. Während der ganzen Zeit war sein Blick unverwandt auf das Zifferblatt gerichtet, ähnlich wie auf das Gesicht einer Person, mit der man spricht und deren Charakter man aus ihren Mienen studiren möchte. Die Botschaft wurde auf eine Schiefertafel niedergeschrieben und dann auf ein Blatt Papier copirt, das einem der Boten zur Beförderung gegeben wurde.

Ich weiß, wer die Depesche telegraphirt hat, — sagte mein junger Freund. Wie ist das möglich? — Ich erkenne es aus der Art und Weise, wie er mit den Nadeln umgeht. Ich weiß das so sicher, wie wenn der Mann vor mir stände. Sie werden keinen Unterschied in den Vibrationen entdecken, und doch besteht ein sehr großer. Unentschlossenheit, Unsicherheit, Hast oder Festigkeit, alles kann man an den Bewegungen erkennen. Der ganze Charakter des Telegraphirenden, seine augenblickliche Stimmung theilt sich den Nadeln mit; auf dem Zifferblatt sehe ich den innern Menschen vor mir. Mein College da drüben ist ein braver Mann, aber vorsichtig, unentschlossen, niemals sicher, ob er auch keinen Fehler macht. Die Nadeln gehen nur langsam von einer Seite zur andern, es ist kein resoluter, energischer Sprung. So ist der Mann selbst. Das Zifferblatt verräth den Charakter. — Das ist wirklich interessant, bemerkte ich. Daß man mit einer hundert Meilen entfernten Person reden kann, wie wenn man einem gegenüber stände, ist schon außerordentlich, daß sich aber die Gemüthsstimmungen auf solche Ferne

augenblicklich verrathen, das ist vielleicht noch wunderbarer. — Auch an der Weise, wie Jemand Ihre Botschaft empfängt, können Sie erkennen, mit wem Sie zu thun haben. Einer, der schwer begreift, wird Sie das ganze Wort geben lassen, während ein anderer schon nach dem ersten Buchstaben das Zeichen geben wird: „Ich verstehe." Selbst dieses Zeichen wird von dem Einen mit einem entschiedenen, festen Ruck gegeben, während bei einem Andern langsameren Geistes auch die Nadeln bedächtig sind. — Ich bemerkte, als Sie die Depeschen erhielten, daß Sie dann und wann einen ungewöhnlich starken Ruck gaben. Was bedeutete das? — O! antwortete er lachend, das war ein unwilliges „Verstanden!" Mein College drüben pausirte, um zu sehen, ob ich ihn verstanden, und durch die brüske Weise, wie ich ihm „Ja!" sagte, zeigte ich ihm, daß sein Zweifel mich ungeduldig machte. Das ist freilich nicht allzuhöflich. — Aber hat der Andere auch Ihre Remonstration verstanden? — Gewiß, ich erkannte es sogleich daran, daß er seine Manier änderte. Denn mein „Verstanden" bedeutete zugleich: Natürlich verstehe ich's, fahren Sie also rasch fort und halten Sie sich nicht länger mit so langweiligen Fragen auf.

Sie dürfen den Telegraphen wohl keinen Augenblick verlassen? — fragte ich. — Nein, ich oder mein Bruder, einer von uns beiden muß stets anwesend sein. Wir wechseln. Gegenwärtig ist mein Bruder verreist und so wache ich schon die dritte Nacht. — Das muß sehr ermüdend sein, zumal da Sie nicht einnicken dürfen, aus Furcht, daß etwas passirt. — Ermüdend allerdings. Eine Bewegung der Drähte würde mich aber bestimmt wecken. Wie oder warum, kann ich nicht sagen; aber das leichteste Erzittern erregt mich. Ob ich es fühle oder höre, weiß ich nicht, aber ich weiß, wenn sich die Drähte bewegen. Des Nachts haben wir indeß meist Ruhe. Gegen Morgen kommen die auswärtigen Posten an und dann haben wir die Depeschen für die Zeitungen zu telegraphiren. Das erfordert eine unausgesetzte Arbeit von mehr als zwei Stunden. Eine lange Correspondenz ist wahrhaft ermüdend. Sobald es vorüber ist, wird alles in ein Buch eingetragen. Das ist die langweiligste Parthie unsers Geschäfts. Jede Depesche, wichtig oder nicht, wird in ein Journal eingetragen; allmonatlich werden die Rechnungen und das Geld eingesandt und die Journale der verschiedenen Bureaus verglichen, ob auch alles in gehöriger Ordnung ist.

So erfahren Sie also alle auswärtigen Nachrichten früher als irgend jemand anders, und was die ersten Morgenausgaben melden, ist für Sie schon etwas Altes. Mich wundert, daß Personen, die sich etwas Wichtiges und Geheimes zu melden haben, ihr Geheimniß Männern anvertrauen, die ihnen gänzlich unbekannt sind.

O, da ist keine Furcht, daß wir etwas ausplaudern. Von einem elektrischen Telegraphisten bekommen Sie nichts heraus. Wir sind zum strengsten Geheimniß verpflichtet, müssen auch eine beträchtliche Summe (500 Pfd. Sterl.) als Caution stellen. Unsere Gewissenhaftigkeit muß in dieser Hinsicht über allen Verdacht erhaben sein, denn allerdings gehen oft sehr wichtige Dinge durch unsere Hände.

Mein junger Freund zeigte mir hierauf seine Wohnung. Neben dem Bureau befand sich ein Wohnzimmer, gegenüber die Küche, eine Treppe höher das Schlafzimmer, alles klein, aber äußerst behaglich eingerichtet. —

Haben Sie viel Zeit gebraucht, das Telegraphiren zu erlernen? fragte ich. Nein, es ist nicht so schwer, aber die übersandten Mittheilungen rasch und leicht zu lesen, das erfordert doch längere Uebung. Die schnelle Beförderung einer Depesche hängt hauptsächlich von dem Empfänger ab; denn wenn er ein guter Kopf ist, versteht er die Wörter ehe sie zu Ende buchstabirt sind; so kommt er dem andern auf dem halben Weg entgegen und die Mittheilung erfolgt außerordentlich rasch.

Ein gewaltiges Geräusch rief uns wieder in das Bureau. Es war die Allarmglocke, die eine Depesche ankündigte. Die Nadeln bewegten sich hin und her. Ist das für Sie? fragte ich. — Ja, war die Antwort, so vielmal zur Rechten und so vielmal zur Linken bedeutet meine Station — Ich konnte nun recht wahrnehmen, wie rasch mein Gefährte die Bewegungen der Nadeln las. Rasch folgte ein Ruck „verstanden“ dem andern. Einmal bemerkte ich eine ungewöhnliche Bewegung. Was bedeutet das? fragte ich nachher. — Das sollte heißen: Sagen Sie das noch einmal. Ich verstand die Zeichen nicht und, wie ich richtig vermuthete, hatten die Telegraphisten einen Fehler gemacht.

Der Abend war schon weit vorgerückt, und noch immer konnte ich mich nicht von meinem freundlichen Erzähler und dem behaglichen Platz am Kamin trennen. Schon lange waren keine Botschaften mehr angekommen. Da rührten sich die Nadeln wieder. Ah! das ist von der — Station, rief mein Gefährte. Ein Freund spricht mit mir. Er fragt mich, ob ich allein bin. — Nein, ein Freund ist bei mir. — Freut mich, daß du nicht allein bist, denn das ist entsetzlich langweilig, — kam als Antwort zurück. Fast alle Abende, sagte mein Gefährte, halten wir ein solches Zwiegespräch. Er ist nicht gern einsam und so unterhält er sich mit mir. — Wer ist bei Ihnen? fragte der einsame College auf der — Station. — Niemand, den du kennst, war die Antwort. — Wir wollen ihm ein Räthsel aufgeben. Fragen Sie ihn, wann brauchte Adam zuerst einen Spazierstock? — Als Eva ihm einen kleinen Cain präsentirte! (Cain und cane, Spazierstock, klingen im Englischen gleich) kam auf der Stelle als Antwort zurück. — Der Schelm! rief ich, gewiß hat er das Räthsel schon gekannt! und wir lachten beide herzlich. Der Schelm! gewiß hat er das Räthsel schon gekannt, ließ mein Gefährte die Drähte wiederholen. — Sehen Sie die Nadeln, wie sie sich bewegen, sagte ich. Ja, er lacht. Das bedeutet Lachen. Er lacht recht herzlich. Ruck! Ruck! Ruck! Ruck! wir lachten durch den Telegraphen wieder, wie wir es in Wirklichkeit thaten. Ein anderes herzliches Lachen kam zurück, dazu eine gute Nacht. Auch wir wünschten gute Nacht und unser Abendgeplauder war beendet.

(Aus der Zeitung für Norddeutschland.)

Lustige Chronik.

An einem Abende der letzten Tage hört ein Berliner Hausbesitzer, daß unter dem Fenster seines nach dem Hofe gelegenen Arbeitszimmers ein schönes Quartett von acht Männerstimmen gesungen wird; bald

erfährt er, daß ihm diese künstlerische Huldigung gilt, und lauscht am geöffneten Fenster, damit ihm, einem Freunde des Gesanges, kein Ton entgehe. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit weilt er an seinem Platz bis zum Schluß des achten oder neunten Liedes — so viele hatten die unermüdlichen Ständchenbringer gesungen — nnd geht dann in den Hof, um den freundlichen Sängern seinen gerührtesten Dank auszusprechen. Unter vielen höflichen Reden wird der Dank abgelehnt und man versichert dem würdigen Hausvater, „er habe gar keine Ursache zu danken". — Eine Viertelstunde später geht der Hausbesitzer „zur Weißen", kommt bei der geöffneten Thür einer zur ebenen Erde gelegenen Wohnung vorbei und ein Blick in dieselbe überzeugt ihn, daß dieselbe leer sei; auch die längst rückständige Miethe war nicht zurückgelassen. Während die unermüdlichen Sänger hinten über die gewöhnliche Dauer der Ständchen sangen, war der „faule" Miether „vorn ausgerückt"; zu spät überzeugte sich der Geprellte, daß er „keine Ursache habe zu danken".

Auf Anordnung der englischen Regierung wurden von einer Commission gedruckte Fragen an alle Gemeinden in Großbritannien gesandt, ob daselbst eine ungewöhnliche Sitte u. s. w. bestehe oder noch in der letzten Zeit bestanden habe, die noch nicht beschrieben sei. Aus einem kleinen Orte, Chippenham, ging darauf die kurze Antwort ein: „Ja, die Mitglieder des Stadtrathes speisen jährlich zweimal in Gesellschaft und bezahlen das Essen aus eigenen Mitteln."

In einem Gerichtshof zu New-York kam es vor einigen Wochen vor, daß ein Angeklagter eine Vertheidungsschrift einreichte, welche nicht weniger als sechstausend Folioseiten füllte. Der Gerichtspräsident sah dies Wunderwerk der Prozeßlitteratur an und bemerkte dann mit ernster Miene: es werde wohl am besten sein, dasselbe als Probe amerikanischer Industrie zur großen Ausstellung nach London zu senden.

Bajazzo.

„Hier werden Zähne ohne Schmerz ausgerissen." Ehe noch das Chloroform erfunden wurde, um die armen Zahnleidenden in sanften Schlummer zu wiegen, las man in großen Buchstaben obige Aufschrift auf der Thür eines New-Yorker Zahnarztes. — Ein Patient tritt ein. „Bitte Platz zu nehmen." Der Zahnkünstler nimmt gravitätisch seine Zange zur Hand und setzt an. — Ruck, und auf fährt der arme Patient und schreit wie besessen. „Sein Sie ruhig, sein Sie ruhig, ich machte Ihnen absichtlich diesen kleinen Schmerz, um Ihnen Millers Methode zu zeigen. Nicht wahr, die gefällt Ihnen nicht? Setzen Sie sich." Und wieder setzt der Quacksalber die Zange an. „Gott und alle Heiligen" schreit das unglückliche Opfer. „Sehen Sie, das ist meines Nachbars Methode, Zähne auszureißen. Ist das nicht eine schändliche Methode?" Und wieder setzt er das Instrument an. „Au weh! au weh!" schreit der Gemarterte. „Sehen

Sie, das ist Seemanns Methode, die schlechteste, die ich kenne." (Nun hängt der Zahn nunmehr an einem Faden.) „Nun beobachten Sie meine Methode; hier ist der Zahn. Nun werden Sie doch von der Vortrefflichkeit meiner Methode überzeugt sein. Bitte, mich zu recommandiren."

Dershawin, der berühmte russische Dichter und Minister Katharina's II., war gemeiner Soldat, als er ein Gedicht an die Kaiserin und damit sein Glück machte. Er sah die Kaiserin am Tage ihrer Krönung von der Parade zurückkehren, wo sie den Huldigungseid der Garderegimenter entgegengenommen hatte. Sie saß auf einem edlen schneeweißen Rosse; ihre goldene Rüstung funkelte mit blendendem Glanz in den Strahlen der Sonne; wie eine Kriegsgöttin ritt sie einher; ein zahlreicher Stab der höchsten Würdenträger umgab sie, als sie an der Schildwache vorbei ins hohe Portal sprengte. Diese Schildwache war Dershawin. Ungeduldig erwartete er die Zeit seiner Ablösung und kaum in sein Quartier zurückgekehrt ergriff er hastig die Feder und schrieb seine „Ode an die Kirgis-Kaisazkische Fürstin Feliza", angeblich verfaßt von einem Mursa (tartarischen Fürsten). Erst nach Jahren kam dieses Gedicht der Kaiserin vor Augen. Auf ein heftiges Schellen aus den kaiserlichen Gemächern tritt die Fürstin Dashkoff ein und findet die Gebieterin in Thränen. Wer ist der Verfasser dieses Gedichtes? fragt Katharina. O nenne mir ihn, den Mann, der mich so durchschaut, der so tief in meiner Seele gelesen und mein redliches Streben so erkannt hat. — Während dessen befand sich Dershawin bei dem Fürsten Wiäsemki, in dessen Kanzlei er subalterne Dienste verrichtete. Er hatte eben Packete geschnürt und Briefe versiegelt, als ein Postillon eintritt und einen Brief nebst Packet an Dershawin abgiebt, welches die Aufschrift trägt: Aus Orenburg, von der Kirgisen-Fürstin an den Mursa. Das Packet enthielt eine goldene Dose mit der Kaiserin Bildniß, in Brillanten reich gefaßt, nebst fünfhundert Ducaten, der Brief die Ernennung zum Hofrath und den Dank der Kaiserin. Bestürzt und verwirrt stand er noch vor diesem Räthsel, als die Thür sich öffnete und die Fürstin Dashkoff eintrat, die ihm alles aufklärte und ihm den Wunsch der Kaiserin, ihn baldigst zu sehen, mittheilte. Von der Zeit an war Dershawin seinem dunkeln Stande entrückt. Er bekleidete fortan die höchsten Ehrenstellen, ward abwechselnd Minister der Finanzen, des Innern und der Justiz, vor allem aber der größte lyrische Dichter seiner Zeit.

Ein komisches Mißverständniß. Der Kapellmeister Naumann probirte einmal in der Kirche mit den Musikern eine seiner Compositionen, wozu sich viele Zuhörer eingefunden hatten, von denen die meisten unter einem Chor Platz nahmen, auf welchem sich die Musiker befanden. Man wollte einmal sich die Illusion machen, als käme die Musik aus höheren Regionen und zum andern geschah es, weil man den berühmten Componisten selbst im Auge zu behalten wünschte, was gerade unter diesem Chore hervor am Besten geschehen konnte, weil Naumann mitten in der Kirche und mit dem Gesichte dieser Seite zugekehrt Platz genommen hatte, um die Wirkung der Musik dort besser beobachten zu können. Mitten im Ausführen seines Tonwerks bemerkt er, daß das Tutti nicht früh genug eintritt, und

rief daher lebhaft, indem er entsetzt aufsprang: „Der Chor fällt ein!“ damit nur seinen Instrumentisten eine Erinnerung gebend. Allein die Zuhörer, die das nicht wissen konnten, und den Einfall des Chores befürchteten, unter dem sie standen, stürzten alle mit furchtbarem Erschrecken nach dem Schiff der Kirche, um nicht erschlagen zu werden, wie sie dachten. Erst nach und nach erholten sie sich und sahen lächelnd ihren Irrthum ein.

Alles jetzt Mode! Eine Dame aus der haute volée von Berlin kommt unlängst zum Prof. v. R. und bittet ihn inständigst, ihr doch ein Billet zu den höchst interessanten Vorlesungen des wissenschaftlichen Vereins zu verschaffen. — Prof. v. R. betheuert, daß alle Plätze vergeben seien, vertröstet sie jedoch damit, daß er im nächsten Monat ihr einen Platz zu verschaffen hoffe. „Erst im nächsten Monat?“ erwiederte die Dame, „dann werde ich davon wohl keinen Gebrauch machen.“ — Warum? frug der Prof. — „Weil dann,“ fuhr die Dame fort, „die Vorlesungen vermuthlich schon aus der Mode sein werden.“

In Stockholm, wo es die schönsten Mädchen giebt und wo die Mädchen und Frauen die schönsten, tiefblauen, treuherzigen Augen haben, giebt es auch die größten — Schneiderschilder. So erzählt Jemand im Magazin für die Litteratur des Auslandes von einem Schneiderschild auf der Königinstraße, auf welchem jeder Buchstabe hinreichen würde, ein paar Beinkleider daraus zu schneiden. Kommt daher, daß das Jahrhundert so kurzsichtig ist!

Der berühmte Prediger Horne sollte eines Tages in der Johanniskirche zu London predigen. In der Zerstreuung ging er aber zur Paulskirche. Er trat in die Sakristei, ohne seinen Irrthum zu merken. Nicht einmal, daß hier schon ein Prediger war, brachte ihn zur Besinnung. Glücklicherweise spann sich zwischen beiden Predigern, die sich persönlich nicht kannten, folgendes Gespräch an: Ich werde heute wohl nicht viel Zuhörer haben, begann der Prediger. — Und warum das? fragte Horne. — Der Prediger antwortete: Weil halb London nach St. Johann strömt, um den berühmten Horne zu hören. — So? erwiederte Horne ganz gelassen. Ja, dann werde ich wohl auch dahin gehen müssen; den wollte ich ebenfalls hören. Er hatte seinen Irrthum eingesehen, empfahl sich dem Prediger und eilte zur Johanniskirche.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 30. Nordhausen, Juli. 1851

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Ein Ehemann wie es wenige giebt.

Ein Fremder von hohem Range, der in den politischen Ereignissen unserer Zeit eine Rolle gespielt hat, ist vor Kurzem in Paris angekommen, wo er vor einigen Jahren schon einen längeren Aufenthalt genommen hatte. An ein thätiges und bewegtes Leben gewöhnt, suchte er damals die von den Umständen ihm aufgezwungene Muße, die ihn ungeduldig machte, durch eine Heirath auszufüllen. Jung und glänzend, mit einer merkwürdigen Vergangenheit und einer vielversprechenden Zukunft, konnte er wohl auf eine hervorragende Verbindung Anspruch machen und erhielt auch wirklich die Hand einer jungen Dame aus einer aristokratischen Familie des Fauborg St. Germain.

Die Rückkehr dieses Mannes hat in der Pariser Gesellschaft eine Bewegung der Neugierde hervorgebracht, welche die früher bekannten, etwas excentrischen und bizarren Züge seines Charakters rechtfertigen, von dem die Chronik der Salons manche Anekdote erzählt.

Jener Fremde ist nicht in dem gesellschaftlichen Kreise, wo er sich heutzutage durch seine Verdienste bewegt, geboren und erzogen worden. Die natürliche Heftigkeit seines Charakters, durch keine sorgsame Erziehung gemildert, durch keine Cultur gezügelt, nahm in Folge der Sitten des Lagerlebens an Stärke zu. Erst später zu Vermögen und Größe gelangt, gehörte er zu der großen Anzahl derer, die, in der Mitte des Lebens zu Reichthümern gekommen, eine lebhafte und beharrliche Anhänglichkeit an die Güter zeigen, deren Werth sie durch lange Entbehrung und schwierige Eroberung kennen gelernt haben. Als mithin der berühmte Fremde zuerst in der Pariser Gesellschaft auftrat, wollen die eifersüchtigen und neidischen Beobachter jeder Größe die Bemerkung gemacht haben, daß seine glänzenden Eigenschaften durch zwei Fehler, Geiz und Rohheit, verdunkelt wurden.

Der letztere dieser Fehler war für das eheliche Leben besonders störend und mußte hart empfunden werden von einer jungen, hochgebornen, in der vornehmsten Gesellschaft erzogenen Dame, welche bis dahin von der zartesten

Aufmerksamkeit umgeben und an die feine und ausgesuchte Höflichkeit der Pariser Aristokratie gewöhnt war. Madame empfand auch bald die Wirkungen dieser ihr so neuen Veränderung, denn der Charakter ihres Gatten zeigte sich schon in den ersten Tagen der Ehe, und die honigsüßen Flitterwochen bekamen einen bitteren Beigeschmack.

Dies war sehr traurig und hätte alles erwartete Glück zerstört; die unter den lachendsten Auspizien geschlossene Verbindung, welche eine gegenseitige Neigung hervorgerufen hatte, sah ihre Annehmlichkeiten und ihren Reiz durch üble Viertelstunden getrübt, die immer häufiger sich wiederholten. Die junge Frau mußte mit einer seltenen Tugend ausgestattet sein, wenn ihre Zärtlichkeit nicht den Prüfungen unterliegen sollte, welche sie täglich zu erleiden hatte.

Nach einem ehelichen Streit, der vor mehreren Zeugen stattgefunden hatte, zog sich der jähzornige Gemahl in sein Zimmer zurück, gefolgt von einem wahren Freunde, der frei zu ihm sprechen durfte und auch mit allem Ernst von diesem Vorrecht Gebrauch machte.

Ohne sich an den noch nicht erloschenen Zorn seines Freundes zu kehren, machte er ihm wegen seines eines Gentlemans so unwürdigen Benehmens ernste Vorwürfe. Der Schuldige hörte ihn mit finsterer Miene an und antwortete, als die Strafrede zu Ende war: „Deine Vorwürfe sind gerecht, ich verdiene sie und mache mir selbst noch härtere. Aber was soll ich thun? ich kann nicht anders! ich kann mich nicht beherrschen, bin außer mir, vergesse mich, und obgleich ich nach der Krisis mich schäme und verzweifle, so verhindert mich dies doch nicht, bald, manchmal selbst am folgenden Tage, meinen Fehler zu wiederholen. Es ist fatal!" — „„Ja, sehr fatal!"" — „Ich verdiene eine gute Lection, und sie soll mir werden", rief der Schuldige.

Er ging einige Minuten im Zimmer mit großen Schritten auf und ab, gesenkten Hauptes, finster brütend und eine Cigarrette zwischen den Fingern drehend. Der Ausdruck seiner Züge, die Falten auf seiner Stirn verriethen einen stürmischen Kampf in seinem Innern; endlich war sein Entschluß gefaßt, er öffnete eine in seinem Secretair stehende Kassette und nahm ein Tausendfrancsbillet heraus.

Sein Freund betrachtete ihn mit Erstaunen, ohne zu begreifen, was jener zu thun beabsichtige. Unser Held rollte das Bankbillet zusammen, näherte es dem Lichte und zündete seine Cigarrette an der Flamme an, die das dünne und kostbare Papier verzehrte.

Der Freund, betroffen von dieser seltsamen Handlung eines Mannes, dessen große, ja übertriebene Sparsamkeit er kannte, erhob sich und stürzte auf ihn zu. — „Laß mich!" flüsterte der Geizige mit erstickter Stimme. — „„Bist Du von Sinnen?"" — „Nein." — „„Aber Du weißt nicht, was Du thust!"" — „Ich weiß es sehr wohl . . . ich strafe mich."

Als das Bankbillet in ein Häuflein schwarzer Asche verwandelt war, sagte der Held, der nach dieser That mit Recht so genannt werden kann, in entschlossenem und feierlichem Tone: „Ich beschwöre bei meiner Ehre, daß jedesmal, wo ich mich gegen meine Frau vergessen sollte, ich mich dafür auf die empfindlichste Weise in meiner Liebe zum Gelde züchtigen werde, wie ich es so eben gethan." — „„Ich empfange Deinen Eid und Dein Opfer"", antwortete tief bewegt der Freund.

Dieser Eid wurde mit stoischer und unwandelbarer Treue gehalten. Von jenem Tage an bezahlte der Geizige gewissenhaft die Vergehen des brutalen Ehemanns. Nach jeder heftigen Scene erschien er vor seinem Richter, unterwarf sich dem selbstauferlegten Gesetze und führte sein Urtheil ohne Appellation aus. Der Verurtheilte öffnete die reiche Kassette, welche seine Schätze enthielt; bleich und zitternd von der Anstrengung, unter die die Leidenschaft sich beugte, nahm er ein Bankbillet heraus und verbrannte es. Die Strafe wurde stets nach dem Vergehen abgemessen; er hatte einen Codex für die verschiedenen Grade der Beleidigung: für eine einfache Grobheit ein Fünfhundertfrancsbillet; für eine Grobheit vor Zeugen ein Tausendfrancsbillet und zwei derselben, wenn die Beleidigung sich nicht nur auf mündliche Rohheiten beschränkte, sondern von Gesten oder Handlungen begleitet wurde.

Dieses Strafgesetz konnte seinen Ruin herbeiführen, denn sein Freund bestätigt, daß in einem Monat 35,000 Francs darauf gegangen sind. Glücklicherweise hat die Sache sich zum Guten gewandt.

Bei dem Wiedererscheinen des edlen Fremden erkannte die Pariser Gesellschaft an, daß eine glückliche Veränderung mit ihm vorgegangen sei. Seine früheren Fehler sind verschwunden, das strenge Heilmittel hat auch eine vollständige Kur bewirkt; das gute Princip in ihm hat den Sieg davongetragen, sein durch theuere Mittel erstrebter Zweck ist erreicht. Er ist jetzt liebenswürdig, galant, bezaubernd gegen seine Frau, von unerschütterlicher Sanftmuth, außerdem großmüthig und freigebig geworden und verwendet seinen Reichthum auf die einsichtsvollste und herrlichste Weise. So war der Sieg doppelt, und der eine Fehler ist durch den anderen geheilt worden.

Solche Macht hat der Wille über eine kräftige Seele. Wohl denen, welche Muth, Kraft und die Mittel besitzen, durch das oben geschilderte Verfahren sich zu bezwingen! Das Beispiel ist schön, doch zweifeln wir daran, daß es viele Nachahmer unter den Pariser Ehemännern, die ihre Fehler zu verbessern haben, finden wird.

(Charivari.)

Der Häringsfang.

Mögen Sie immerhin lächeln, mein freundlicher Leser! vielleicht sogar ungläubig den Kopf schütteln über meine kühne Hypothese, dennoch wage ich zu behaupten: Der Häring ist der Begründer der holländischen Seemacht! ihm allein verdanken die stolzen Mynheers ihre prächtigen Colonieen, die Stützen ihres Reichthums; der Häring allein ist Schuld, wenn die Niederländer als Nation im sechszehnten Jahrhundert eine so glänzende Rolle gespielt haben! Und sollte der freundliche Leser nicht geneigt sein, auf Treu und Glauben die historische Wichtigkeit des Herings anzuerkennen, sollte er noch Zweifel hegen über die Möglichkeit, daß jener kleine schmackhafte Fisch, den ein undankbares Sprüchwort als das Symbol der Magerkeit zu bezeichnen wagt, ähnliche Wunderdinge zu verrichten im Stande war, daß er auf so grandiöse Weise an der Weltgeschichte mitgearbeitet habe, so laden wir ihn ein, das unlängst in Paris erschienene Buch des Naturforschers Herrn de Quatrefages, welches den Titel trägt: „Des animaux utiles", oder

die „Naturgeschichte des Härings" von Herrn Valenciennes zu Rathe zu ziehen. Er wird dort ein statistisches Verzeichniß aller Schiffe und der Unzahl Matrosen finden, welcher Holland ehemals nicht blos zum Häringsfang, sondern auch zum Schutz der Fischer und seines nach allen vier Welttheilen ausgebreiteten Häringshandels bedurfte, er kann dort die aus authentischen Quellen geschöpfte Berechnung der unglaublichen Summen nachlesen, welche der Fang, die Bereitung und der Vertrieb des Härings den Niederlanden eingebracht, und sich so leicht die Ueberzeugung von dem außerordentlichen Einfluß verschaffen, welchen das obgedachte Fischlein auf die Größe einer Nation durch drei Jahrhunderte ausgeübt! Daher rührt auch die Ehrerbietung, welche noch heut zu Tage in Holland dem ersten Häring gezollt wird, denn bekanntlich wird alljährlich ein Tönnchen der ersten Häringe als Geschenk dem Könige überreicht, der dafür auch niemals versäumt, eine angemessene Belohnung zu gewähren. Ein anderer ehrwürdiger Gebrauch bei den Mynheers erheischt ebenfalls, daß bei der Ankunft der ersten Häringe Hoch und Nieder, Arm und Reich sich festlich vereinen, die neuen Ankömmlinge zu Ehren Wilhelm Beuckeling's zu verspeisen. Ja wir entsinnen uns, bei einem früheren Aufenthalte in Holland ein auffallendes Beispiel dieser Sitte erlebt zu haben. Ein fröhliches Fest hatte in einem der angesehensten Häuser Rotterdams sämmtliche Notabilitäten der reichen Rhederstadt und viele ausgezeichnete Fremden versammelt; tüchtige Spielleute ließen lustige Tanzweisen erklingen, nach denen die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft ganz wacker im Kreise sich drehten, während die betagteren Herren und Frauen an den Spieltischen, andere an dem von köstlichen Früchten und Delicatessen aus allen Himmelsgegenden strotzenden Buffet ihre Zeit zu tödten beflissen waren. Da plötzlich, kurz nach Mitternacht, unterbrach ein schmetternder Tusch die jauchzende Melodie eines Wiener Walzers, die Flügelthüren wurden weit aufgerissen und herein stürzten die reichgallonirten Diener des Hauses mit mächtigen Silberschüsseln in der Hand, auf denen ganze Schichten der neueingelaufenen Häringe ihre perlmutterartig glänzenden, schlanken Leiber zur Schau trugen. Bei diesem Anblick flogen die traulich sich umschlingenden Tänzerpaare auseinander, wie von der Tarantel gestochen, ein Aufstand, wie er selbst in den Niederlanden früher nicht erlebt worden, erfolgte an den Spieltischen, wo die Karten mit einer in der Weltgeschichte unerhörten Hast beseitigt wurden; sogar jene Gourmands, welche die Leckerbissen aus allen Welttheilen durchzukosten sich mühten, wurden den gewürzhaften indischen Schwalbennestern, die inmitten der saftreichsten Früchte des Orients aufgestapelt zu schauen waren, mit einem Male abtrünnig — kurz alles folgte dem von der fröhlichen Jugend gegebenen Beispiel, um an den frischen Ankömmlingen einen durch die alterthümliche Sitte gebotenen Heißhunger zu stillen. Wir machen, um jeglicher Verwechselung und dem Argwohn vorzubeugen, als hätten wir uns in einer Versammlung von Karaiben befunden, ausdrücklich darauf aufmerksam, daß hier von den Häringen die Rede ist. Es war fast komisch anzusehen, mit welchem feierlichen Ernst die gesalzenen Fische, deren sich die zarteste Jungfrau gleich der ehrwürdigen Matrone und dem stattlichen Ritter der Eichenkrone bemächtigt hatte, im Rundkreise verschlungen wurden, und in aller Augen, ja selbst auf dem ernsten Antlitz des sonst so steifen holländischen

Kaufherrn war ein Anflug von Rührung bemerkbar, als dem mitternächtlichen Stegreifmahle eine Champagnerlibation auf das Andenken jenes verdienstvollen Niederländers folgte, der, indem er zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts seine Landsleute in der Kunst, die Häringe gehörig einzusalzen, unterrichtete, damit zweifelsohne den Grund zu der lange Zeit unbestrittenen Seemacht gelegt hatte. Das reich und mächtig gewordene Vaterland errichtete dankbar jenem Wohlthäter, den einige Wilhelm Böckel, andere Bückeling nennen, und der ein armer Fischer aus Vierfliet war, zu Enkhuyzen ein würdiges Denkmal, auf welchem, wie die Chronik des Städtchens nicht ohne Stolz berichtet, der deutsche Kaiser Karl V., als er im Jahr 1556 eine Rundreise durch die flandrischen Provinzen machte, mit seiner Schwester, der Königin von Ungarn, einen gesalzenen Häring theilte und jenem Erfinder des jetzt noch üblichen vortrefflichen Conservationsverfahrens zu Ehren „mit unleugbaren Appetit" verzehrte: so drückt sich nämlich unser naiver Gewährsmann dieser Anecdote aus, die den Beweis liefert, daß der große Diplomat und Gegner des ritterlichen Königs Franz I. es zum mindesten in Holland der Mühe werth erachtete, sich populär zu machen, eine Kunst, die der strenge Monarch bekanntlich in seinem deutschen Wahlreiche auffallend vernachlässigte.

Lustige Chronik.

Zwei Proletarier gehen kürzlich in den Gassen Frankfurts und äußern, als sie an Rothschilds Palais vorbeikommen, wie schändlich es sei, daß ein einziger Mann 45 Millionen besitze, während sie Nichts hätten; es müsse bald ein Mal getheilt werden. Rothschild, welcher zufällig und unbemerkt ihnen folgt, redet sie folgendermaßen an: „Meine Herren, ich finde Ihre eben geäußerte Ansicht in der Gerechtigkeit begründet, und weit davon entfernt, mich derselben zu widersetzen, bin ich erbötig, sie sofort in Ausführung zu bringen. Sie schätzen, ob richtig, will ich dahin gestellt sein lassen, mein Vermögen auf 45 Millionen Gulden. Nun hat unser gemeinsames Vaterland etwa 45 Millionen Einwohner, es kommt also, nach richtiger Rechnung, auf den Kopf ein Gulden. Hier, meine Herren, ist Ihr Antheil mit einem Gulden für Jeden, womit Sie, nach dem eben kundgegebenen Gerechtigkeitssinne, bei dem bevorstehenden Theilungswerke sich für abgekauft erklären werden. Haben Sie noch mehre Ihrer Herren Collegen, welche mit mir theilen wollen, so weisen Sie dieselben nur zu mir."

Kürzlich entsprang ein zu zweimonatlicher Haft verurtheilter Wilddieb während seines Transportes nach dem Gefängnisse von Abington seinen Wächtern, und trieb die Höflichkeit so weit, daß er dem Direktor des Gefängnisses seine Handeisen in einem frankirten Pakete mittelst Eisenbahn zusandte.

Bei der großen Feuersbrunst in San Francisco brannte auch eine große Speisewirthschaft ab. Während des Brandes konnte man beim

Lichte der Flamme ein Placat vom Besitzer dieser Restauration lesen, worauf stand: Geschäft verlegt nach der Montgomerystraße. Table d'hôte täglich 2 Uhr; Speisen á la carte zu allen Stunden, wie in dem gegenwärtig brennenden Hause.

Der Krystall-Palast in einem poetischen Traumbilde des vierzehnten Jahrhunderts. In englischen Journalen findet sich folgende merkwürdige Angabe: „Der Dichter Chaucer († 1400) hatte, wie es scheint, eine prophetische Ahnung von dem berühmten Glas-Palast. Die Stelle, die wir hier anführen, findet sich in dessen bekanntem Gedichte: „Das Haus des Ruhmes" (House of Fame), wo der Dichter in der Einleitung dieses Glashaus als eine Vision beschreibt und für eine Art Traum erklärt, deren Ursachen ihm selbst unerklärlich scheinen. Er sagt nämlich: „„Die Geister haben die Macht, Träume zu erwecken; ja, selbst die entkörperte Seele kann in ihrer Vollkommenheit die Fähigkeit erlangen, den Schleier der Zukunft zu durchblicken . . . . . Ich schlief und befand mich im Traume in einem Palaste, von Glas erbaut, worin an verschiedenen Orten zahlreiche goldene Bilder standen, worin reiche Tabernakel, viele Aufsätze mit Juwelen, viel sonderbares Bildwerk und ungewöhnliche Figuren und Goldarbeit in einer Menge verhanden waren, wie ich solche früher nie gesehen. . . . . Dann sah ich, wie von beiden Seiten bis zu den Thoren vom erhabenen Boden empor sich viele Säulen erhoben im hellen Lichte. . . . Dann schaute ich um mich her und sah viele Menschen hereinströmen aus verschiedenen Weltgegenden, von vielerlei Ständen, wie sie unter dem Monde vorkommen, arme sowohl, als reiche. . . . . Ein Menschenschwarm, wie dieser, theils hereindringend, theils umher verbreitet, war nie vorher gesehen, noch wird er jemals wieder beisammen gesehen werden.""

Bajazzo.

Eine Probe der Liebenswürdigkeit Pariser Fischweiber. Eine wahrscheinlich erst seit Kurzem verheirathete Dame, die noch wenig in die Gewohnheiten einer pariser Hausfrau eingeweiht war, durcheilte an einem Montage des Monats December die Fischhalle in Begleitung ihres Dienstmädchens, welches den Korb für die Einkäufe trug. Die Antipathie der Dames de Halle gegen die Hausfrauen, die selbst ihren Einkauf besorgen, ist bekannt. Bei der Erscheinung der jungen Dame entstand eine allgemeine Aufregung, Anfangs hinter schmeichelnden Benennungen versteckt, denn das ist der verfängliche Eingang der katilinarischen Reden des achtbaren Standes der Fischweiber. Meine Allerliebenswürdigste, sprechen Sie doch mit mir, sagte die Eine, kommen Sie zu mir, damit ich mit Ihnen handle, schöne junge Frau. — Wollen Sie Austern, mein Engelchen, sagte die Andere, ich habe schöne, frisch wie Sie, mein Schatz, und das will etwas sagen. — Hier sind die Erstlinge der Häringe, sagte eine Dritte, ganz frische Häringe, mein süßes Täubchen, kaufen Sie zuerst von mir, mein kleines Phänomen, das

wird mir Glück bringen! — Die junge Frau geht hinzu, trifft ihre Auswahl und fragt nach dem Preise von drei Häringen und zwei Steinbutten. — Sechs Franken für Sie, mein Engel, antwortete die Verkäuferin, es ist blos um Bekanntschaft zu machen, und die Ehre Ihrer Kundschaft zu haben. — Die Frau bietet kühn zwei Franken für die Waare. — Denk' Dir, Marie, schreit das Fischweib zu ihrer Nachbarin und nimmt plötzlich einen ganz andern Ton an, sieh' Dir einmal die saubre Race an, sie bietet mir vierzig Sous! — Sie glauben also, mein Turteltäubchen, daß man seine Waare gestohlen hat? Ei, sieh' doch das Aeffchen! — Geh' doch heim, Meerkatze, und sag mir Deine Adresse, ich werde es Dir noch durch den lieblichen Vetter meines Hundes zuschicken! — Das würde dieser Herzogin Herzklopfen machen, versetzte die Nachbarin, aber Virginie, hast Du nicht Spitalsuppenzettel? gib ihr einen in den Kauf; das wäre eine sehr wohl angewendete Barmherzigkeit! — Und bald richten einstimmig über dreißig wortreiche Sprecherinnen von allen Enden der Halle das Kreuzfeuer ihres Schmähregisters gegen die Aermste, welche sich mitten unter dem Hurrah beschämt und verwirrt aus dem Staube macht, und leise bei sich schwört, nie wieder den Fischmarkt zu besuchen.

Der Besitzer eines Pony fragte einen Chausséeinnehmer, ob er wol etwas zu entrichten habe, wenn er beladen durch den Schlagbaum gehe. Der Einnehmer, nichts Arges vermuthend, antwortet: „Nein.“ Alsbald zog der Pferdebesitzer sein Thier aus dem Stalle, nahm es mit den Beinen auf Schultern und Rücken, und passirte so die Barrière; aber kaum durch, ließ er seine etwas schwere Last zur Erde.

Eine Petition. In der Nationalversammlung zu Paris wurde auch die Petition eines Mädchens verlesen, das so außerordentlich häßlich war, daß die Leute des Orts, wo es wohnte, ihm eine Pension unter der Bedingung ausgesetzt hatten, daß es ihre Gegend verließe. Man hatte diese Pension nicht ordentlich bezahlt, daher bat sie in jener Bittschrift um obrigkeitliche Hülfe.

Ein Graf beging das Wiegenfest seiner Tochter auf seinem Gute. Der Schulmeister war mit seiner Schuljugend unten am Zimmer aufgestellt, mit der Weisung, daß er, so wie er die Gläser klingen höre, mit seiner Jugend ausrufen soll: „Und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch!“ Die Tafel war zu Ende, und der Bediente kam mit den Champagnergläsern, stolperte, die Gläser fielen zu Boden, und der Graf donnerte ihn an: „Hol' Ihn der Teufel!“ Der Schulmeister, welcher die Gläser klingen hörte, rief mit seiner Schuljugend aus voller Kehle: „Und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch!“ „Eine Höllenfahrt in pleno,“ sagte der Graf und lachte.

Ein Quacksalber wollte dem Publikum anzeigen, daß er böse Augen heilen könne. Die Ueberschrift seiner Anzeige lautete: „Möge kein Blinder dies übersehen!“

Die Maskenbälle sind, wie Ampère berichtet, in Spanien an sich sehr langweilig. Man hört nichts als von allen Seiten den Ruf: „Me conosces?“ (Kennst du mich?) „Te conosco“ (Ich kenne dich). Das einzige eigenthümliche, was in dieser faden Monodonie dem Fremden auffällt, ist: daß die meisten Tänzerinnen als Nonnen verkleidet erscheinen. Unter den sonstigen Vergnügungen ist vorzüglich die Feier des Sylvesterabends für die jungen Herzen epochemachend. An diesem Tage wirft man nach altem Brauch die Namen der Liebenden aus beiden Geschlechtern in zwei verschiedene Urnen, zieht dann willkürlich aus jeder Urne einen Zettel, so daß immer auf einen männlichen Namen ein weiblicher folgt, und jeder Theilnehmer am Spiel wird dann auf ein ganzes Jahr als officieller Liebhaber der Sennora proclamirt, die ihm in dieser Lotterie zugefallen ist. Führt der Zufall dieselben Namen mehrmals zusammen, so ist es dann natürlich, daß der Scherz in ito (mit der gegenseitigen Benennung amigito, Freundchen, also einem Herzensbund) endiget.

Ein Musterstück englischer Manier wird einem Pariser Blatt aus London mitgetheilt. Ein sehr angesehener Sportsman gab seinen Freunden ein glänzendes Mahl und als man beim Nachtisch angekommen war, erzählte der Nobleman seinen Gästen: sie hätten das Pferd verspeis't, welches beim Wettrennen in Derby Sieger geblieben sei. Seinen Gästen und dem edlen Renner selbst zu Ehren habe er denselben zu diesem Gastmahl eigens abschlachten lassen.

Heinrich IV. und sein Schneider. Ein Schneider hatte ein kleines Buch drucken lassen, in welchem einige Reglements enthalten waren, die er für nothwendig zum Wohl des Staates hielt. Als er es Heinrich IV. von Frankreich präsentirte, nahm dieser das Büchlein lächelnd, las einige Seiten darin, und sagte dann zu seinem Kammerdiener: Geh, such' meinen Kanzler. Er soll mir einen Rock machen, weil mein Schneider hier jetzt die Regierungsbestimmungen macht.

Kaiserliches Urtheil über die alten Classiker. Kaiser Maximilian I. mußte eines Tages einem langen Gespräche zuhören, das über die alten Classiker und die neuern Schriftsteller geführt wurde. Es wurde viel über ihren Nutzen, über ihre Schädlichkeit und den Gebrauch derselben gestritten. Als es dem Kaiser zu lange währte, that er folgenden Machtspruch: „Den heidnischen Schriftstellern muß man zuhören als den Fröschen, den christlichen als den Nachtigallen.“

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 31. Nordhausen, August. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Spiellust und Lustspiel in einem deutschen Bade.

Die deutschen Bäder beleben sich wieder und Manche, die zur Industrieausstellung nach London zu reisen gedachten, bleiben dort auf dem Wege liegen und zwar so lange, daß Gefahr ist, sie werden ihr Reiseziel versäumen. Aber unabhängig von den Vergnügungen, die man in diesen Bädern findet, kann der Beobachter dieser Sammelpunkte der verschiedensten Menschen der Erde reichen Stoff für Betrachtungen suchen. Es lassen sich wahrhafte Charakterstudien machen und eine Zusammenstellung der kleinen Begebenheiten, die sich dort ohne Ende erneuern, geben eine ganz artige Blumenlese von Anecdoten. Eine der neuesten ist folgende wahre Geschichte, der es an Originalität nicht fehlt.

Zwei amerikanische Brüder, der eine Geschäftsmann, der sich zurückgezogen, der andere Seemann, der längst abgetakelt hatte, beide Besitzer eines jener in Europa fabelhaften Vermögen, bestimmten dasselbe ganz und allein für Miß Emma, die einzige Tochter des älteren Bruders, des Geschäftsmannes. Der Seemann war niemals vermählt und übertrug alle väterliche Zärtlichkeit, deren sein Herz fähig gewesen wäre, auf seine Richte, sich auch das Recht des Vaters vorbehaltend, ihr einen Gatten zu wählen. Miß Emma, sanft und unschuldsvoll, ließ hoffen, daß sie ohne Einwendung einen Gatten aus der Hand dessen empfangen werde, dem es zuerst glücken sollte, einen passenden zu finden.

Die beiden Brüder beriethen eines Tages über das beste Mittel, den Charakter des Menschen gründlich kennen zu lernen, den sie zu ihrem Schwiegersohn und Neffen ausersehen sollten, und kamen überein, daß sich die Wahrheit der menschlichen Natur nirgends so sehr als in den Aufregungen des Spiels verrathe. Ohne dem Mädchen gerade einen Spieler geben zu wollen, suchten sie doch unter den jungen und glänzenden Cavalieren, die sich in dem Bade H. zuweilen um den grünen Tisch setzen, zu erforschen, welcher in Bezug auf Geburt, Erziehung und Temperament der würdigste sein könnte. Zwei junge Deutsche, ein Hannoveraner und ein Münchener,

waren so glücklich, die Aufmerksamkeit der Amerikaner zu fesseln. Waren die Brüder über das Mittel einig, den Charakter des zukünftigen Gemahls der Miß Emma zu erforschen, so waren sie es doch keineswegs über die moralischen Eigenschaften, die sie von demselben forderten. Der junge Hannoveraner, der die Sympathieen des Geschäftsmannes besaß, war groß und stark und blonden Haares. Der Schützling des Seemanns, ein Graf von L., war Gardecapitain. Durch ein entgegengesetztes Benehmen gewannen sie die Gunst des Vaters und des Onkels der Miß Emma.

Der Baron verlor am Spieltisch unaufhörlich, ohne daß eine Muskelverziehung, eine Wolke auf seinen Zügen eine Bewegung an ihm verrathen hätte; kein Murren kam aus seinem Munde, kein Seufzer aus seiner Brust bei den stärksten und unerwartetsten Fehlschlägen des Geschickes. Gut, dachte der Geschäftsmann, das wäre der Mann, den ich Emma geben würde. Welche Festigkeit, Geduld und Resignation! Wie sehr verräth es einen festen und ruhigen Charakter, mit unendlicher Selbstbeherrschung verbunden, seinem Mißgeschick nicht einen Fluch nachzusenden!

Der Graf von L., auf welchen der Seemann seine Gunst geworfen, verlor ebenfalls, aber ungleich seinem Schicksalsgefährten gab er dem unschuldigen Tuch des grünen Tisches die heftigsten Faustschläge, zwei Stühle waren schon unter ihnen zerbrochen und sein Mund strömte über von Verwünschungen gegen das Schicksal und dessen Agenten. Gut, dachte seinerseits der Seemann, so liebe ich die Menschen; Lebhaftigkeit, selbst Zorn, das verräth einen warmen Kopf und dessen unzertrennlichen Gefährten, ein gutes Herz. So müßte der Mann sein, den ich meiner Nichte gebe: vor allem Blut und Leben und um keinen Preis einen Mann, der nicht wie ein Seemann ein wenig fluchen kann, wenn er verliert.

Als das Spiel zu Ende war, lauerte der Geschäftsmann seinem phlegmatischen jungen Mann auf und sprach ihn so höflich als möglich mit den Worten an: Herr Baron könnte ich die Ehre haben, einige Augenblicke mit Ihnen zu plaudern? — Plaudern! erwiderte ungestüm der früher so eiskalte Baron, Sie wählen Ihre Stunde gut, alle Teufel, ich habe nicht die mindeste Zeit. — Aber, Herr Baron, es handelt sich .... — Und wenn es sich um den Großtürken handelte, lassen Sie mich in Ruhe, — ich bin nicht in der Laune, mit irgend jemand zu sprechen. — Könnte man nicht die Ehre haben, bei Ihnen empfangen zu werden, und zu welcher Stunde? — Ich bin nicht gewohnt, Leute bei mir zu empfangen, die ich nicht kenne, Adieu!

Der Amerikaner war nicht wenig erstaunt über diese Heftigkeit, doch dachte er gerade den Moment getroffen zu haben, in welchem sich diese so ruhige und muthige Natur zum erstenmal einem Ungestüm überließ, und um darüber ins Klare zu kommen, meldete er sich noch desselben Tages beim Baron. Dieser empfing ihn mit einer Wuth über die Störung, daß er den Elfenbeingriff der Feder, mit der er eben schrieb, zerbrach und seinen Hund mit einem Fußtritt in die Ecke des Zimmers schleuderte. Als der Amerikaner im Lauf der Unterhaltung, die sich nun entspann und bei einer Andeutung auf Heirath erfuhr, daß der Baron in einem Scheideproceß schwebe, den seine Frau gegen ihn anhängig gemacht, weil er sie in seiner unbezwingbaren Heftigkeit geschlagen hatte, da nahm unser Geschäfts-

mann Hut und Stock und dachte, indem er sich glücklich fühlte, über die Treppe und nicht durchs Fenster auf die Straße zu kommen, daß er in der That nicht das richtige Mittel gefunden habe, das menschliche Herz zu erkennen.

Während sich dies beim Hannoveraner begab, hatte der Oheim den bairischen Offizier unter den grünen Bäumen getroffen, welche den Garten des Casino begrenzen. Bei seinem Anblick recapitulirte er sich seine sämmtlichen seemännischen Kraftwörter nnd drückte dem jungen Manne mit tausend Donnerwettern das Entzücken aus, ihm zu begegnen. Dieser trat schüchtern zurück und sagte im Ton eines Fräuleins: Sie irren ohne Zweifel; was verschafft mir die Ehre? — Nein hol mich der — Sie sind es, den ich sprechen will, aber wir wollen uns setzen; zwischen zwei Flaschen Rum sprichts sich's besser, ich weiß, Sie machen keine Umstände, Ihr Mund donnerte beim Spiel wie ein Achtundvierzigpfünder. — Mit niedergeschlagenen Augen entschuldigte sich der junge Baier, daß er, des Spielens ungewohnt, sich so sehr habe hinreißen lassen und allen Umstehenden die schlechteste Idee von seiner Erziehung und seinen Manieren gegeben; er bereue es tief sogar geflucht zu haben. Der Seemann wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen dürfte; in seiner Verlegenheit fragte er: was nehmen wir, Kirsch, Absynth, Punsch? — Ich genieße niemals geistige Getränke, erwiderte der junge Baier und fügte dann hinzu: Sie wünschten mich zu sprechen, sollte es irgend eine weltliche Angelegenheit betreffen, so muß ich Ihnen bemerken, daß ich seit heute fest entschlossen bin, den Dienst zu verlassen. Der Auftritt am Spieltisch hat mich nur darin bestärkt, die Welt abzuschwören. — Der Seemann empfahl sich. Alle Wetter, dachte er, das Spiel scheint mir doch nicht das rechte Mittel, wir müssen etwas anderes finden, um Emma zu verheirathen.

Dies Andere hatte sich bereits eingefunden; während die beiden Brüder ihre psychologischen Studien machten, hatte ein Engländer, Lord William S., solche im Herzen Emma's angestellt, und zwar mit besserm Erfolg, denn er entführte die sanfte und unschuldvolle Miß, die auf den glänzenden Bällen H's. mit dem zwar vermögenslosen aber in jeder Beziehung vollkommenen jungen Mann getanzt hatte. Und da Engländer stets die Mädchen heirathen, die sie entführen, so versteht es sich von selbst, daß Miß Emma gegenwärtig Lady S. ist.

(Wiener Zeitung.)

Ein Mährchen vom Harze.

Es mögen nun 70 oder 80 Jahre her sein, da kamen zwei junge Burschen, so wie sie sind, Schüler oder Studenten, in das Dorf Schierke, das unter dem Brocken liegt. Es war der heilige Sylvesterabend, so um 8 Uhr, da traten sie in die Stube.

— Guten Abend, Herr Wirth! sagten sie; können wir wohl heute Nacht hier bleiben?

Der Wirth sagte:

— Meine jungen Herren, Gelaß hab' ich nicht, das Haus ist eng und

ich bin nicht dazu eingerichtet; aber heute Abend ist der heilige Sylvesterabend und da ist, die ganze Nacht durch, diese Stube hier hell und warm und da könnt Ihr ja am Ofen sitzen.

Da rückten sie Stühle an den Ofen und lehnten den Kopf an die Wand. Als es gegen Mitternacht ging, gegen 11 Uhr, kamen Leute, Einer nach dem Andern, und setzten sich an die Tische, ließen sich zu trinken geben und steckten die Pfeifen an. Und so kamen ihrer immer mehr, bis die Stube voll war von den Fenstern bis an den Ofen. Da saß der alte Großvater von 80 Jahren und um ihn die kleinen Kinder. Er sagte:

— Ach nun bin ich 80 Jahre alt und es ist wieder Sylvesterabend — ach, was bin ich so traurig!

Die jungen Herren, die auch am Ofen saßen, hörten das und fragten:

— Warum denn das, Großvater?

— Ja, sagte er, auf dem Kapellenberge, der unter dem Brocken ist, wachsen in jeder Neujahrsnacht um die mitternächtliche Stunde drei weiße Blumen, und wenn man eine pflückt, ohne ein Wort zu sprechen, so kann man einen Wunsch thun, der dann erfüllt wird. Seit meinen jungen Jahren habe ich mir schon vorgenommen, hinauf nach den Blumen zu gehen; aber Jahr um Jahr ist so hingegangen und nun — bin ich alt zum Sterben und werde wohl nie mehr hinaufkommen. — Darum bin ich traurig!

Da sahen sich die beiden jungen Herren an, standen auf und gingen zu dem Wirthe.

— Herr Wirth, sagten sie, hier in der Stube wird es uns zu heiß, wir wollen noch einen Augenblick vor die Thür gehen; wenn die Leute erst fort sind, könnt Ihr uns ja eine Streu an den Ofen legen, dann wollen wir noch schlafen. Und wenn die Thür schon zu sein sollte, dann wollen wir sagen: die beiden Frankfurter sind da.

Der Wirth sagte, es wäre gut, und sie gingen hinaus.

Da gingen sie den Weg an der Bode hinauf und zuletzt über das gefrorene Eis und so in den Wald hinein und immer bergan. Keiner sprach ein Wort und es ward ihnen bang' um's Herz. Der Mond schien ganz hell, die Tannen standen in Schnee und Eis und rührten sich nicht. — Sie mochten wohl eine Stunde gestiegen sein, da standen sie oben auf dem blanken Schneefelde. Sie lehnten sich jeder an eine Tanne. Da schlug's unten, weit unten im Thale Zwölf. Die Eisdecke blinkte und blankte, und da war es, als schösse ein Strahl. Langsam hob sich's aus dem Grunde und drei Spitzen glänzten heraus. Es wuchs, es wuchs mit Blättern, Stiel und Blüthen; drei weiße Blumen wie von Silber und Edelstein. Und wie sie ruhig auf dem blanken Grunde standen, da traten die Beiden mit schwerem Herzen heran und brach jeder eine ab und steckte sie an die Brust — die andere verschwand — und die zwei Burschen gingen bergab, bis sie zu dem Wirthshause kamen. Der Wirth war schon zu Bett gegangen. Da sagten sie: Die beiden Frankfurter sind da! Er machte ihnen auf und sie legten sich auf die Streu am Ofen. Aber sie konnten nicht schlafen und Einer fragte den Andern:

— Was willst Du denn thun?

Der Eine sagte:

— Ich will in das Ilsethal gehen und die Prinzessin Ilse sehen, die im Ilsensteine wohnt.

Der Andere sagte:

— Du Thor, das ist ja eine rechte Narrheit; geh' mit mir, ich geh' in's Bodethal, nach der Didiamshöhle und will mir Gold und Schätze holen.

— Nein, sagte der, welcher in's Ilsethal wollte, ich muß die liebe Prinzessin sehen, ich kann es nicht lassen.

Und da trennten sie sich am frühen Morgen; der Eine zog hinunter nach Blankenburg zu in's Bodethal und der Andere hinauf in's Ilsethal. Es war schon spät am Nachmittage, daß die Sonne untergehen wollte, als er vor dem Ilsensteine angekommen war. Er besann sich nicht lange und schlug mit seiner Blume an den Felsen. Wer stört mich in meiner Ruhe? klang es traurig von Innen heraus, was willst Du mich sehen? Geh' hinunter nach der Didiamshöhle, da kannst Du Gold und Kleinodien gewinnen, wer mich aber sieht, der ist sein Lebelang unglücklich. — Laß mich ein, laß mich ein, rief der Wandersmann, ich muß Dich sehen, Du schöne, Du liebe Prinzessin. Da ging der Felsen auseinander und er stand innen. Das war eine wunderliche Pracht! Tausend Lichter brannten, an den Wänden hingen seidene und sammtene Tücher und Edelsteine und Gold dazwischen. In der Mitte stand ein goldener Thron und darauf saß die Prinzessin Ilse in strahlender Schönheit. In ihrem braunen Haare lag ein Kranz von Tannenreis und weißen Rosen und ihr Auge sah traurig auf den Boden. Der Wanderer stürzte hin, faßte ihre Hand und wollte ihr in's Auge sehen. Da krachten die Felsen, es brach, es sank — — und er stand wieder draußen, allein in der Winternacht, vor dem Ilsensteine und besann sich wie nach einem Traume. Traurig ging er weiter und sang leise vor sich hin, und der Mond schien auf seinem einsamen Wege. Da begegnete er seinem Freunde; der kam aus dem Bodethale. Er schleppte schwere Säcke und hatte Hut und Tasche voll.

— Ich bin in der Didiamshöhle gewesen, sagte er, und der schwarze Zwerg hat mir gegeben, so viel ich wollte und tragen mochte. Wie ist es Dir denn gegangen?

— Ach, sagte der, ich habe die Prinzessin Ilse gesehen und will jetzt einsam durch's Land ziehen.

— Willst Du nicht mit nach Frankfurt? fragte er.

— Nein, grüße mir alle daheim und lebe wohl!

Da trennten sie sich.

So erzählte mein Führer. — Und wer meinen Sie, daß diese Beiden gewesen wären? Der in der Didiamshöhle war, das war Rothschild, und der die Prinzessin Ilse gesehen hatte, das war Göthe.

(Charivari.)

Der Diener über den Herrn.

Unter der Menge von jungen Leuten, welche Peter der Große nach fremden Ländern schickte, um sich in Künsten und Handwerken, im Handel und

in andern Dingen unterrichten zu lassen, befand sich auch der Sohn einer angesehenen Familie aus dem Kalugischen Gouvernement, Namens Spafarijew. Sein Vater gab ihm einen kalmükischen Bedienten mit, einen jungen Menschen von sehr vielem Scharfsinne, von Treue und Redlichkeit.

Der junge Spafarijew sollte sich dem Seedienste widmen, und der Kalmük war beständig um ihn, selbst in den Lehrstunden, welche seinem Herrn im Seewesen gegeben wurden. Spafarijew hatte aber zu wenig Eifer für das Fach, dem er sich widmen sollte: genug, der Kalmük, ohne unterrichtet zu werden, machte unendlich größere Fortschritte, als der Herr selbst.

Die Jahre des Unterrichts waren beendigt, der junge Spafarijew kehrte nach St. Petersburg zurück und mußte sich mit mehreren jungen Leuten von seinem Alter in dem Admiralitätscollegium zur Prüfung einfinden, bei welcher der Monarch selbst zugegen sein wollte. Spafarijew nahm seinen Kalmüken mit, um sich durch ihn zu helfen, wenn er in Verlegenheit käme.

Noch ehe die Reihe zu antworten an Spafarijew kam, benutzte der Kalmük die Augenblicke, wo ihm der Monarch den Rücken zuwandte, um seinem Herrn über mancherlei Dinge Auskunft zu geben. Aber wie heimlich dies geschah, so wurde es doch von dem Monarchen bemerkt, welcher den Kalmüken fragte, was er mache.

„Ich habe die Kühnheit gehabt", antwortete der Kalmük, „mit meinem Herrn herzukommen, um ihm zu helfen."

Verstehst du denn etwas davon?

„Ich bin immer, gnädigster Monarch, bei meinem Herrn gewesen, wenn er Unterricht bekam, und da habe ich mich bemüht, das, was man ihm lehrte, zu behalten."

Der Czaar, der hierüber nicht wenig erstaunt war, legte dem Kalmüken mancherlei Fragen über das Seewesen vor, und fand, daß er sehr viele Kenntnisse in diesem Fache besaß. Er examinirte hierauf den Herrn, aber seine Unwissenheit war außerordentlich.

Peter der Große gab dem Kalmüken seine Freiheit und stellte ihn als Mitschiffmann auf einem Kriegsschiff an; Spafarijew aber wurde unter seinem Kommando als Matrose eingeschrieben, damit ihm der Mitschiffmann Kenntnisse, welche ihm fehlten, beibringen möchte.

Dieser Kalmük war im Jahre 1723 schon Seekapitän und schwang sich mit der Zeit bis zum Range eines Contreadmirals empor. Er hatte den Namen Kalmükew angenommen.

Lustige Chronik.

Paris ist eifersüchtig auf London. Diese Eifersucht ist von uraltem Datum, hat aber in der letzten Zeit ihren Charakter wesentlich geändert. Die Nationaleifersucht der beiden Weltstädte, welche Jahrhunderte hindurch mit glühendem Hasse jeden Augenblick erlauerte, um der Rivalin einen tödtlichen Streich zu versetzen, hat sich in die Eifersucht der Frauen verwandelt, welche vor ihrer Toilette neue Künste einstudiren, um andern so viel Verehrer als möglich abwendig zu machen. Die Völkerwanderung zur

Londoner Industrieausstellung hat Paris schlaflose Nächte verursacht: seine Eitelkeit war gestachelt, es sinnt und grübelt, wie es eine glänzende Revanche nehmen und den Krystallpalast in Vergessenheit bringen soll. Der Plan ist fertig. Paris rüstet sich, der Welt ein Schauspiel zu liefern, das in den Annalen seiner an Wunderbarem so reichen Geschichte eine der glänzendsten Seiten einnehmen soll. Europa wird eingeladen, im Herbst dieses Jahres einem Völkerfest in Paris beizuwohnen, das nicht weniger als acht Tage dauert und alle geschichtlichen Erinnerungen an die olympischen Spiele, an das Ghamp du drap d'or ꝛc. verwischen soll. Das ebenso sinnreiche als interessante Programm ist leider zu voluminös, um es hier mittheilen zu können.

Einige Pariser Blätter haben seit langer Zeit die Gewohnheit, ihren Abonnenten Bücher und Musikalien als eine Art Prämie zukommen zu lassen. Nun hat aber ein Blatt, welches jüngsthin in die Hände unwürdiger Speculanten übergegangen ist, einen neuen Plan ausgeheckt. Es versieht nämlich seine Abonnenten ohne besondere Vergütung mit Eisenbahnbilletten von und nach Dieppe, ihnen dabei überlassend, so lange dort zu bleiben, als ihnen beliebt.

Zu Aix in Frankreich starb kürzlich ein 91 jähriger Mann, der den Ruf eines der größten Bier-Virtuosen hinterlassen hatte. Er trank durchschnittlich des Tages 10 Litre (Kannen) Bier und rauchte dazu 2 Kilogramme (circa 4 Pfund) Tabak. Er mußte in seinem Leben im Ganzen mindestens 80 Centner Tabak verraucht, und 110,000 Kannen Bier getrunken haben, so daß der Staat ihm allein eine Accise für den letzten Artikel von 3 bis 4000 Francs verdankt.

Englische Zeitungen erzählen nachstehenden Vorfall, welcher die Amerikaner treffend charakterisirt. Da bekanntlich fortwährend Dampfböte auf den Flüssen und Seen der vereinigten Staaten verunglücken, vorzugsweise in die Luft fliegen, so hat sich die Bundes-Regierung veranlaßt gesehen, jeden Kapitain, welcher abfährt, ohne daß die Maschine seines Schiffes durch einen angestellten Ingenieur untersucht worden ist, in eine bedeutende Geldstrafe zu nehmen. Vor einiger Zeit nun heizten gleichzeitig zwei Dampfschiffe auf dem Hudson und die zahlreichen Passagiere freuten sich bereits auf die Wettfahrt; da aber die Visitation des einen vor dem anderen beendigt sein mußte, so mußte das letztere dem ersteren natürlich einen Vorsprung von mindestens einer Viertelstunde lassen. Das schlug die Freude der Passagiere sehr nieder. Die von dem zuletzt zu untersuchenden Schiffe entschlossen sich demnach rasch und brachten auf der Stelle den Betrag der Strafsumme auf. Da die Hälfte derselben dem Angeber zufällt, so ging der Capitain so weit, selbst von seiner Gesetzes-Uebertretung Anzeige zu machen, spannte dann seine Maschine bis zum Aeußersten an und fort brausten die beiden Böte im vollsten Wettlauf. Zum Glück flog diesmal keins der Fahrzeuge in die Luft.

Bajazzo.

Als Doctor Josper Mayn, Karls des Zweiten von England Hauskaplan, auf dem Todtenbette lag, rief er einen alten Bedienten, der mehrere Jahre bei ihm gewesen war, und sagte zu ihm: „Ich habe dich nicht vergessen, sondern ich vermache dir etwas, damit du nach meinem Tode auf mein Wohlsein trinkest. Du findest es in dem alten Eßschranke, den ich dir zugleich mit schenke." Der arme Kerl dankte mit Thränen in den Augen; denn er hoffte ein Geschenk an Gelde, eine Belohnung seiner Verdienste zu finden. Kaum war der Doctor todt, so lief er nach dem Schranke, und fand einen — Häring.

Einige junge Mädchen, welche sich auf einer Wiese gelagert hatten, fragten spöttisch einen Vorübergehenden, der weiße Haare hatte: ob es auf den Bergen schon geschneit habe? — „Bewahre der Himmel," versetzte der Alte mit verstellter Einfalt, „die Kühe sind ja noch auf der Weide!"

Der verbrannte Rock. Die Engländer sind auf ihre bürgerlichen Freiheiten sehr eifersüchtig, lassen sich aber auf eine unbarmherzige Weise von der Etikette, oft bis zum Lächerlichen tyrannisiren. Jedermann kennt die Geschichte des Gentlemans, der, ein vortrefflicher Schwimmer, sich sträubt einen Ertrinkenden zu retten, weil er ihm nicht vorgestellt war. Nachstehender Vorfall ist ein würdiges Seitenstück dazu. In dem Londoner Café Vérrey sitzt vor wenig Tagen der bekannte Feuilletonist Jules Janin am Kamin, worin den ganzen winterlichen Mai hindurch ein lustiges Feuer loderte, und liest ein Journal. In seiner Nähe schlürft behaglich ein Engländer sein Glas Grog. Plötzlich ruft dieser den Garçon. „Garçon, wie heißt der Herr, der am Kamin ein Journal liest und eine Cigarre raucht." „Ich weiß es nicht Mylord," „Oh!" Mylord steht auf, richtet Wort für Wort dieselbe Frage an den Comtoristen. „Es ist ein Fremder, mein Herr, ich kenne ihn nicht." „Very well, wo ist der Herr des Etablissements." Der herbeigerufene Kaffeewirth bedauert gleichfalls, den, der am Kamin ein Journal liest und eine Cigarre raucht, nicht zu kennen. Der Gentleman ist in Verlegenheit, entschließt sich aber endlich und geht auf H. J. Janin los. „Guten Morgen; mein Herr, der Sie ein Journal am Kamin lesen, ich bitte sagen Sie mir, wie heißen Sie?" „Ich heiße Jules Janin," erwiedert lächelnd der Berichterstatter der Debats. „Very well, nun Herr Jules Janin, Ihr Rock brennt." Es war Zeit, von dem einen Schoß blieb nichts, von dem anderen nur die Hälfte übrig. —

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 32. Nordhausen, August. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Die Erbschaft.

Von L. Koßarski.

Buchhalter Franz war ganz verzweifelt;
Die Schulden plagten ihn zu sehr.
Er schlug sich vor die Stirn: „Verteufelt!
Man pumpt mir keinen Heller mehr!"

„Und Karoline denkt alltäglich:
Nun wird er endlich bald mich frei'n.
Sie ahnt nicht, daß es ganz unmöglich:
Kann ohne Geld wohl Hochzeit sein?"

„Ihr Vater ist ein geiz'ger Peter,
Er merkt vielleicht auch, wo mir's fehlt;
Auf seinen Grundsatz fest besteht er:
Mein Kind kriegt der, der Gelder zählt."

„Auch auf ein Jahr schon meine Gage
Nahm ich vom Prinzipal voraus.
Mein harrt die größeste Blamage:
Was wird am Ende noch daraus?" —

Da treten seine Freund' ins Zimmer;
Die wundern sich ob der Gestalt.
Sie sah'n ihn so betrübt noch nimmer;
Er steht, als wär er funfzig alt.

Doch hat er kaum sein Leid geklaget,
So eilen sie schon aus dem Haus.
„Auch Ihr geht fort?" ruft Franz verzaget;
„Nun seh' ich wohl, mit mir ist's aus."

Und eine Stund' ist nicht vergangen,
Da klopft es schüchtern an die Thür.
Franz öffnet sie mit Angst und Bangen;
„Jetzt rücken sie zu Leibe mir!"

Und richtig war's der Meister Teller,
Der wie ein Aal in's Zimmer kroch:
„Bei Gott! ich habe keinen Heller;" —
Ruft Franz, — „Sie müssen warten noch!"

„„Ei, wer wird denn nur so was denken!
An diese Lumperei von Rest?
Ich hoffe doch, Sie werden schenken
Ihr Zutraun mir zum nächsten Fest.""

„„Ein schwarzer Anzug darf nicht fehlen,
So bitt' ich, daß Sie mir's verzeih'n;
Sie sollen mit dem alten Meister
Fortan gewiß zufrieden sein.""

Er nimmt das Maaß und geht von hinnen.
Verwundert blicket Franz ihm nach:
„Bin ich mit einem Mal von Sinnen
Bin ich im Traume oder wach?" —

„Verrückt im Kopfe ist der Schneider;
Wie könnt' es sonst wohl anders sein?"
Da klopft es; Franz sagt: „Leider!" —
Da tritt sein Schuster langsam ein.

„„Herr Franz, Sie nehmen es nicht übel,
Daß Ihnen ich beläst'gen thu';
Ich weiß, Sie brauchen neue Stiefel,
Drei Paar bring ich und zwei Paar Schuh.""

„Zum Kuckuk!" ruft Herr Franz, „Sie wissen,
Daß ich gar Viel noch schuldig bin!"
„„Das Geld kann ich noch lange missen;
Es kam mir gar nicht in den Sinn.""

Mit tiefem Bückling sich empfehlend
Eilt Meister Pech nach Hause schnell.
Herr Franz steht sinnend, sich zerquälend,
Und kann vor Angst nicht von der Stell'.

Und kaum verging noch eine Stunde,
So ist sein Zimmer vollgedrückt
Von Leuten, die mit frohem Munde
Ihm gratuliren, tief gebückt.

Da fragten Ein'ge, wie denn hieße
Der Vetter aus Brasilienland,
Der Herren Franzen so viel Spieße
Vermacht noch an des Grabes Rand.

Da fiel Herr Franz wie aus dem Himmel,
Von keinem Vetter wußt' er was;
Doch schaut er lächelnd auf's Gewimmel,
Er ahnte, wer bewirkt den Spaß.

Alsbald kam auch ein feines Schreiben
Von Karolinens Vater an:
„Warum Herr Franz so lang ausbleiben?
Ob man ihm was zu Leid gethan?"

men werden solle. Die Schreiben waren vermuthlich mit Geschicklichkeit abgefaßt und wurden fast alle beantwortet, wenn auch zum Theil ablehnend, so daß die reichhaltige Sammlung eigenhändiger Briefe von Zeitgenossen noch das besondere Verdienst hat, sich auf einen und denselben Gegenstand zu beziehen.

In einer großen deutschen Stadt wurde jüngst ein Schauspieler als Liebhaber am Theater engagirt, welches bekanntlich viel von Recensenten zu leiden hat. Wer daselbst als Debutant oder Gast auftritt, muß sich mit einigen dieser Federhelden ganz besonders vorher durch einen galvanisirenden Händedruck mit untergelegten runden Silberplatten empfehlen. Ein Schauspieler tritt auf; vorher macht er den gewissen Weg und spricht zu dem Literaten: „Herr Doctor! ich glaube Talent zu haben, dies ist vor der Hand Alles. Nehmen Sie mich jetzt nicht zu stark mit, ermuthigen Sie mich, später finde ich mich ab!" Er trat auf und den zweiten Tag nachher las man in einem Blatt: Gestern debutirte Herr Schulze in den Carlsschülern. Er verspricht Etwas. — Der Schauspieler merkte diesen Wink und hat wahrscheinlich sein Versprechen gehalten, denn — er wird jetzt immer gelobt.

Von den Belustigungen im Schießgarten zu Danzig, erzählt eine alte Chronik:

Ein König war in Engelland
Arturus oder Artus genannd.

Die Höff und Gärten er fundirt
Drin es gar Erbähr gehalten wird,
Da ist kein Zank, noch Hauen, stechen;
Mit Frieden thut ein Jeder zechen.
Wann einer Kurtzweil treiben will,
So hat man erbahrliche Spiell:
Als mit dem Armbrust für dem Walle,
Auch Ringbahn nach eins jedern G'falle,
Auf halber Kugel und der gantzen
Mag man ein Gläßlein Bier verschantzen.

Die Pylchentafel auch dabei,
Im Brettspiel ist eim jedern frei,
Ein Langfeld oder Tiketack
Zu spielen, was er will und mag.
Noch hat man all der Kurtzweil viel,
Die ich nicht all erzehlen will.
Doch Kartenspiel umb Geld und Gutt
Bei Straff man da nicht leiden thut.
Die Königliche Majestat
Sei g'lobt, so solches fundiret hatt.

Man schätzt die Anzahl der Personen, die in London vom Diebstahl leben, auf sechstausend. Hiervon bilden zwölfhundert die Elite von verschiedenen Graden. Unter ihnen stehen sechshundert, welche Hunde stehlen, Zeuge aus den Läden entwenden, Wechsel fälschen u. s. w., vierzig Einbrecher mit ihren Gehülfen, welche Schlüssel abdrücken. Die Uebrigen sind einfache Taschendiebe und der ganze Haufe angehender Spitzbuben, die in den Werkstätten, in den Küchen u. s. w. ihre ersten Studien machen.

Bei der zweiten Darstellung des Fidelio, den Sophie Cruvelli in London gab, fiel, als sie herausgerufen ward, ein mit Perlen und Edelsteinen durchflochtener Lorbeerkranz zu ihren Füßen nieder, an welchem ein Zettel befestigt war, auf dem in deutscher Sprache folgende Worte geschrieben waren: „Der Mlle. Sophie Cruvelli, der erhabenen Darstellerin des Fidelio, von einem Bewunderer Beethovens, der von Frankfurt herüber gekommen ist, um sie im Theater der Königin zu hören. London, den 24. Mai 1851." Es ist recht schade, daß der Lorbeer-Zettel nicht noch speciellere Angaben mitgetheilt hat, z. B. was der geehrte Verehrer Mittags gespeist.

Bajazzo.

Saphir sagt von den Münchnern: „Wenn der Münchner früh aufsteht, ist er ein Bierfaß, und geht er Abends zu Bette, ein Faß Bier."

Ein reicher, geiziger Kaufmann, der nur einen Diener bei sich hatte, erkrankte. Der Arzt verordnete ihm ein Pulver mit dem Bemerken, davon zweistündlich einen Dukaten schwer zu nehmen. Als er den Patienten wieder besuchte, war dieser todt. Auf Befragen, ob der Diener nach Vorschrift gehandelt, antwortete dieser: „Ja, Herr Doctor! aber da ich keinen Dukaten hatte, so habe ich ihm drei Thaler fünf Silbergroschen schwer abgewogen."

Ein nordamerikanischer Oberst wurde wegen Insubordination zu vierwöchentlichem Verluste seines Degens verurtheilt. Als man ihm nun seine Waffe abforderte, erklärte er mit größtem Ernste: er habe keinen Degen; der, welchen er gewöhnlich trage, gehöre nicht ihm, doch zweifle er nicht, daß der Goldarbeiter, von welchem er ihn an Exerziertagen immer entlehnt habe, ihn auch dem Kriegsgerichte die vier Wochen unter billigen Bedingungen ablassen werde.

Zu spät. Ein reicher Baron kam zu einem Pfandverleiher, um auf die Diamantenschnur seiner Frau, welche 50,000 Thaler gekostet hatte, 20000 Thaler zu leihen. Lösen Sie die Steine heraus, sagte er zu dem Darleiher, und lassen anstatt der ächten Steine unächte einsetzen, denn ich möchte nicht gern, daß diese Sache publik würde. Das ist bereits geschehen, antwortete der Darleiher, Ihre Frau kam Ihnen zuvor und ich kaufte von derselben die ächten Steine bereits vor einem Jahr für schweres Geld.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 33. Nordhausen, August. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Lieben und Heirathen.

Mädchen, willst Du meine Liebe,
Nimm sie hin, ich bin ganz Dein,
Meines Herzens rege Triebe
Schlummern erst im Grabe ein.
Eins nur, Engelsangesicht,
Bitt' ich: Sprich von Heirath nicht.

Mit den feinsten Zuckerküssen
Will ich öffnen Deinen Mund,
Daß, wie Männer lieben müssen,
Er mir thue jetzt es kund;
Ich erkenne jede Pflicht,
Nur die Heirath scheint mir nicht.

Hörst Du gerne meine Lieder,
Sage, was ich singen soll,
Von den Bergen halle wieder
Liebe, Freude, Schmerz und Groll; —
Doch die Leier sie verstummt,
Wenn man in der Ehe brummt.

Rudolph Ruff.

Philidor's Zögling.

Als der berühmte Schachspieler Philidor sich zu Paris aufhielt, stürmte eines Tages ein junger ungeschlachter englischer Lord, trotz des Widerstandes der Dienerschaft Philidor's, in dessen Zimmer und schwur hoch und theuer, er wäre blos deswegen aus England nach Frankreich gekommen, um mit ihm Schach zu spielen.

Philidor entschuldigte sich mit vieler Artigkeit, daß er weder heute noch morgen, noch auch übermorgen Zeit habe, mit Sr. Herrlichkeit einige Spiele

zu machen. Mylord aber erklärte bestimmt: er würde nicht eher ruhen, als bis er Philidor matt gesetzt habe, und das müsse noch heute, es müsse jetzt den Augenblick geschehen, er ginge nicht eher vom Platze.

Philidor maß seinen Mann mit betrachtenden Blicken einige Minuten lang von oben bis unten. Der Portwein glühte auf seinen Wangen und machte seine Zunge stammeln. In dieser Rücksicht schien es bedenklich, ihn geradezu abzuweisen. Gut, Mylord, sprach endlich Philidor kaltblütig, wenn es denn durchaus gespielt sein muß, so will ich Ihnen meinen Zögling hersetzen. Gewinnen Sie diesem ein Spiel ab, so verspreche ich Ihnen, daß ich den ganzen Abend hindurch zu Befehl stehen will. Mylord besann sich einen Augenblick und sagte dann: Nun, es mag sein. Sogleich rief Philidor in's Kabinet: Hans! Hans! Auf diesen Ruf hüpfte schnell ein niedlicher Affe herein, sah Philidor an und erwartete seine Befehle. Ein Wink von Philidor — und der Affe saß schon am Tische und ordnete die Steine des Schachspielbretts. Der Engländer machte gewaltig große Augen, als er sahe, wer sein Mitspieler sein sollte. Ich bin doch begierig, sprach er, zu wissen, was der Bursche da gelernt hat. Philidor ging, ohne ein Wort zu sagen, ohne der sonderbaren Spielpartie zuzusehen, an seinen Arbeitstisch in ein Nebenkabinet und schrieb.

Kaum sind einige Minuten vergangen, so springt Hans mit kläglichem Geheul und unter Zähnefletschen in's Kabinet und verbirgt sich unter dem Stuhle seines Herrn. Philidor eilt in das Spielzimmer, um zu sehen, was vorgefallen sei. Der Affe hatte gleich nach einigen gethanen Zügen angefangen, den Engländer grinsend und zähnefletschend anzusehen. Mit dem zehnten Zuge war Mylord matt gesetzt und von Hans so höhnisch ausgelacht worden, daß Se. Herrlichkeit, vom Portweine noch glühend, dem Andrange der Galle nicht zu widerstehen vermocht und seinem Ueberwinder eine tüchtige Ohrfeige gezogen hatte. Er fühlte jedoch das verübte Unrecht, wie billig, und gestand es offenherzig, mit der Bitte um Verzeihung. „Ich meinerseits, antwortete Philidor lächelnd, will Ihnen wohl verzeihen; allein ob mein Zögling so versöhnlicher Natur sein wird, ist eine andere Frage. Wir wollen den Versuch machen." Er lockte den Affen mit sanfter Stimme, ein-, zwei-, dreimal. Aber wer nicht kam, das war Hans. Der Herr nahm nun den befehlenden Ton an, und Hans schlich ganz traurig unter seinem Stuhle hervor und setzte sich, auf den Wink seines Herrn, mit niedergesenktem Kopfe und halbgeschlossenen Augen wieder an den Spieltisch. „Versuchen Sie Ihr Glück noch einmal, Mylord, sprach Philidor zum Engländer. Aber ich bitte mir es aus, daß Sie nicht von neuem in Zorn gerathen, wenn Sie gegen diesen Meister etwa wieder einen Schülerstreich machen und — ausgelacht werden." Der Lord verspricht es und nimmt seinen Platz ein. Philidor geht wieder an seinen Arbeitstisch in's Kabinet.

Eine Viertelstunde lang herrschte die tiefste Stille im Zimmer. Jeder treibt ungestört seine Beschäftigung, wie es scheint, mit vielem Eifer. Plötzlich hört Philidor den Engländer laut aufschreien: das ist ja ein verzweifeltes Thier — ich habe ihm nicht das Geringste zu Leid gethan und doch . . .

Philidor springt schnell auf und glaubt nicht anders, als sein Hans habe, weil er sich bei übler Laune und gezwungen an den Spieltisch gesetzt, das Spiel verloren und für diesen Verlust sich ebenfalls, wie vorhin der Eng-

länder, durch eine Ohrfeige an ihm gerächt. Allein so schlimm war es nicht. Wie Philidor ins Zimmer trat, steckte Hans unter dem Sopha und guckte ganz furchtsam darunter hervor.

„Ich will nicht hoffen, sprach Philidor zum Engländer, daß wieder etwas vorgefallen ist?“

„Wahrhaftig nicht, mein Herr! Ich habe dem schelmischen Thiere nicht das Geringste zu Leid gethan, mit einem Male aber springt es auf und läuft fort.“

„Lassen Sie uns doch einmal das Spiel untersuchen, Mylord, sprach Philidor. Ich werde ja sehen.“ —

„Ha! Ha! Nun weiß ich's wohl! Mein Hans hatte eine neue Ohrfeige zu fürchten. Ihr Spiel steht sehr schlecht, Mylord! Sie sind bald matt.“

„Das ist nicht möglich!“

„Ziehen Sie, Mylord!“

Mylord zog; Philidor auch. Nach drei Zügen war der Engländer matt. „Sie sehen, sprach Philidor, daß, da Sie nicht einmal meinem Zögling etwas abgewinnen konnten . . .“

„Ich bin Ihr Diener“, unterbrach ihn der Lord, den der Aerger auf einmal ganz nüchtern gemacht hatte, und entfernte sich schnell.

Man konnte ihn späterhin nicht zorniger machen, als wenn man fragte: wie viel er dem Herrn Philidor in Paris Partien abgewonnen habe.

Ludwig Devrient als Ehestifter.

Von dem für die Kunst leider zu früh gestorbenen genialen Ludwig Devrient erzählt uns einer seiner früheren Bekannten einen Schwank, der zu Breslau spielt und ein wahrhaftes Lustspiel-Sujet bildet. Der große Menschendarsteller trifft einst auf der Promenade einen jungen Mann, der höflich seinen Hut zieht. „Herr Devrient, kennen Sie mich nicht mehr? — Das schwarze rollende Auge des Mimen heftet sich auf den Mann, Devrient erkennt in ihm einen Conditorgehülfen, der ihm in Dessau manches Glas Punsch verabreicht. Fröhliche Stunden tauchen in der Erinnerung auf, Devrient reicht ihm die Hand und erfährt, daß sich der ehemalige Dessauer Conditor-Garçon jetzt in Breslau selbst etablirte, schon seit einem Vierteljahre. Ludwig geht augenblicklich mit, er muß die neue Conditorei kennen lernen. Daselbst angelangt findet er in dem niedlichen Locale Alles vortrefflich, nur Eins fehlt — Publikum. Das ist der ernste Punkt, der an unserm Conditor nagt und ganz besonders heute, denn er hat eine Braut, heute Abend kommt der reiche, aber knickerige Vater aus der Provinz und will sich mit eigenen Augen überzeugen, wie das Geschäft geht, ob sich etwas von seinem künftigen Schwiegersohne erwarten läßt *rc.* Das war Etwas für Devrient. Geduld, Freund, wenn nur das Mädchen einverstanden, der Alte soll schon mit dem Gelde herausrücken, er soll heut' Abend seine Freude an dem flotten Geschäft haben. Ein paar Thaler müßt Ihr freilich an's Bein binden, denn ich werde Gäste mitbringen, denen gerade nicht das Geld

zur Tasche herausfällt. Ein Opfer, so groß wie Sie es wünschen, mein Herr Devrient. — Wann kommt der Alte? — Heute Abend nach sieben Uhr. — Ein Glück, daß wir heute nicht Komödie spielen, dafür werde ich aber hier agiren. Adieu! — Abends nach 6 Uhr füllt sich die Conditorei schon mit Menschen, meist Studenten. Endlich kommt auch Devrient mit etlichen seiner Freunde und Collegen. Heda! ein Glas Punsch! Glas Bordeaux! Glas Grog! — Heisa, das ist ein Leben. Schlag 7 Uhr kommt der Schwiegervater in spe. Na! der macht Augen, er findet kaum Platz. Jetzt beginnt Devrient seine Rolle. Herr Doctor, Herr Professor, spielen Sie eine Partie Domino? — Ja, kommen Sie. Er geht hinten hinaus, kommt nun als kleines Männchen mit einer Brille auf der Nase herein. — Ah, guten Abend, Herr Justizrath, reden ihn etliche in der Runde an, wie geht's? Gut mein Herr Doctor! — Die Thür geht auf. Bon soir, Herr Commissarius. Unterdessen dampft die Punschbowle, es wird immer heiterer, die Fröhlichkeit lockt freiwillige Gäste von der Straße, etliche Studios vertilgen ganze Gebirge von Kuchen, Dominosteine klappern in allen Ecken, die Doctorwürde ist beispiellos leicht zu haben. Endlich läßt sich Devrient, der Herr Justizrath, mit dem zukünftigen Schwiegervater in ein Gespräch ein, wo er den Conditor und dessen Wirthschaft ganz gewaltig in ein gutes Licht setzt. Der Alte trinkt selbst Punsch und Grog, er wird fidel, wie noch nie, gegen halb zehn Uhr kommt seine Ehehälfte mit der Tochter auch noch angerückt, Väterchen ist im besten Humor und — willigt noch selbigen Abend in die Verbindung. Seit jenem Abend kam das nette Kneipchen in die Höhe, der Conditor heirathete, und ist heute noch ein glücklicher Familienvater mit zwei Häusern und stattlichen Gärten.

Der Bann gegen Blutwürste.

Da in Hamburg kürzlich durch einen verdorbenen Schinken mehrere Vergiftungen stattgefunden haben und dadurch das Interesse auf die sogenannte Fettsäure, die sich vorzüglich in Würsten und in dem Fett der Schweine, die oft bis zur Wassersucht gemästet werden, zu bilden pflegt, hingeleitet haben, so ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, auf ein Buch zu verweisen, das der Dichter Justinus Kerner, der wie bekannt zugleich Oberarzt zu Weinsberg war, unter dem Titel: „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkungen auf den thierischen Organismus, ein Beitrag zur Untersuchung des in verdorbenen Würsten giftig wirkenden Stoffes" schon 1822 in der Cotta'schen Buchhandlung herausgab. Wir selbst aber entlehnen aus dem angeführten Buche bei dieser Gelegenheit ein Curiosum, das uns sehr unterhaltend scheint. „Obgleich jetzt Manchem lächerlich," erzählt Justinus Kerner, „so möchte doch in Wahrheit die Entrüstung Kaiser Leo's des Sechsten, als er das erste Mal erfuhr, daß seine Unterthanen auf den Gedanken gekommen seien: Blut in Därme zu füllen, mit Gewürzen und Fett zu vermischen, und so als Speise zu sich zu nehmen, kurz, Blutwürste zu essen, eben so gerechtfertigt erscheinen, als der Ekel über jenes römischen Tyrannen Gaumenlust an den mit Pfauenzungen erfüllten Schüsseln."

„Jener Kaiser Leo, mit dem Zunamen der Weise, erließ ein Gebot gegen die damals gerade in seinem Reiche aufgekommene Bereitung von Blutwürsten. Wörtlich ist darin unter anderem in Authent. Imperat. Leonis Constit. 58 zu lesen: „Wir haben in Erfahrung gebracht: daß die Menschen geradezu so toll geworden sind, theils des Gewinnstes, theils der Leckerei wegen, Blut in eßbare Speise zu verwandeln. Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide, wie in Röcke einpackt, und so als ein ganz gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Es kann Unsere Kaiserliche Majestät nicht länger ausstehen und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung, blos aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zur Speise umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der wird hart gegeißelt, zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren und auf ewig aus dem Vaterlande verbannt. Auch die Obrigkeit der Städte sind wir nicht geneigt, frei ausgehen zu lassen: denn hätten sie ihr Amt wachsamer geführt, so wäre eine solche Unthat nie begangen worden. Sie sollen ihre Nachlässigkeit mit zehn Pfund Goldes büßen." —

„Das lautet nun freilich bunt!" so schließt Justinus Kerner seinen Bericht. „Bedenkt man aber, wie viele Menschen seit Erlaß dieses Verbotes sich wohl an solchem in Eingeweide verpacktem Blute siech oder todt aßen, so wünscht man, es müßte dieses kaiserliche Mandat, noch eher als andere alte römische Institutionen, auch jetzt noch in Kraft sein."

Lustige Chronik.

Während der Sonnenfinsterniß ereignete sich auf dem Platze der Bastille zu Paris folgender Vorfall: Unter einer Gruppe von einigen zwanzig Personen fragte ein seinem Aeußern nach sogleich als „aus der Provinz" zu erkennender gemüthlicher Mann seinen Nachbar um Erklärung der Erscheinung. Wie, redete ihn mit weiser Miene ein feiner Mann an, Sie begreifen das nicht? Nichts ist einfacher. Passen Sie auf! Hier ist ein Zweisousstück, das ist der Mond; — nun brauche ich ein Fünffrankenstück, um die Sonne vorzustellen. Ich habe keins bei mir, leihen Sie mir eins für den Augenblick. Der Mann aus der Provinz beeilt sich, aus seiner Tasche das Verlangte zu geben. Sein Astronom bedeckt dasselbe zum Theil mit den 2 Sous: Sehen Sie, so bedeckt der Mond allmälig die Sonne und fängt ihre Strahlen auf. Nehmen Sie Ihr Glas, ob es nicht so ist? Wir kommen aber zum schönsten Moment! Wahrhaftig, ruft der Betrachtende, die Sonne nimmt ab. Hier sind Ihre 5 Francs, erinnert der Erklärer, während jener unverwandt in die Sonne sieht, und bemerken Sie wohl, daß es nur eine theilweise Verfinsterung ist. Wäre dieselbe total, so würden Sie von der Sonne gar Nichts sehen. Kaum hatte der weise Mann sich entfernt, als sein naiver Schüler lebhaft empfand, daß die Sonnenfinsterniß wirklich nur partiell gewesen war. In seiner Tasche fand sich ein Mond von 10 Centimes an Stelle der Sonne von 5 Francs.

Unter den zahlreichen Wunderkindern war Christian Heinrich Heinecken vielleicht das merkwürdigste, geboren zu Lübeck 1721. Man erzählt, daß dieser ungewöhnliche Knabe mit zehn Monaten Geographie so gut als alte und neue Geschichte kannte, und daß er schon im Alter von zwei und einem halben Jahre geläufig französisch und lateinisch reden konnte. Man brachte ihn in seinem vierten Jahre nach Dänemark, wo er den König und die königliche Familie haranguirte. Sein Körper war zart und schwächlich, und jeder andern Nahrung als der Milch seiner Amme zeigte er sich abgeneigt. Er starb 1725 im vierten Jahre seines Alters und sein Tod soll so erbaulich gewesen sein, daß er die Umstehenden in noch größeres Staunen versetzte, als die wunderbaren Kenntnisse, welche das Kind während seines kurzen Daseins entfaltet hatte.

Der Graf Manchester, Generalissimus des Parlaments gegen Karl den Ersten, floh in einer Schlacht, ohne eben Grund dazu zu haben. Cromwell, ohne sich merken zu lassen, daß er die Senkung des Grafen, wie es wirklich war, für eine Flucht hielt, ritt ihm entgegen. „Sie irren sich, Mylord, sagte er, die Feinde haben sich hier weggezogen; dort sind sie!“ und wies sie ihm mit dem Finger. Der Graf mußte umkehren und — die Schlacht wurde gewonnen.

Rudolph, Graf von Sulz und Landvoigt zu Hagenau, vermählte sich im Jahre 1605 mit Anna, verwittweten Gräfin von Hanau, und stellte folgende wortgetreue Urkunde über die freie Religionsübung seiner künftigen Gemahlin aus: „Ich, Rudolph, Grave zu Sulz, versprich bei meine gräfliche Ehre, oder der Teufel selbst soll mich holen! daß ich meine künftige Gemalin bei der Religion pleipen lassen, auch im wenigsten zum Abfall keinen Anlaß geben will. Ich hab' droben zwei Bibeln; hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen; sie lese nur fleißig und dapfer darin. Zudem nemb ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich pleip bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen bin. Will sie nicht im Himmel, so fahr' sie in die Höll'!“

In einer Gemeinde an der Grenze zwischen Kärnthen, Krain und Steiermark ist eine Kellnerin Bürgermeister, Gemeindeausschuß und Protokollführer. Die Sache verhält sich so. In der Gemeinde kann niemand lesen oder schreiben, außer dem Herrn Pfarrer und der Kellnerin, welche im Hause des Bürgermeisters in Diensten steht. Diese Kellnerin, welche ihre Bildung an der Schule zu Eisenkappel genossen, verfaßt alle Eingaben und Ausweise, führt bei den Sitzungen die Protocolle, stellt die Heimathscheine aus, kurz: verrichtet die Geschäfte des Bürgermeisters, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie nicht ihren eigenen Namen unterfertigt, sondern, so oft es nöthig ist, den Namen des Bürgermeisters mittelst Stempels ausdrückt.

Ein Armeninspector kommt vor Kurzem zu einer Wäscherin, die seit längerer Zeit das Stadtalmosen empfängt. Er findet sie sehr hübsch eingerichtet und sieht, daß sie alle Hände voll Arbeit hat. „Ihr Geschäft scheint ja recht gut zu gehn?“ „O ja! Gott sei Dank! ich nähre mich

redlich und habe mein gutes Auskommen.“ „Und doch empfangen Sie Almosen? Das ist schändlich, dem soll ein Ende werden!“ Der Inspector geht sofort zu dem District-Armencommissar und verlangt, daß die Wäscherin von der Liste der Almosenempfänger gestrichen werde. „Was? Die soll ich streichen?“ ruft der Commissar. „O nein! das ist ein höchst solides Frauchen! Monatlich erhält sie 10 Sgr., da kauft sie sich denn regelmäßig für 8 Sgr. ihren Kaffee bei mir. Ein für allemal, der ihre 10 Sgr. streiche ich nicht.“ Heißt das nicht die Armen rücksichtsvoll behandeln?

Bajazzo.

Ein Landrath in W. hatte in einer Stadt eine scharfe Mistordre erlassen, nach der zu einer bestimmten Morgenstunde kein Misthaufen mehr auf der Straße gefunden werden sollte. Der Landrath hatte die Gewohnheit, daß ihm beim Ausgehen stets sein Bedienter in einer Entfernung von 20 bis 30 Schritten folgen mußte. Ein ehrlicher Westphale, der sich seinen Misthaufen im Hofe nicht so groß vorgestellt hatte, wie er wirklich war, war zur bestimmten Stunde noch nicht einmal mit dem Herausbringen, geschweige denn mit dem Wegschaffen fertig. Da langt plötzlich ein Gensd'arm an und ladet den Mann augenblicklich auf's Landrathsamt. Der Westphale ging, wie er war, in seiner westphälischen Jacke und in seinen Holzpantoffeln. Kaum war er in's Bureau eingetreten, so fuhr ihn der Herr Landrath grimmig an, ob er denn gar nicht wisse, was sich schicke, ob man denn wirklich so in's Landrathsamt kommen dürfe, er sähe ja aus wie lauter Mist und stinke durch und durch nach Mist. Ein Westphale läßt sich nicht leicht außer Fassung bringen. Der Mann antwortete: Gnädiger Herr Landrath, eck buchte et hebbe Ihle, darum bin eck kommen wie eck war. Un dat eck stinke, det wundert meck gor nich. Eck hebbe Mist karrt und womit me umguht, det hengt em an. Aber Sai, gnädiger Herr Landrath, metten ock nich en guden Geruch hebben, denn eck sehe, det Jüe Bediente, wenn Sai op de Strat gun, immer twintig Schritt hinter Jü bliebt.

Ein höchst drolliger Zufall wollte es, daß dieser Tage im Dresd'ner Anzeiger folgende zwei Dienstgesuche unmittelbar auf einander folgten:

„Eine gesunde, kräftige Amme vom Lande wünscht ein baldiges Unterkommen.“

„Ein militairfreier Bedienter sucht ein ähnliches Unterkommen.“

Ein Liebhaber beschwor seine Geliebte, sein Weib zu werden, oder er müsse zu einem andern Mittel seine Zuflucht nehmen. „Was willst Du denn thun, wenn ich noch zögere?“ fragte sie neugierig. „Nun — ich muß eine Andere zur Frau nehmen“, lautete sehr naiv die Antwort.

Ein Schwermüthiger äußerte zu einem Bekannten: „Alles mißglückt mir! Mein Schicksal ist unerträglich! Doch ein Trost bleibt mir: wenn alle Stricke reißen, hänge ich mich auf!

Neues Mittel gegen Zungenfertigkeit. Eine sehr geschwätzige Dame, die ihren Arzt um Rath fragte, überflügelte diesen dermaßen mit einem Schwarm von Redensarten, daß er durchaus nicht zu Wort kommen konnte. Der bedrängte Doctor fand kein anderes Mittel sich Gehör zu schaffen, als daß er sagte: Madame, zeigen Sie mir gefälligst Ihre Zunge! Die Dame gehorchte, worauf der Doctor fortfuhr: nun ziehen Sie dieselbe nicht eher zurück, als bis ich gesprochen habe.

Gesunde Antwort. Ein Bauer kam zu einem Patrimonialgerichts-Beamten mit einem Anliegen, wurde aber vom Bedienten mit den Worten zurückgewiesen: „Der Herr Gerichtsdirector studirt." Als dem Landmann beim zweiten und dritten Besuch derselbe Bescheid ward, sagte er lächelnd: Wenn uns doch der liebe Gott einen Gerichtsdirector geben wollte, der studirt hätte."

Die kriegerische Schenke. Ein Weinhändler unterhielt seine Gäste vielfältig mit Anecdoten aus den letzten Kriegen, die er bei Besuchen von Militairpersonen gehört hatte. Einer seiner Gäste fragte ihn einst: ob er auch mit im Felde gewesen sei? Noch ehe der Befragte zur Antwort kommen konnte, versetzte ein alter Gast: das eben nicht; aber bei ihm geht es doch immer sehr kriegerisch zu. Er selbst hat einen Schuß, seine Gäste gewöhnlich einen Hieb, und seine Weine einen Stich.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 34. Nordhausen, August. **1851.**

Der

Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Ein Mädchen zu verheirathen
mit 100,000 Fl. Mitgift.

Von **Castelli.**

Euch ruf' ich zu, ihr Mädchenkenner,
Die ihr den Eh'stand noch nicht kennt,
Doch Väter, oder Ehemänner
Recht sehnsuchtsvoll zu werden brennt:
Erwählt Euch meine Tochter Käthchen,
Mit 100,000 Gulden kehrt
In Eurem Hause ein das Mädchen,
Die ist doch einer Heirath werth?

Sie zählet noch nicht 19 Jahre,
Und ist sehr schön und ganz gesund,
Hat blaue Augen, schwarze Haare,
Und einen kleinen Purpurmund; —
Ist auch nicht eitel, nicht voll Launen,
Verständig zwar, doch nicht gelehrt;
Das ist, so ruft ihr selbst mit Staunen,
Wohl 20,000 Gulden werth . . . 20,000 fl.

Sie weiß die Wirthschaft zu verwalten,
Ist mäßig, trinkt nicht Bier noch Wein.
Versteht mit wenig hauszuhalten,
Man sieht die Möglichkeit kaum ein; —
Sie selbst kann Leckerbissen meiden,
Doch, wenn's ihr lieber Mann begehrt,
So schafft sie Alles ihm mit Freuden;
Das ist 10,000 Gulden werth . . 10,000 fl.

Durch Modetand und prächt'ge Kleider
Zu glänzen kömmt ihr nicht in Sinn,
Das Mädchen ist ihr eigner Schneider
Und ihre eigne Putzerin;
Sie grämet sich nicht gleich zu Tode,
Wenn ihr der Mann den Putz verwehrt,

Braucht ihr nicht Arzt, nicht Marchande de Mode,
Ist 30,000 Gulden werth. . . . . 30,000 fl.

Sie tanzt wohl gern, doch haßt sie Schimmer,
Und will auf Bälle niemals geh'n,
Doch könnt ihr froh in ihrem Zimmer,
Mit ihrem Stuhl sie walzen sehn.
Spektakel liebt sie nicht, noch Feste,
Was manchen Zwist im Haus gebärt,
Geht gern zu Gast, doch lad't nie Gäste,
Wohl 20,000 Gulden werth. . . . 20,000 fl.

Noch fehlen 20,000 Gulden
Zu ihrer Mitgift voller Zahl; — —
Sie weiß zu schweigen und zu dulden,
Und liebt allein nur den Gemahl;
Denn heilig sind ihr Hymens Bande,
Die Tugend wahrt sie unversehrt; —
Es ist die Treu im Ehestande
Wohl 20,000 Gulden werth! . . . 20,000 fl.

Summa 100,000 fl.

Die Tochter des Nabob.

Die Opernbesucher in Paris bemerkten seit einiger Zeit in jeder Vorstellung eine junge Person von seltener Schönheit. Herrliche Augen, eine bewunderungswürdige Gestalt, einen Teint wie Lilien, Haare, so schwarz wie Ebenholz, die in kaum gelockten Wellen auf ihre Schultern herabfielen. Diese schöne Dame begleitete ein kleiner, seltsam magerer Mann; seine Haut, gelb wie Safran und vertrocknet wie Pergament, war so dicht über seine spitzen Knochen gespannt, daß man sich versucht fühlte, ihn für eine auferweckte Mumie zu halten.

Wie alt war er? Niemand hätte es bestimmen können. Vielleicht fünfunddreißig, vielleicht neunzig Jahre. War er der Mann jener schönen jungen Dame? Das wäre schade; doch giebt es derlei Verbindungen sowohl in Asien, als in Europa. Man erfuhr aber, daß Beide Indier seien, daß sie aus Kalkutta kämen und Vater und Tochter wären.

Der Vater trug Abzeichen seines Reichthums an sich: fünf oder sechs mächtige Diamanten an seinen dürren Fingern und auf der Brust zur Zierrath seines Hemdes. Der Luxus seiner Toilette bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu der Einfachheit der Tochter: Ein Kleid von weißem Musselin, um die schlanke Taille durch einen grünen Gürtel zusammengehalten, das war ihr ganzer Putz; nicht das unbedeutendste Kleinod, kein Halsband, kein Armband, noch Ohrringe. Zu welchem Zweck auch? was hätte die erfindungsreichste Koketterie Besseres ersinnen können?

Den Abstand vollständig zu machen, waren die Blicke der Tochter so leuchtend, als die des Vaters öde und matt; seine Augen waren erloschen, seine Züge starr. Niemals gewahrte man eine Regung des Gemüths oder Verstandes auf diesem krankhaften, das volle Gepräge der Langeweile an sich tragenden Gesicht. Der arme Mann war ein gewaltig reicher, vom

asiatischen Spleen befallener Nabob. Er hatte seinen Reichthum mißbraucht und war in jenem heißen Klima durch eine zu üppige Lebensweise in den traurigen Zustand eines wandelnden Gliedermannes versetzt, der jedes Gefühls entbehrt, der eine belebende Aufregung sucht und nicht findet. Er siechte hin an Ermattung, und die indischen Aerzte hatten ihn nach Europa geschickt, um ihn wo möglich zu retten. Die Hoffnung war indeß gering, denn Europa ist sehr fade und unsere Civilisation sehr eintönig für einen Mann, welchen indische Pracht und Unmäßigkeit übersättigt haben.

In der That setzte ihn nichts in Paris in Verwunderung, nichts bewegte ihn; Erstaunen würde ihn erfrischt, eine Erregung ihn gerettet haben; er hätte für das Erstaunen hunderttausend Thaler, für die Erregung sein halbes Vermögen hingegeben; unglücklicherweise aber sind Dinge solcher Art nicht für Jedermann käuflich, und Geld hilft nicht dazu, wo die Fähigkeit fehlt.

Von Paris dachte der Nabob nach London zu gehen. Er hoffte nicht etwa, die Welt-Ausstellung werde günstiger wirken und ihn einen Gegenstand des Verwunderns entdecken lassen, die junge Dame aber verlangte, den Glas-Palast zu betrachten, und der Vater wollte nicht sterben, bevor er seine Tochter an einen englischen Herzog und Pair vermählt habe.

Jeden Anderen hätte es in eine lebhafte und glückliche Bewegung versetzt, seine Eitelkeit durch solche Verbindung zu befriedigen, der Nabob aber war für Genugthuung des Stolzes so abgestumpft, wie für alles Uebrige. Daß seine Tochter Herzogin werde, war ihm etwas ganz Einfaches, Natürliches; es war ein Rang, welcher ihr rechtmäßig durch die Allmacht ihrer Millionen zukam. Vergab Jemand sich bei solcher Verbindung seine Würde, so that dies, nach seiner Meinung, nicht der Herzog, sondern der indische Prinz.

Die junge und schöne Indierin hatte anfangs den Wunsch geäußert, nur sehr kurze Zeit in Paris zu verweilen und so schnell als möglich nach London zu gehen. Bald aber ließ diese Eile nach, ja verschwand gänzlich. England und die Welt-Ausstellung wurden vergessen, man redete nicht mehr davon, und der Aufenthalt in Paris verlängerte und verlängerte sich.

„Es ist eine ergötzliche Stadt; man versichert, London biete bei weitem nicht so viel Zerstreuung", sagte sie, verschwieg aber, daß zu den Annehmlichkeiten von Paris ein junger Mann gehörte, der ihr Herz gerührt hatte, denn die Tochter war nicht gefühllos, wie der Vater; ein liebender Blick, ein zärtliches Wort hatten genügt, Bewegung hervorzubringen.

Der Nabob dagegen, der sich immer mehr langweilte, wollte seinen Ueberdruß außer Landes tragen und befahl die Abreise nach London anzuordnen. Am Abend der Abfahrt kam ein junger Mann zu dem reichen Indier und sagte ohne weitere Einleitung:

„Ich komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten."

Der Nabob verzog die Augenbraunen nicht, heftete seinen matten, leblosen Blick auf den Bewerber und sagte:

„Was für Vermögen besitzen Sie?"

„Gar keins."

„Das würde mir gleichgültig sein, meine Tochter hat Millionen; doch welches ist Ihre Stellung, Ihr Rang in der Welt?"

„Ich bin noch nichts, aber ich hoffe emporzukommen.“

„Welchen Namen, welchen Titel führen Sie?“ fragte der regungslose Nabob.

„Ich habe keinen aristokratischen Rang“, antwortete jener und nannte, sich verbeugend, einen gewöhnlichen bürgerlichen Namen.

„Also“, fuhr der Indier fort, „Sie haben weder Vermögen, noch Stellung, noch Rang und verlangen die Hand meiner Tochter?“

„Ja, mein Herr.“

Der Nabob hatte keine Vorstellung von solch einer Vermessenheit und erstaunte zum erstenmale seit undenklicher Zeit, wurde aber nicht erregt. Nachdem er die Empfindung des Erstaunens genossen hatte, sprach er mit seiner gewohnten Kälte zu dem jungen Manne:

„Wären wir in Indien, so würde ich Sie vielleicht aus dem Fenster werfen oder in ein Tollhaus sperren lassen, in Paris habe ich nur das Recht, Sie aus der Thür zu weisen. Ich bitte Sie, zu gehen.“

„Ich begreife, daß meine Gegenwart Sie erzürnt.“

„Nein, mein Herr, Sie langweilen mich.“

Der junge Mann ging; kaum war er über die Thürschwelle, als eine weiße Hand die seinige drückte und eine sanfte Stimme sagte:

„Dies war gut! Sie haben meine Lection genau wiederholt, jetzt schreiben Sie den Brief, welchen ich Ihnen dictiren werde.“

Das Erstaunen hatte eine glückliche Wirkung auf den Zustand des Nabob ausgeübt, und er befand sich an jenem Tage weit besser als früher. Am folgenden Morgen erschien die Tochter zur gewöhnlichen Frühstückstunde nicht, und er befahl, sie zu rufen.

Im selben Augenblicke brachte man ihm einen Brief. Er öffnete ihn mit schlaffer Hand und warf einen Blick darüber hin, erst zerstreut, dann aufmerksam bei den ersten Worten, die ihn befremdeten. Der kurze Brief lautete:

„Mein Herr!

„Ich liebe Ihr Fräulein Tochter und bin von ihr geliebt. Sie haben sie mir verweigert und ich entführe sie.“

Unter diesen Zeilen stand der am Abend zuvor bescheiden genannte Name.

Der Bediente, welchen man beauftragt hatte, der Tochter des Nabob zu melden, daß ihr Vater sie zum Frühstück erwarte, kam mit dem Bescheid: das Fräulein sei nicht in ihrem Zimmer, sei am Morgen fortgefahren, gleich als wolle sie verreisen, denn sie habe Koffer und Cartons mitgenommen.

Der Nabob blieb einen Augenblick regungslos, dann ließ er plötzlich eine Art furchtbaren Gebrülles vernehmen und stieß, sich auf seinen Lehnstuhl zurückwerfend, mit seinem Fuß den Tisch um, auf welchem das Frühstück stand. Die Bedienten eilten herzu, er prügelte sie aus allen Kräften, und als sie flüchteten und ihn allein ließen, zerschlug er sämmtliche Möbel des Zimmers und hielt nicht ein, bis er, von Zorn und Anstrengung erschöpft, bewußtlos auf den Teppich des verwüsteten Salons niederfiel.

Als er wieder zu sich kam, war die heilsamste Rückwirkung in ihm vorgegangen. Die Krisis hatte einen plötzlichen und unglaublichen Erfolg gehabt. Es war die Erregung! Die so ersehnte Erregung, die endlich eintrat und ihn rettete.

Ein Abgesandter seiner Tochter trat ein, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. „Sie soll kommen", sprach er, „ich werde sie mit dem vermählen, welchen sie liebt."

Die jungen Leute waren nicht fern und traten bald ein.

„Mein Herr", sagte der Nabob zu dem jungen Manne, „Sie haben kein Vermögen, keine Stellung, keinen Rang, aber Sie haben gestern Erstaunen und heute eine Erregung in mir bewirkt, das heißt, Sie haben mir das Leben gerettet, und das ist ein Verdienst, welches wohl des Lohnes werth ist. Durch Sie ist meine Seele so neu erweckt, daß ich, der gestern noch gegen Alles gleichgültig war, jetzt Freude daran finde, das Glück meiner Tochter zu begründen, indem ich sie mit dem Manne verbinde, den ihr Herz erwählt. Dank, mein lieber Schwiegersohn, ich bin es, der Ihnen verpflichtet ist."

(Magazin für Literatur des Auslandes.)

Der verhängnißvolle Nagel.

Ein betagter Privatmann besaß, ungefähr zwei Meilen von London, ein schönes Landgut, das bereits seit 500 Jahren seiner Familie gehörte. Außer dem Landgute bezog er noch von seinen Kapitalien reichliche Einkünfte, so daß er allgemein für wohlhabend galt, welches er auch in der That war. Ein einziger Sohn war der dereinstige Erbe aller dieser Reichthümer. Um den Sohn auf die Probe zu stellen, übergab ihm der Vater die Verwaltung der Hälfte des Vermögens, nachdem er das 21ste Jahr zurückgelegt hatte.

Aber der Sohn entsprach nicht den Wünschen des Vaters. Er ergab sich dem Spiele, dem Trunke und andern Ausschweifungen. In kurzer Zeit war nicht nur das Vermögen verzehrt, sondern er steckte auch noch in Schulden. Gute Ermahnungen und weise Rathschläge wurden nicht gespart. Zuletzt bat der sterbende Vater noch den hoffnungsvollen Sohn, daß, wenn ja Unglücksfälle ihn zu einem Bankerott oder zum Verkauf seiner Grundstücke nöthigen sollten, er wenigstens das väterliche Wohnhaus, welches seit so lange her ein Besitzthum der Familie gewesen sei, nicht veräußern möchte. Besonders beschwor er ihn, das Zimmer, worin das Sterbebette stand, immer für sich zu behalten. „Es wird für dich," schloß er, „eine Rettungsstätte sein, wenn es für dich auf Erden keine weiter giebt."

So gut es der Vater mit dem Sohne meinte, so wenig erkannte es dieser, und statt in sich zu gehen, setzte er nicht nur nach dem Tode des Vaters sein voriges Wesen fort, sondern er trieb den Leichtsinn noch weiter. In wenigen Jahren war das ganze Erbtheil durchgebracht. Das Haus mußte sogar fort, und nur die einzige letzte Bitte des Vaters fand noch Gehör, die nämlich, daß er sich das benannte Zimmer auf seine Lebenszeit zur Wohnung ausbedung. Das aus dem Hause gelösete Geld ward vollends verzehrt, und es blieb ihm nichts übrig, als das Mitleid derer, die ihm sonst bei seinen Ausschweifungen, gegen guten Gewinn, behülflich gewesen waren.

So verfloß einige Zeit unter Elend, Kummer und Sorgen. Im Winkel seines Zimmers stand ein alter Kasten, den er bisher kaum bemerkt hatte. Auf diesem weilte jetzt sein Blick. „Wie, wenn in diesem Kasten noch ein Rückstand des väterlichen Vermögens verborgen wäre?" dachte er, und stand von seinem Sitze auf, um seine Neugier zu befriedigen. Er durchsuchte Alles, fand aber nichts, als alte Papiere und Lappen von Tuch, Leinwand und Seide: Ueberreste der väterlichen Garderobe. Dennoch ließ er sich die Mühe nicht verdrießen den Kasten so weit auszupacken, bis er den Boden sahe. Aber wie staunte er, als er hier die Worte geschrieben las: „Verschwender! hast du nun alles durchgebracht? Hast auch dein Haus verkauft? Geh' jetzt und hänge dich! Im Balken der Decke steckt ein Nagel zu diesem Behufe."

Welch ein Donnerschlag für den verlorenen Sohn! Der Vater selbst befiehlt ihm, sich zu erhängen. Betroffen blickt er auf, und sieht wirklich an der Decke einen Halfter in einem eisernen Ringe hängen. Die Verzweiflung giebt ihm ein, es sei der Wille des Schicksals, dem Rath seines Erblassers zu folgen. Er ergreift einen Schemel, stellt ihn unter den Balken, und besteigt ihn, um das Werkzeug seines Todes zu erreichen. Er schlingt den Strick um den Hals, stößt den Stuhl weg, — fällt, statt hängen zu bleiben, sehr unsanft auf den Boden. Der Schwung seines Körpers hatte einen Splitter, an dem der Nagel befestigt war, losgerissen. Aus einem leeren Raume stürzten Goldstücke in Menge über den Herabgefallenen herab, und er war außer sich vor Schreck, vor Verwunderung und vor Freuden. Der Vater hatte den Schatz weislich in dem Balken verborgen, um den Sohn, dessen Schicksal er voraussah, durch die höchste Verzweiflung, wo möglich, zu bessern.

Die letztere Absicht erreichte er in der That. Mit einem Theile des Geldes konnte das Haus wieder eingelöst werden; ein anderer ward in eine Handlung gegeben, und der Verschwender fing an, ordentlich und wirthschaftlich zu werden, so daß er in der Folge ein größeres Vermögen erwarb, als dasjenige war, welches sein Vater besessen hatte.

Lustige Chronik.

Einen Fall höchst origineller Rechtspflege berichtet ein New-Yorker Blatt. Zu Natchez hatte ein Passagier des Dampfbootes seine Brieftasche in einem notorischen Spielhause verloren. Der Capitain, dem er sein Leid klagte, ging zum Hausherrn und reclamirte den Artikel. „Ich gebe Euch", sagte er, „so viel Zeit, bis ich mein Boot fertig habe, und wenn dann das Geld nicht mit uns geht, so geht das Haus mit." Damit entfernte er sich. Einige Minuten vor Abgang des Boots erschien er wieder in dem Spielhause, begleitet von einem Haufen Deckarbeiter, welche das dickste Kabeltau des Steamers mitbrachten. Dieses ward ums Haus und durch einige Fenster gezogen, und als Alles fertig war, forderte der Capitain die Brieftasche von neuem. Statt aller Antwort erhielt er Flüche.

Nun sprang er an Bord, rief den Maschinisten zu: „Langsam angehen zu lassen“, und das Boot setzte sich in Bewegung. Das Tau fing an straff und straffer zu werden, und das Haus begann zu knacken. In diesem verhängnißvollen Augenblick capitulirte das Spielhaus, und die Brieftasche mit allen Banknoten ward zum Fenster hinaus geworfen.

Eine testamentarische Schachpartie. Im Jahre 1848 hatte der Oberst Thomas mit einem Kaufmann Namens Williamson in London eine Schachpartie begonnen, die man leider nicht beenden konnte, weil der Militair plötzlich auf das Cap der guten Hoffnung beordert wurde. Da man aber das Spiel von keiner Seite verloren geben wollte, so kam man überein, es vermittelst einer Correspondenz fortzusetzen, was denn auch bis vor Kurzem geschah, wo der Oberst plötzlich erkrankte und starb. Als er auf seinem Todtenbette lag und sein Vermögen einem nahen Anverwandten verschrieb, geschah dies mit der Bedingung, daß eben dieser Anverwandte die Schachpartie weiterführe, und zwar nach den Angaben des Sterbenden, die dieser mit seiner letzten Anstrengung dictirte. Kaum hatte er alle Züge, die sein Gegner noch im Stande sein konnte zu machen, mit Gegenzügen belegt, so verschied er. Sein durch das Testament zur Fortführung der Partie verpflichteter Erbe setzte nun das Spiel in der That nach den ihm vorgeschriebenen Zügen fort, und hat nun vor ganz Kurzem dasselbe auch richtig gewonnen.

Ernst Mahner, der Gesundheitsapostel, hielt am 11. Juli in Hildesheim auf dem Michaeliskirchhof vor einer ungeheuren Menschenmenge einen Vortrag über die Beförderung der geistigen und leiblichen Gesundheit des Menschen und schilderte als der letztern sehr schädlich das Tabakrauchen, dessen Nachtheile für den menschlichen Körper er mit hellen Farben malte. Da nun in Hildesheim sehr viele Tabaks- und Cigarrenfabriken sind und unter den Zuhörern des Apostels sehr viele Cigarrenarbeiter sich befanden, die ob des Verdammungsurtheils, welches der Prediger über das Tabakrauchen sprach, eine Verminderung ihres Nahrungszweigs befürchten zu müssen glaubten, bildeten diese sofort einen Kreis um den Redner uud qualmten denselben dermaßen an, daß er erstickt worden wäre, wenn er nicht vor dem pfeifenden tobenden Pöbel geflohen und durch einen Schüler gerettet worden wäre, der den buchstäblich Geräucherten in seine schützende Wohnung aufnahm.

Das Lenneper Kreisblatt enthält folgendes Curiosum: Heirathsgesuch. Eine junge Dame von 18 Jahren aus einer der ältesten adeligen Familien, reizend wie eine Helena, häuslich wie eine Penelope, wirthschaftlich wie Kurfürstin Anna, gelehrt und geistreich wie die Frau von Stael, liebenswürdig wie die Ninon Lenclos, eine Sängerin wie die Fran von Marra, eine Tänzerin wie die Cerrito, eine Pianistin wie die Clara Schumann, eine Violinistin wie die Milanollo, eine dramatische Künstlerin wie die Rachel, eine Harfenistin wie die Bertram, eine Bildhauerin wie die Maria von Orleans, keusch wie die Lucrezia, wohlthätig wie die h. Elisabeth, patriotisch, wie die Gräfin Platen und im Besitz eines disponiblen Vermögens von drei Millionen Thalern, sucht aus Mangel an

Bekanntschaft einen Lebensgefährten, womöglich einen Postsecretair, um ihm die wenig freien Augenblicke seines angestrengten Berufes zu versüßen. Nähere Auskunft auf frankirte Briefe.

Bajazzo.

Der verstorbene Geheime Rath Zachariae in Heidelberg, der nicht mit Unrecht im Ruf des Geizes stand, wurde eines Tages von einigen Damen um eine Unterstützung für die Kleinkinderbewahr-Anstalten angegangen. Er weigerte sich Etwas zu geben. — „Aber, Hr. Geheimer Rath," sagte eine der Damen, um dem Gesuch mehr Nachdruck zu geben, „Herr Professor Zachariae, Ihr Herr Sohn hat doch auch fünf Kronenthaler beigesteuert!" — „Ja," entgegnete der Herr, „mein Sohn hat auch einen reichen Vater zu beerben, ich aber bin auf mich allein angewiesen!"

Im Stadttheater zu B. wurde eine erste Sängerin gesucht. Ein junges Mädchen sang beim Capellmeister Probe und auf die Frage, wie sie dieselbe bestanden, meinte jener, die Dame habe eine sehr schöne Stimme, allein sie sei Alt und es würde ein hoher Sopran gesucht. „Nun," sagte der kluge Director R., „wissen Sie, das Mädchen ist noch jung, wenn sie recht fleißig ist, wird sich das geben."

Ländlich, sittlich! In Baiern wird Alles nach dem „Biermaaße" gemessen, auch die Kunst und ihre Erzeugnisse. Bei dem Gesangfest in Passau kreiste bei der Tafel ein Becher, der dem ersten Gliede von dem kleinen Finger der Bavaria nachgebildet und aus derselben Bronce, wie das Riesenbild gegossen war. Selbiges Fingerglied faßte „drei Maaß Bier" wie die dortigen Blätter berichten.

Die Emancipation der Frauen macht auch in der Schweiz Fortschritte; denn das neueste Bundesblatt verkündigt, daß zum Posthalter in Töß Jungfrau Susanna Schwengeler erwählt worden sei.

„Die alten Weiber können Nichts verschweigen," sagte Jemand. — „Und doch," bemerkte ein Anderer, „verschweigen sie gern, wie alt sie sind."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 35. Nordhausen, August. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Jullien in London.

Nach der Independance belge.

Wenn man die wunderlichen Launen der Engländer ein wenig näher beobachten und kennen lernen will, so braucht man blos die abenteuerlichen Schicksale von zwei französischen Charlatanen, die seit einer Reihe von Jahren dem englischen Publikum durch kecke Aufschneidereien und durch tolle Einfälle das Geld auf eine geschickte Weise abzunehmen verstehen, zu studiren. In der That bieten die Erlebnisse der Herren Jullien und Soyer einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik Londons. Soyer ist bekanntlich der Unternehmer einer grandiosen Restauration, in welcher er erst kürzlich die Vertreter der gesammten europäischen Journalistik zu einem solennen Bankel versammelte. Wer aber ist Jullien? fragen Sie. Er ist schon mehr bekannt. Haben Sie nie den berühmten Leiter der Concerte im jardin turc zu Paris gesehen? Da thronte er in strohgelben Handschuhen mit dem Tactstocke in der Hand auf einer prachtvollen Estrade und dirigirte gleich einem Monarchen die Concerte, zu welchen die ganze elegante Welt zusammenströmte. Ein höchst merkwürdiges Duell, welches er um diese Zeit bestand, verschaffte ihm eine noch größere Berühmtheit, die er sehr geschickt auszubeuten verstand, und nur in Folge einer Mißhelligkeit mit der Polizei, die er durch einen kollossalen Anschlagzettel erbitterte, in welchem einzelne mit riesigen Lettern gedruckte Buchstaben ein den Behörden straffällig scheinendes Wort bildeten, sah er sich veranlaßt, Paris etwas eilfertig zu verlassen und London zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen. Dort angelangt, organisirte er eine Musikbande, welche sich theils durch ausgezeichnete Leistungen einzelner Künstler, theils aber durch die wunderlichen Einfälle Jullien's eine große Beliebtheit zu verschaffen wußte. So begab er sich nicht wie ein gewöhnlicher Kapellmeister zu seinem Pult, sondern, wenn das Publikum bereits erwartungsvoll versammelt war, öffnete sich eine Fallthür und im Strahl der leuchtenden Blitze und des bengalischen Feuers schwang er sich, wunderlich aufgeputzt, auf seinen Sitz, empfing aus den

Händen des Bedienten seine strohgelben Handschuhe, welche dieser auf einem silbernen Präsentirteller überreichte, und begann endlich den Tact zu geben. Kaum war ein Musikstück beendet, warf er sich, dem Anschein nach von der gehabten Anstrengung gänzlich erschöpft, in einen kostbaren Armsessel und ließ sich vom Publikum, welchem vor zehn, zwölf Jahren ähnliche Manieren noch ganz neu waren, staunend bewundern.

Es ist begreiflich, daß alle Welt neugierig hinzuströmte, Jullien zu sehen und dabei auch — zu hören. Jullien's Musikbande wurde immer beliebter und die Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft übertrugen ihm die Leitung ihrer Bälle und Concerte. Sein Glück schien gemacht, um so mehr, als seine Frau einen Blumenhandel errichtete, der bald eben so Mode wurde, als seine Concerte, welche die vornehme Welt nicht anders besuchte, als mit einem für zwei, drei Pfund gekauften Bouquet aus dem Laden der Madame Jullien in der Hand. Jullien eröffnete sodann eine große Musikalienhandlung, die noch heute, wenn auch in fremde Hände übergegangen, unter seinem Namen fortbesteht, und organisirte eine Sängergesellschaft, mit welcher er die wichtigsten Provinzialstädte bereiste. Er mag übrigens dem schlechten Geschmack der Engländer gar zu viel aufgebürdet haben; denn in Dublin war das Publikum endlich über die schlechte Musik unwirsch geworden und begrüßte ihn mit faulen Eiern und andern unappetitlichen Beweisen der Unzufriedenheit, was ihn jedoch durchaus nicht außer Fassung brachte. Im Gegentheil ging er sogleich nach London und ließ dort in seinen Concerten eine eigens unter dem Namen „les Oeufs" componirte Polka spielen.

Der Zudrang zu diesen Concerten grenzte nun ans Fabelhafte und seine Beliebtheit, welche sich in mannigfachster Weise kundthat, hatte wieder den höchsten Gipfelpunkt erreicht; sein Name war in aller Mund; sein Portrait in allen Auslagskasten. Man konnte dasselbe überdies in Gyps, Porzellan, Pfefferkuchen und in verschiedenen anderen Transformationen bewundern. Jullien gewann ein enormes Vermögen, welches er auch auf die großartigste Weise verschwendete. Im Besitz eines Hauses in der Stadt und auf dem Lande begründete er in seinen großartigen Salons eine sogenannte nationale Musik, die, obgleich nur von Fremden executirt, der Eitelkeit des englischen Publikums unendlich schmeichelte, und sowohl von Seiten des Hofes als von Seiten des Publikums wurde er aufgemuntert, ein größeres Theater für diese nationalen Darstellungen zu pachten. Im Jahr 1847 eröffnete er das Drurylanetheater mit einem selbst in London unerhörten Luxus; Doctor Berlioz wurde aus Paris verschrieben, um das Orchester zu dirigiren, und mehre berühmte Künstler wurden engagirt, um das Publikum herbeizulocken. Die Sache ging anfangs sehr charmant; aber eines schönen Morgens fand er ein Deficit von 400,000 Pfund Sterling vor! Wie gewonnen, so zerronnen auch die prächtigen Häuser sammt der Beliebtheit des Impressario. Ein anderer wäre diesem harten Schlage erlegen; er aber verzweifelte keineswegs. Um seine Verlegenheit zu vermehren, begann der Geschmack des Publikums sich gegen die von ihm eingeführte Musikgattung zu sträuben und er hatte nicht nur für die Erlangung seines Vermögens, sondern, was noch weit wichtiger war, für die Zurückeroberung seiner früheren Beliebtheit zu kämpfen. Ein genialer Mensch wie Jullien verzweifelt

nie! Er läßt aus Paris zwölf Tamboure der Nationalgarde und einen Regimentstambour von merkwürdig schönem Wuchse in martialischer Haltung kommen, componirt eine Quadrille für diese sonderbaren Musikanten, führt sie erst in die Provinz, kam dann nach London zurück, wo er zum Erstaunen aller Welt einen fabelhaften Erfolg errang. Heute ist dieser Mann, welcher in zehn Jahren, wie er selbst gesteht, zwei Millionen Pfund Sterling verdient hat, Orchesterdirector der Surreygärten, in welchen er nicht selten eine tägliche Einnahme von 1000 Pfund Sterling erzielt.

Er hat nun seine ehemalige Beliebtheit, wenn auch nicht sein ganzes Vermögen wieder zurückerobert und ist nach wie vor der extravaganteste, aber gutmüthigste Charlatan, welcher, die vielen Schwächen des englischen Publikums genau kennend, nie verzweifelt, wenn der momentane Erfolg ihm ungünstig ist. Sein großes Einkommen theilt er oft mit den armen Kunstgenossen auf die liebenswürdigste Weise und ist trotz seiner Thorheiten der Liebling Londons. (Frankfr. Conversationsbl.)

Verbesserungen beim Sonatenspiel.

Napoleon war sehr gegen den Gebrauch, Mädchen von Meistern unterrichten zu lassen, die nicht ihres Geschlechtes sind. Er sprach sich darüber sehr oft gegen Madame Campa, Directrice das Pensionats von St. Germain-en-Laye, aus. Der Gedanke, daß junge Mädchen von einem Lehrer im Tanze ausgebildet werden, war mit seinen Ideen der Züchtigkeit, die ein Frauenzimmer haben sollte, unverträglich. Was er auch als höchst verderblich bezeichnete, und es auch abgebracht wünschte, war jede Art intimer Téte à Téte, welche zwischen dem Lehrer und seiner Schülerin statt findet. Er sagte, daß er nicht begreifen könne, wie eine Mutter die Hand ihrer Tochter dem Drucke eines Mannes überlassen könne, der ihr den Fingersatz lehrt; und er bezeichnet es als gefährlich, Sonaten zu vier Händen von einem Manne und einem Mädchen spielen zu lassen. Eine jede seiner Bemerkungen führte eine Reform herbei. Madam Campan sagte auch einem der ältesten Pianolehrer ab, dankte ihm, und ließ es ihn wissen, daß sie dem Willen des Kaisers nachgebe, und alle männlichen Lehrer in ihrem Institute entfernen wolle. Der alte Meister gab sich nicht für überwunden. Er erwartete einen Besuch des Kaisers im Institute ab, näherte sich ihm, und überreichte ihm eine Schrift, betitelt: „Moralische und instrumentale Verbesserungen, beim Ausführen vierhändiger Sonaten, von C . . , Musiklehrer.“ Der Ueberreicher bat den Kaiser, er wolle die Gnade haben, einem nach der neuen Methode verbesserten Unterrichte beizuwohnen. Napoleon erschien. Der Pianolehrer setzte sich auf den Stuhl, welchen er auf die Art vervollkommnet hatte, daß er darin wie in einen Souffleurkasten eingepackt war; ein Holzverschlag isolire ihn von der Schülerin, welche ihn nicht sehen konnte, und deren Füße von den seinigen auch durch ein Brett geschieden waren. In der Mitte des Pianos war eine schwarze Linie gezogen, über welche die Hand des Mädchens nicht hinaus durfte. Der Lehrer hat ein Stück von seiner eigenen Composition nach dieser Methode

eingerichtet; bei den Baßtönen sitzend, verletzte er nie das Gebiet des Discants; die Tasten waren gleich unter die beiden Executirenden getheilt. Keine Hand wagte es, einen Accord auf dem Territorium des Nachbars zu suchen. So hatte auch jeder Theil zwei Pedale zu seinem Gebrauche. Diese Methode, welche der Moral nichts zu wünschen übrig ließ, hatte mit der Harmonie einen schweren Kampf. Alle brillanten Effecte der Instrumentation, alle schnelle Gegensätze und Verbindungen der Baß- und Violin-Noten waren natürlich verloren. Aber was lag dem Musiklehrer daran, er glaubte nun sich und die vierhändigen Sonaten gerettet; er stieg mit glänzendem Angesicht aus seinem Loche hervor. Napoleon sagte ihm lächelnd: Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, Ihr System zu vereinfachen. Welches Sire? fragte der Meister sich verneigend. Es besteht darin, zwei Pianos zu nehmen, den Lehrer an das eine, die Schülerin an das andere zu setzen, und beide zugleich spielen zu lassen. Der alte Musiker fand keine Antwort. Die Schülerinnen fingen an zu lachen. Acht Tage darauf wurde der Erfinder der „Verbesserungen beim Ausführen der Sonaten" zum Organisten an einer Pfarre ernannt; und eine Clavierlehrerin wurde im Pensionat von St. Germain-en-Laye installirt.

Lustige Chronik.

Eine Münchhauseniade. Der verstorbene Schriftsteller Herloßsohn, er es liebte, die Philister auf recht handgreifliche Weise zu necken und anzuführen, erzählte einst in Leipzig einem Spießbürger mit gravitätischem Ernste, daß er sich auf Helgoland eine Auster so gezähmt habe, daß sie ihn auf der Promenade wie ein Hündchen nachgelaufen sei.

Der neue Kaiser in China machte kürzlich, wie ein englisch-chinesisches Blatt erzählt, eine Reise durch das Land und fand eine Besitzung, auf welcher der Hausvater mit seinen zahlreichen Weibern, Kindern, Schwiegerkindern, Enkeln, Urenkeln und Dienern aller Art in der vollkommensten Eintracht und bewunderungswürdiger Verfassung lebte. Der Kaiser staunte diese seltene Familie an und fragte den greisen Hausvater, welche Mittel er angewandt habe, um eine so zahlreiche Bevölkerung in stetem Frieden zu erhalten. Der alte Mann nahm darauf einen Griffel und schrieb auf die Haustafel nichts weiter als die Worte: Geduld, Geduld, Geduld.

Dieser Tage erklärte ein Schulmeister im W . . . in Oberösterreich seinen Schulkindern die Sonnenfinsterniß folgendermaßen: „Ihr könnt Euch wohl denken, daß sich die Bewohner der Sonne, in welcher es auch bei Nacht Tag ist, auch einmal nach dem Schlafe sehnen; dies ist aber nur bei einer Sonnenfinsterniß möglich. Tritt nun eine solche ein, dann legt sich Alles in der Sonne zu Bett und schläft sich so geschwind als möglich aus, um sogleich nach Beendigung derselben wieder an die Arbeit gehen zu können."

Ein Haar-Barometer. Auf einem großen Dorfe, unweit Ingelfingen, lebt ein Bauer, Namens Schmödelob, (wahrscheinlich Gottlob Schmidt) 39 Jahr alt und robuster Statur, der in seinen Haaren einen förmlichen Barometer besitzt. Bei schönem Wetter liegen seine Haare glatt um das Haupt; droht aber Regenwetter, so schwellen sie an und sträuben sich empor; ebenso bei Gewittern. In den Monaten Mai und Juni sah er um den Kopf wie ein Igel aus. Seine Nachbarn bauen scharf auf dies Wetterglas, und wenn Einer will Heu hereinfahren lassen, so schaut er allemal erst nach, was Schmödelob für eine Frisur trägt.

Friedrich II. wandte sich an einen alten Premier-Lieutenant mit der Frage: „Wie viel Katholiken, Reformirte und Lutheraner hat Er in seiner Compagnie?" Der Gefragte nannte die Summen. — „Welchen Glauben hat Er?" — „Majestät, daß ich endlich Capitain mit entsprechenden Einkünften werde," antwortete schnell der Officier. — „Mag sein — nur verleite Er Niemand zu diesem Glauben," antwortete der König.

Eine wunderbare Todesanzeige. Eine Todesanzeige im frankfurter Journal begann jüngst mit folgenden Worten: „Endlich starb heute mein gutes Weib."

Der eingebildete Murat. Einst fuhr ein elegant gekleideter ältlicher Herr in einem Miethwagen von Hotel zu Hotel, von Diplomat zu Diplomat, von Minister zu Minister, von Bankier zu Bankier, ohne sich länger als einige Minuten aufzuhalten, und ohne auf ein Mittagessen zu denken. In einem mit Durchgang versehenen Hause schien er sich absentiren zu wollen; allein der Kutscher hielt ihn fest und führte ihn nach der Polizei, wo es sich ergab, daß er wahnsinnig sei und sich für den ehemaligen König von Neapel, Joachim Murat, hielt. Anstatt in sein Reich, wie er verlangte, brachte man ihn in's Bicetre.

Der bescheidene Dieb. Ein Sonderling von Paris, Hr. B . . . , der ein großes Vermögen besaß, wollte durchaus nicht luxuriös leben, sondern bewohnte ein ganz kleines Haus, weit in der Vorstadt hinaus, wo er den Garten dahinter selbst bebaute. Als Gartenbau-Dilettant stand Hr. B . . . früh auf. Einst trat er um fünf Uhr Morgens in den Garten, als er zu seinem Erstaunen drei junge Leute auf dem Rasen, den er sorgfältig begoß, gelagert findet. Der eine derselben springt auf, grüßt ihn höflichst, und sagt: „Wir haben Sie um eine Kleinigkeit zu bitten, Hr. B . . ., Sie sind reich, Sie müssen hier Geld haben! dies erbitten wir uns, Sie werden uns wohl gutwillig geben, was wir brauchen, denn Sie sehen, wir sind bewaffnet." Hr. B . . . ganz erstaunt über den höflichen Dieb, versichert, er habe nur eine Kleinigkeit, sein Geschäftsführer in Paris nehme sein Geld ein. „Eine Kleinigkeit ist auch nicht zu verachten," sagte der Dieb, und folgte nebst seinem Kameraden Hrn. B . . . in sein Haus. Hier nehmen sie etwa 200 Frks. in Empfang. „Sie müssen aber doch auch etwas Silberzeug haben," meinte der junge Dieb, „unmöglich speist ein Mann, wie Sie, mit zinnern Löffeln." Hr. B. schwört, er habe nur zwei Couverts, er

werde den Teufel sein Silberzeug hier in das einsame Haus schaffen, um es stehlen zu lassen. Die zwei Couverts finden aber eben so viel Beifall, wie die 200 Frks. und werden dankbar angenommen. Zuletzt sagt der Dieb: „Noch eine Bagatelle; als wir kamen, war es finster, wir stiegen über die Mauer; jetzt können wir diesen Weg nicht zurücknehmen. Sie haben wohl die Güte uns Ihren Gartenschlüssel zu leihen, Sie sollen ihn auf Ehre sogleich wieder haben. Hr. B. zieht den Gartenschlüssel aus der Tasche, die Diebe öffnen die Thür, schließen hinter sich, und der Redner ruft von draußen: „Herr B. sind Sie da?" „Ja," „so passen Sie auf!" — Hier fliegt der Gartenschlüssel über die Mauer und liegt zu Hrn. B's. Füßen. „Leben Sie wohl, Herr B.!" ist das letzte Wort, das er hört. — Herr B. versicherte, nie einen höflicheren Besuch gehabt zu haben, der so prompt im Worthalten gewesen wäre; da er so angenehme Bekanntschaften gern fortsetzte, hatte er sich auch sogleich zum Polizei-Commissair seines Viertels begeben, um diesen zu bitten, ihm dazu behülflich zu sein.

Speculation in Eheversprechungen. Abwechselnd in New-York und Boston lebt eine schöne, gebildete Engländerin, die unter der Männerwelt große Eroberungen macht. Schon mehrmals war sie mit vermögenden Männern verlobt, je näher aber der Hochzeitstag rückt, je mehr ändert sie ihre Launen, so daß die Freier zur Einsicht kommen, hier entstehe eine unglückliche Ehe. Sie treten zurück, aber da klagt plötzlich die Schöne wegen Eheversprechung. Unlängst wurde ein Capitain zu 5000 Dollars als Abfindungsquantum verurtheilt und — zahlte die Summe mit Freuden.

Eine respectable Garderobe. Am 1. Jan. 1776 starb der Pfarrer von Castehoge, Hagemore, der das Nachstehende besaß: Eine jährliche Einnahme von 4500 Thlr., und 7000 Thlr. baar. Er hatte einen Bedienten und eine Magd, die er selbst jeden Abend einzeln einschloß. Sein letztes Geschäft jeden Abend war, rund um das Haus herumzugehen, seine Hunde loszulassen, und seine Flinte abzuschießen. Sein Leben verlor er auf folgende seltsame Weise. Eines Morgens war er aufgestanden, um seinen Bedienten und seine Magd herauszulassen, und die Hunde fuhren, ihn bewillkommnend, so ungestüm über ihn her, daß er in einen Teich fiel, aus welchem er sich nicht wieder herausarbeiten konnte. Seine beiden Dienstleute hörten ihn um Hülfe rufen, konnten ihm aber nicht beistehen, da sie noch eingeschlossen waren. Er hatte 30 Priesterröcke, 100 Paar Beinkleider, 100 Paar Stiefeln, 400 Paar Schuhe, 80 Perrücken, ob er gleich immer eigenes Haar trug, 58 Hunde, 80 Karren und Wagen, 83 Pflüge, ob er gleich nicht einen brauchte, 50 Sättel, ohne ein Mal geritten zu sein, und so viele Stöcke, daß ein Kaufmann 50 Thlr. dafür bot; 60 Pferde, 200 Rodehacken, 210 Spaten und Schaufeln, 74 Leitern und 249 Rasirmesser.

Bajazzo.

Stottern hilft. In die Wohnung eines gewissen D. zu Paris waren zwei Diebe gedrungen, die denselben aufforderten zu sagen, wo er sein Geld

habe. D. stotterte und wollte sagen, sein Geld sei in einem Kästchen im Alcoven; er stotterte also: „es — es ist in dem Kä . . Kä . .“ Da kam seine Frau auf einen glücklichen Gedanken und fiel mit großer Geistesgegenwart ein: „in dem Keller in einem leeren Fasse.“ Einer der Diebe nöthigte die Frau, mit ihm in den Keller zu gehen; der Mann der sehr stark war, wenn er auch stotterte, überwältigte den zurückgebliebenen Dieb und rief zum Fenster hinaus um Hülfe. Zum Glück befand sich eine Potrouille in der Nähe, die sogleich in das Haus kam und die beiden Diebe in Empfang nahm.

Ein semperfreier Graf, der an seinem Duodezhofe alle Einrichtungen der größeren Landesherren nachahmte und dadurch sein Ländchen in eine ungeheure Schuldenlast gebracht hatte, gab zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein großes Gastmahl, zu welchem er alle seine Beamte, deren jeder einen andern Rathstitel führte, eingeladen hatte. Da trat der Hofnarr herein, beschaute sich die Gesellschaft und sagte: „Gott, welche Menge Räthe! Aber der rechte Rath fehlt doch noch!“ — „Welcher Rath?“ fragte der Graf. — „Der Vorrath, Eure Erlaucht!“

Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Kürzlich fand in Pesth eine seltsame Wette statt, welche bewies, was Schnelligkeit, Geschicklichkeit und wahrer wissentschaftlicher Eifer zu leisten im Stande sind. Einer der ersten dortigen Kochkünstler, dessen Erzeugnisse aus dem höhern Gebiete der Gastronomie sich der schmeichelhaftesten Anerkennung aller Gourmands erfreuen, vermaß sich in einem Kreis von Freunden, wo von der Saumseligkeit der Wirthsköchinnen die Rede war, in drei und einer halben Minute ein Huhn zu schlachten, zu rupfen, zu backen und zu verzehren! Die Anwesenden hielten es für einen Scherz; die Wette ward eingegangen und gewonnen.

Das durchgreifendste Kunsturtheil, das wohl je gegeben wurde, gab Kaulbach als junger Maler in Rom. Der damalige . . .'sche Gesandte in Rom malte leidenschaftlich und zwar große Bilder. Ein solches hatte er nun wieder als Carton entworfen und lud Kaulbach und Cornelius zu sich ein, damit sie darüber urtheilen möchten. Er führte sie in sein Atelier, zog den Vorhang des Cartons weg und entfernte sich, damit sie ungestört ihre Meinungen darüber austauschen könnten. Das Bild stellte Hagar in der Wüste vor, wie sie ihren Sohn Ismael „eines Bogenschusses Weite“ von sich aussetzt. Der Maler hatte sich streng an die Bibel gehalten und demnach folgende Gruppirung gemacht. Rechts in der äußersten Ecke Hagar, links in der äußern Ecke Ismael und zwischen beiden ungefähr zwölf Quadratfuß Wüste, nichts als Wüste. Kaulbach und Cornelius sahen sich einen Augenblick ganz verblüfft an; plötzlich sprang Kaulbach mit aller Kraft in einem Satz mitten durch die Wüste und zum Zimmer hinaus, Cornelius denselben Weg, und draußen brachen beide in ein homerisches Lachen aus. Als der Gesandte in Erwartung andächtigen Schweigens wieder eintrat, sah er erstaunt das durchgreifende Kunsturtheil. Er hat nie mehr gemalt.

Eine mexikanische Zeitung enthält folgenden Puff: „Mein einziger Sohn, die Stütze meines Alters, war von den Indianern durch Scalpiren seiner Kopfbedeckung beraubt worden. Bei seiner Anlage zu Rheumatismen zog ihm dies eine solche Erkältung zu, daß ich ihn nach kurzem Krankenlager auf der Todtenbahre sah. Mein Schmerz war gränzenlos. Da fiel mir als letztes Mittel eine Rheumatismuskette in die Augen, die mein Sohn an jenem unglücklichen Tage nicht getragen hatte. Ich legte ihm dieselbe um, und hatte die große Freude, ihn wieder aufleben zu sehen. Ebenso rasch, als sich die Folgen der Erkältung verloren, heilten seine Kopfwunden, wahrscheinlich in Folge des starken galvano-elektrischen Stromes. Dem Erfinder kann ich meinen Dank nur durch den Wunsch ausdrücken, daß er den wohlverdienten Dank der gesammten Menschheit reichlich erhalten möge. Valladolid, den 3. Januar 1851. Käsig."

Gentlemen Einbrecher. Die Berliner Nachschlüsseldiebe tragen jetzt ihre Werkzeuge in eleganten Moroquintaschen bei sich, in denen sich, wie bei den Verbandtaschen, verschiedene Abtheilungen befinden, wohin ein Hauptschlüssel und Dietriche, Feilen, Meißel und Brecheisen nach einer gewissen Ordnung gesteckt werden. Unter den Nachschlüsseln sind einzelne Exemplare, wahrhafte Meisterstücke von Schlosserarbeit, mit beweglichen Bärten, die je nach dem zu öffnenden Schlosse beliebig gestellt werden können. Die Werkzeuge sind äußerst zierlich gearbeitet. Auf den ersten Blick sieht man einer solchen Tasche nicht an, welchen gefährlichen Inhalt sie birgt.

Eine Dame beging während der Sonnenfinsterniß in dem Momente, als die Blumen ihre Kelche schlossen, die Unvorsichtigkeit, an eine Rose zu riechen und ward erst nach 45 Minuten aus ihrer schrecklichen Lage befreit!

Der alte Musikdirector R. in B. wurde seltsamerweise neulich im Theater gesehen? man gab den „Postillon von Lonjumeau". Schon nach dem ersten Akte verschwand der fromme Mann wieder. Am andern Tage fragte ihn ein junger Künstler: „Sie sind ja gestern nicht in der Oper geblieben?" „Ach — entgegnete der Alte — ich mußte nach Hause, um mir die Ohren mit einer Bach'schen Fuge auszuspülen."

Tolk hatte einiges Vermögen ererbt und spielte den großen Herrn. Als er eines Tages sehr rasch durch die Straßen fuhr, fragte einer seiner Bekannten einen Andern: „Wohin mag denn Tolk so schnell fahren?" — „Nun, wohin anders, als nach dem Armenhause!" war die Antwort.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von C. Müller in Nordhausen.

Nr. 36. Nordhausen, September. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

A. Weill als gestrichener Theaterrecensent.

Alexander Weill erzählt in einem Pariser Blatte ein ganz artiges Geschichtchen.

Meine Leser, beginnt er, wissen nicht, daß ich bereits in einem Alter von 21 Jahren beauftragt war, für ein Journal Theaterkritiken über die Opern, Komödien, Tragödien ꝛc. zu schreiben. Der größere Theil meiner musikalischen Kritiken war damals in Versen verfaßt. Drei Jahre hindurch hatte ich im Parterre meinen Platz neben den Musikern, meine Mütze lag vor-, mein Paletot rückwärts. So componirte ich meine Recensionen im Tacte, nach dem die Künstler deklamirten oder sangen.

In jener Zeit durfte man in F. keine Zeile schreiben, die nicht dem Censor hätte vorgelegt werden müssen. Dieser Censor, ein Mann von Geist, war der Doctor F..., einst Arzt und Todtenbeschauer.

Da kommt eines Tages der berühmte Tenor Wild, damals großer Künstler, großer Sänger, und sang den Othello an der Seite Haizinger's und der Fischer-Achten, einer kleinen, allerliebsten Fee in der Blüthe ihrer Jahre, die, was mich anbelangt, mir als das Herrlichste, Göttlichste erschien, was ich noch im Leben gesehen und gehört hatte.

Mein Artikel über diese Vorstellung war eine wahre Dithyrambe, abwechselnd in Versen und in Prosa. Ich fällte nie ein halbes Urtheil. Wenn ich lobte, so fing ich an, mit lauter Stimme zu singen, damit man mich schon von Weitem vernahm. Wenn ich tadelte, so nahm ich mir auch kein Blatt vor den Mund. Was ich vor Allem haßte war die Mittelmäßigkeit in der Kunst.

Wie groß war mein Staunen, als ich meinen Artikel, gräßlich vom Censor verstümmelt, zurückerhielt!

Im Sprunge, triefend von Schweiß, war ich in seiner Wohnung.

Als mich der dicke Doctor in solcher Hast eintreten sah, fing er an zu lachen.

Ah, rief er aus, das kann nur ein gestrichener Autor sein! Du bist's, mein Sohn, — begann er nun mit väterlichem Tone — hast Du den Artikel „Tralala" über die gestrige Vorstellung geschrieben? Bei Gott, welch' ein Geist, welcher Enthusiasmus, welches Feuer, Junge! Du trägst einen Aetna unter Deiner Weste. Du mußt in die Fischer vernarrt sein, sonst bist Du nicht im Stande, so zu schreiben.

Weder verliebt noch eifersüchtig, entgegnete ich gelassen, jeder Censor aber wird meinen Artikel passiren lassen.

Darauf betrachtete er mich mit boshafter Miene.

Gut gesprochen! Aber mein Junge, Du weißt es, ich habe 60 Jahre, ein Weib, das ich liebe, und eine erwachsene Tochter, für die ich schwärme.

Für die ich schwärme, wiederholte ich. Ach wenn es mir erlaubt wäre, einen Artikel zu machen.

Später lasse ich Dich das Hochzeitscarmen schreiben. Höre mich jetzt, was ich Dir zu sagen habe. Du bist jung, glühend, Du hast eine Zukunft vor dir; offen gesprochen, ich lese Deine Artikel mit Vergnügen; noch mehr, meine Frau nimmt Dich in Schutz. So geschah es denn nur zu Deinem eigenen Nutzen, daß ich Dir den Artikel strich. Du kennst nicht die Künstler. Ein Kritiker darf nie einen Künstler so loben, daß er ihm nicht den nächsten Tag den Hals brechen kann. Auf diese Art ist er geliefert. Nach sechs Monaten kehren ihm alle Künstler den Rücken. Geh, arbeite Deinen Artikel um, lobe, aber mit Rückhalt, gieb etwas Schatten in Deine Farben, und ich verspreche Dir, daß Frl. Fischer sich mit Dir verständigen, Dich wird kennen lernen wollen.

Ich hatte nichts darauf zu erwidern, dieser Mensch war für mich eine Art Ludwig XIV. Er konnte keck sagen: „La Critique c'est moi."

Die Wahrheit aber ist, daß seine Frau ausschließlich beauftragt war, die Feuilletons des Theaters zu censuriren, daß diese der Frau Fischer auf den Leib gehen wollte, weil sie diese auf der Straße nicht grüßte. — Die arme Künstlerin war kurzsichtig.

Contrebande.

Hr. B . . ., ein Kaufmann aus Marseille, hatte mit seiner Gattin eine Reise nach England gemacht. Am Tage vor ihrer Abreise von London sprach Mad. B . . . zu ihrem Gatten: „Ich habe hier funfzig Louisd'or, und bedaure, mir heute nichts gekauft zu haben. Erst wollte ich mir Spitzen kaufen und hatte mir sehr schöne ausgewählt; aber ich wurde nicht mit dem Kaufmann über den Preis einig und ärgere mich jetzt, sie nicht genommen zu haben, denn in Frankreich müßte ich dieselben Spitzen viel theurer bezahlen." — „Aber, meine Liebe," erwiederte der Gatte, „Du kannst im Gegentheil froh sein, daß Du sie nicht gekauft hast. Weißt Du denn nicht, wie streng die Douane ist?" — „Denkst Du denn, ich hätte die Spitzen in meinen Koffer gepackt? ich hatte mir ein vortreffliches Mittel ausgesonnen, sie einzupaschen; ich hätte sie unter meine Gewänder verborgen." — „Ein schönes Mittel! Die Douane hätte sie auch da ausfindig gemacht."

— „Warum nicht gar? Meinst Du denn, eine Dame würde einer solchen Visitation unterworfen?" — „Ja wohl, meine Theure, sie wird entkleidet, zwar nicht von den Zollbeamten, aber von zu diesem Behufe angestellten Frauen. Man hätte die Spitzen in Beschlag genommen, uns noch außerdem einen Prozeß an den Hals geworfen, und wir wären noch in starke Strafe verfallen." — „Du bist auch gleich gar zu ängstlich!" — „Ich versichere Dich, meine Liebe, so käme es." — „Meinetwegen. Aber zu was dient dieser Streit, ich habe ja keine Spitzen gekauft." Als Hr. B . . . fort war, trat der Kaufmann mit den Spitzen zu Mad. B . . . ein und sagte ihr, daß sie dieselben für den gebotenen Preis bekommen solle. Mad. B . . . trägt einen Augenblick Bedenken, nimmt aber doch die Spitzen und verbirgt sie in den verborgensten Theil ihrer Kleidung. — Die Reise ging fort. Als das Packetboot im Angesichte von Boulogne war, konnte Mad. B . . . sich einer gewissen Unruhe nicht erwehren; ihr Gatte bemerkte dies und sprach: „Ich weiß wohl, warum Du eine so traurige Miene machst! Du bedauerst noch Deine Spitzen; aber in einer Stunde, wenn Du die Douane passirt hast, wirst Du nicht mehr bereuen, diesen Kauf unterlassen zu haben." An der Douane begnügte man sich mit einer oberflächlichen Untersuchung und Mad. B . . . wollte sich schon ganz erfreut zurückziehen, als Hr. B . . ., der überlegte, daß er vor seiner Frau als Lügner dastehen und Unrecht haben würde, wenn nicht die Douane bei der Untersuchung mit der ganzen Strenge verführe, womit er sie bedroht hatte, ganz leise dem Zollinspector in das Ohr flüsterte: „Die Dame führt Contrebande bei sich, ich weiß es gewiß, lassen Sie sie sorgfältig untersuchen." Dieser Wink blieb nicht ohne Erfolg. Mad. B . . . ward höflichst gebeten, in ein anstoßendes Zimmer zu treten; man entkleidete sie und die Spitzen wurden gefunden. Man denke sich die Bestürzung des Hrn. B . . . Er bezahlte die Strafe und die Kosten und außerdem noch eine bedeutende Gratification, um fernere Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, beging die Douane noch die Indiscretion, ihm in Gegenwart seiner Frau laut ihren Dank abzustatten. Daß ihm dies bei dieser übel bekam, läßt sich denken.

Ein Theaterzettel aus Bopfingen.

(Wörtlich nach dem gedruckten Theaterzettel vom 21. April 1851.)

Kennt Ihr „die Räuber" von Schiller? Gewiß, dem Namen nach. Wer sie jedoch nicht kennen sollte, dem will ich einige Worte darüber sagen. Schiller schrieb dies Stück vor 80 Jahren in Karlsruhe. Es war damals eine Zeit, gerade wie jetzt. Man las in den Zeitungen von lauter Raub und Mord, Reisende wurden aus ihren Equipagen gerissen und beraubt, arme Wanderer geplündert, Schlösser und Klöster angezündet, der ewige Landfrieden war gebrochen, Deutschland, wie jetzt, in tausend Schwulitäten. Dies war dem unvergeßlichen Schiller zu arg, er wollte ein warnendes Schauspiel von der Bühne herab geben, und schrieb die „Räuber". Allein die Censur sprach: der Dichter gehe zu weit, sein Stück wurde ver-

boten, und er bei Wasser und Brod auf den hohen Asperg eingesperrt. Der badische Gesandte befreite ihn nach Jahr und Tag und die „Räuber" durften sogar in Stuttgart gegeben werden, wo Schiller noch heutzutage als Karl Moor abgebildet ist. — Kommt nun, und seht das Stück; ich führe es heute auf, wie Schiller es geschrieben. Ich selbst spiele den Franz Moor, den größten schleichenden Intriguanten, den noch die Bühne gezeigt hat. Den Karl spielt ein Urenkel Schiller's, Hr. Machler von Ulm, mit erschütternder Wahrheit. Ich mache das edle Publikum von Bopfingen auf die großen Schönheiten dieses Trauerspiels aufmerksam. Die Räuberscenen im Walde sind mit gräßlicher Wahrheit hingestellt. Die Schloßscenen mit Amalia und Franz und dem alten Moor athmen verwüstetes Familienglück und heuchlerische Tücke. Die Scene, in welcher sich Franz Moor mit der Schnur von seinem Hute erhängt, spiele ich ganz nach dem Originale. Schweizer, ein Haupträuber, rettet mich, indem er durch das brennende Schloß hereinstürmt und mich abschneidet, dafür kommt Roller recte vom Galgen, mit dem Strick um den Hals, auf einem Abdecker-Karren. Eine herzzerfleischende Scene. Der Auftritt am Hungerthurm wird selbst den stärksten Nerven zu thun geben. Hermann, „mein Rabe", wird in der That von Hrn. Rabe gegeben. Den Kapuziner spielt Hr. Kirchmeyer, mehr sage ich nicht. Den Räuberchor singen junge, angehende Dilettanten; Herr Krabler, den Ihr aus Eyblers Bierhaus, seiner schönen Baßstimme wegen, kennt, wird sich extra ein Räuberlied einlegen. Die Decorationen sind nach den Kupferstichen von Chodowiecki gemalt; das Costume neu, bis auf das der Räuber, denn diese gingen historisch in abgetragenen Wämsern herum. Es sind also keine Kosten gespart worden, um die Räuber nach der Natur darzustellen. Preise der Plätze: die bisherigen. Die einzige Loge unseres Schauspielhauses ist bereits vergriffen. Der Anfang ist, wegen des Nachmittagskränzchens in Eyblers Bierhaus, um 8 Uhr Abends. Man bittet, die Hausschlüssel mitzunehmen. Vor 11 Uhr geht die Vorstellung heute nicht zu Ende.

Friedrich Wohler,
Director des Theaters in Bopfingen.

Ein theurer Schmuck.

Auf einem Balle in einem der vornehmsten Pariser Häuser erregte der Halsschmuck der Gräfin B... wegen seiner Kostbarkeit allgemeines Aufsehen. Eine ihrer Freundinnen bemerkte, als man gegen sie davon sprach: „Er hat aber auch einen seltenen Preis gekostet!"

„Und welchen?"

„Vierzigtausend Rubel und vier Monate Gefängniß!"

Man drang in sie, sich über diese „vier Monate Gefängniß" näher zu erklären, und sie erzählte Folgendes:

Als die Gräfin in P. lebte — einer Stadt, wo bekanntlich auch der Reichste nicht reich genug ist — kam eines Morgens ihr Juwelier zu ihr, als sie eben beschlossen hatte, in ihren Ausgaben mit größerer Sparsamkeit

zu Werke zu gehen. Sie hielt sich für stark genug, jeder Versuchung zu widerstehen, und ließ, trotz jenes Vorsatzes, den Juwelier eintreten. — Er legte ihr einen Halsschmuck von außerordentlicher Kostbarkeit vor. Sollte sie ihn kaufen? — Er war schön, aber wie viel vergab sie sich dabei, ihrem eben gefaßten Vorsatze gegenüber, wie hätte sie vor ihrem Spiegel erröthen müssen! Und noch dazu besaß sie nicht einmal die 40,000 Rubel, welche er kosten sollte. Um aus dieser schwierigen Lage zu kommen, bedurfte es eines jener heroischen und unerwarteten Entschlüsse, welche die Liebe zum Schönen allein einer Weltdame einflößen kann.

„Können Sie", sagte sie zum Juwelier, „mir diesen Schmuck aufheben? In vier Monaten werde ich den Preis dafür zahlen."

Der Juwelier ließ sich nicht lange bitten; vier Monate sind bald vergangen, dachte er, und die Gräfin wird Nichts abhandeln. — Kaum hatte er seinen Schmuck wieder mit fortgenommen, als die stoische junge Dame ihrem Haushofmeister klingelt.

„Ich verreise", sagte sie, „ich verreise auf längere Zeit; verabschieden Sie meine Leute, verkaufen Sie meine Pferde, ich schließe das Haus."

In der That ging sie noch an demselben Abend in ein Kloster und entsagte der Welt — auf vier Monate. Nach Verlauf dieser Zeit trat die freiwillige Gefangene aus ihrem Kerker wieder hervor; sie hatte 40,000 Rubel erspart und besaß den schönen Halsschmuck.

Originelles Testament.

Ein Gentleman von Northumberland versammelte letzthin die vornehmsten Nachbarn aus der Umgegend seines Landgutes. Nach beendigter Mahlzeit, als Jedermann recht wacker gezecht hatte, kündigte er seinen Gästen an, er wolle ihnen den Inhalt seines Testaments mittheilen, indem es nothwendig sei, daß sie von dessen Verfügung in Kenntniß gesetzt würden. Nach verschiedenen Familien-Vermächtnissen kam folgende Klausel: „Ich verschreibe die Summe von 600 Pfund, sowie eine jährliche Rente von 200 Pfund, zur Erbauung eines Wirthshauses, an der Stelle, wo die zwei Straßen sich kreuzen; das Haus soll zum Schild führen: „Zum guten Todten." Mein Leichnam soll im Keller dieses Wirthshauses begraben werden. Ein Leichenstein, auf welchem mein Name, mein Vorname, das Datum meiner Geburt und das meines Hinsterbens eingegraben werden, soll die Thür zu dem Kellergewölbe bilden. Dieser Stein muß aber so angebracht werden, daß er auch die Mitte der Trinkstube einnehme, welche oben auf dem Keller gebaut werden soll. Die jährliche Rente von 200 Pfd. soll folgendermaßen verwendet werden: 50 Pfd. meinem Kellner, John Hart, der obengenanntes Wirthshaus führen soll, und dann diese Anstalt auf seine männlichen Nachkommen übertragen kann. 50 Pfd., jedes Jahr zu zwei großen Mahlzeiten zu verwenden, wovon die eine in der Trinkstube, an meinem Geburtstage, die andere im Keller selbst an meinem Todestage zu halten ist. Jeder dieser Mahlzeit sollen 25 Gäste beiwohnen; der Sherif wird deren 13 ernennen, John Hart die übrigen. 50 Pfd. zum Ankauf von Bier und Brannt-

wein, den ärmsten Bewohnern des Kantons auszutheilen. Und endlich 50 Pfund, um den Kellervorrath zu erneuern, der für die armen Fußreisenden, welche im Wirthshause einkehren und zu Trinken verlangen werden, bestimmt ist. Das Wirthshaus soll das Eigenthum des Kantons sein, darf aber nie verkauft werden." Die letzten Zeilen waren folgendermaßen abgefaßt: „und Euch alle bescheide ich am jüngsten Tage zu einer Zusammenkunft in der großen Stube; wir werden daselbst warten, bis der Gerichtsdiener erscheint, um uns vor den allerhöchsten Richterstuhl zu laden." Ein schallender Jubel erfolgte auf die Vorlesung.

Lustige Chronik.

Ein Frauenduell. Französische Blätter erzählen, daß in Madrid zwei Manolas, d. h. zwei junge Frauenzimmer, die man in Frankreich mit dem Namen Loretten bezeichnet, wegen eines Mannes in Streit gekommen und sich deßwegen in allem Ernste zu einem Zweikampfe auf Tod und Leben herausgefordert haben. Die beiden Heldinnen, berichten die Journale, hatten als Waffe den Degen gewählt und zogen, diesen unter der spanischen Mantille verbergend, eines schönen Morgens mit ihren Secundantinnen zum Thore in ein einsames Gehölz hinaus, wo ihr Rencontre stattfinden sollte. Eben hatten sie sich da in Position gestellt und die ersten kühnen Streiche geführt, als plötzlich von allen Seiten lachend die Polizei hinzusprang und die Fechtenden trennte. Da man ihnen die Alternative stellte, sich entweder zu versöhnen oder in das Gefängniß zu wandern, so entschlossen sie sich zuletzt zu dem Ersteren, indem sie sich umarmten und küßten und Arm in Arm nach der Stadt zurückkehrten.

Eine begrabene Violine. Eine sonderbare Verwechselung hat sich vor ein Paar Tagen in der britischen Stadt Ipswich zugetragen. Ein wenige Tage altes Kind stirbt und wird in den Sarg gelegt, dann der Todtengräber gerufen, um diesen zur stillen Beerdigung abzuholen. Dieser aber geräth statt in das Leichenzimmer in ein anderes, nimmt dort den vermeintlichen Sarg unter seinen Mantel und begräbt ihn. Am andern Morgen sucht der Vater des verstorbenen Kindes, ein armer Musiklehrer, seinen Violinkasten. Derselbe ist verschwunden, dafür aber der Kindersarg noch da. Der Todtengräber hatte den Violinkasten mit dem klingenden Instrument begraben. Er wurde dann natürlich wieder ins Reich der Lebenden zurückgebracht.

Eine seltsame Sitte besteht in Schweden und selbst noch in Stockholm. Braut und Bräutigam müssen sich nämlich an ihrem Hochzeitstage den zugelaufenen Neugierigen zeigen. Der Stand macht darin keinen Unterschied; je reicher und vornehmer, um so mehr drängt man sich, sie zu sehen. Von Zeit zu Zeit werden die Thüren des Hauses geöffnet und der

Schwarm in ein mit Laub und Blumen geschmücktes Zimmer eingelassen. Hier erscheint das junge Paar und präsentirt sich, wobei das Publikum seinen Beifall oder sein Mißfallen ziemlich ungenirt äußert. Es kann nicht fehlen, daß bisweilen sehr unziemliche Bemerkungen laut werden, wenn der Himmel die Braut oder den Bräutigam nicht mit Schönheit gesegnet hat, oder Eines von Beiden schon in die Jahre gerückt ist. Viele, die sich verheirathen, feiern deßhalb ihre Hochzeit außer der Stadt, um sich dieser alten Sitte zu entziehen. Wer aber jung, schön und anmuthig ist, der mag an den Satzungen der Väter halten, denn eben so laut, wie im entgegengesetzten Falle, wird ihm Lob und Ehre zugerufen, Glück und Heil gewünscht und sein Hausstand gesegnet.

Als neulich in H. in einer gelehrten Sitzung ein ausführlicher Vortrag über das auf der südlichen Hemisphäre in neuerer Zeit beobachtete „Schwanken der Sterne" gehalten wurde, versicherte ein alter Professor „auf Cerevis!" daß er schon als Studio diese seltsame Erscheinung mehrmals bemerkt habe, absonderlich, wenn er in später Nacht vom Commerce zurückgekehrt sei.

Die Antifleischesser-Gesellschaft oder **The Vegetarian Society** zu London feierte am 1. August ein großes Zweckessen, wo sich die Speisekarte durch idyllische Einfachheit auszeichnete. Nach der „Morning Post", welche den Verein mit dem Hohn eines aristokratischen Gourmand überschüttet, waren die Käsekuchen das genießbarste Gericht auf der Tafel. Die Reis-, Sago- und Pilzpasteten, mit denen die Gäste ihren Magen füllten, erklärt sie für eine höchst abgeschmackte und moderne sentimentale Neuerung. Es versteht sich, daß die Antifleischesser auch Wein und Spirituosa in den Bann gethan haben, indem sie behaupten, daß geistige Getränke den Appetit auf Fleisch erregen. Aus diesem Grunde wurde denn der Toast auf die Königin in M i l c h, von Vielen aber gar in Wasser getrunken. Der Verein zählt 718 Mitglieder und rühmt sich, darunter einen Aldermann zu besitzen. Viele Zeitungen berichtigen jedoch diese Angabe dahin, daß besagter Aldermann gar kein rechter, nämlich kein Londoner Aldermann sei; er wäre sonst längst gezwungen worden, seine von Schildkrötensuppen und gebratenen Ochsen unzertrennliche Würde niederzulegen.

Nachrichten aus Neuyork melden, daß dort kürzlich eine große Versammlung gehalten worden ist, in welcher man den Beschluß gefaßt hat, die neue, in letzter Zeit schon vielfach getragene türkische Frauenkleidung einzuführen, was es auch kosten möge. In einiger Zeit soll eine feierliche Procession veranstaltet werden, bei welcher sämmtliche Anhängerinnen dieser neuen Kleiderordnung im türkischen Kostüm erscheinen wollen.

Ein Inserat in Nr. 214 der Münchener „Neuesten Nachrichten" vom 2. August ist unterzeichnet: „Creszentia Gansmann, chemisch geprüfte Bettfedern- und Matrazenreinigerin."

Bajazzo.

Neues Geschäft. „Die nun schon seit vielen Jahren gemachte betrübende Erfahrung, daß wo dreizehn Personen an einem Tische speisen, einer von den Anwesenden im nächsten Jahre eine sichere Beute des Todes wird, hat den Unterzeichneten, der mit christlicher Liebe alle Menschen umschließt, und sie Alle zum Frohgenuß des Lebens erhalten möchte, zu dem edlen Entschusse veranlaßt, daß er von heute ab mit aufopfernder Uneigennützigkeit stets, wo dreizehn Personen sich zur Erquickung ihres Körpers um den Tisch setzen, den Vierzehnten abgeben will. Namentlich bittet er die „Hohen" und „Höchsten Zirkel um recht zahlreiche Aufträge. Ich erscheine zu jedem Morgenimbiß und soliden Frühstück, so wie auch zu jedem Diner und Souper, und werde derlei Einladungen auf's Pünktlichste effectuiren. Nur aus reiner Menschenliebe habe ich die Preise möglichst ermäßigt, und kostet meine Gegenwart auf einen Tag nur drei Francs.

Ergebenst Bonard, genannt der Vierzehnte."

Spiel des Schicksals. Auf der letzten Dresdener Vogelwiese würfelte ein junger Mann mit seiner Geliebten an einer Glücksbude. Die Dame gewann einen Pfeifenräumer, der junge Mann eine Nadelbüchse. Sie würfelten noch einmal. Sie gewinnt ein Cigarrenröhrchen, er — einen Zwirnwickel. — Jetzt zum dritten Mal. Die Dame hat einen Stockknopf und der Herr, Nummer Sieben! was ist's — ein Fingerhut.

Eine Dame, die eben aus einem Bade im Gebirge gekommen, beklagte sich gegen einen Freund des Hauses über die schlechte Vorsorge, die man dort getroffen, bezüglich auf die Ausflüge der Badegäste, anführend, daß nicht einmal ein Langohr zum Reitdienst der Frauen vorhanden gewesen, — worauf der Freund verwundert antwortete: „Das ist sonderbar! So lange ich im letzten Sommer in jenem Bad gewesen, hat es dort an einem Esel nicht gefehlt!"

In W. wurde „Griseldis" noch mit dem Beititel gegeben:

„Griseldis, das Musterbild der Frauen,"

oder:

„Arm und nackt, wie sie gekommen, zieht sie wieder von dannen!"

Heißt das nicht locken?

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 37. Nordhausen, September. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Die Rückkehr aus Californien.

Von Theodor Drobisch.

Das Gold ist nur Chimaire, heißt's
In einem Opernlied,
Und dies wird Wahrheit, wenn man jetzt
Nach Californien sieht.
Ich komm' direct aus jenem Land',
Und was ich da verspürt,
Dies sei in diesen Versen hier
Euch jetzo vorgeführt.

Das ganze Land ein Märchen ist
Aus tausend einer Nacht.
Der liebe Gott hat's Eisen selbst
Von Golde dort gemacht;
Von Golde ist der Hackeklotz,
Das Beil, der Sägebock,
Die Käsebütsche, ja sogar
Schulmeisters Haselstock.

Mit gold'nen Ruthen werden dort
Die Jungen durchgehau'n;
Das Bügeleisen und der Zwirn
Ist dort von Gold zu schau'n;
An gold'ne Kieselsteine stößt
Man sich bei jedem Lauf,
Wenn Einer eine Schelle kriegt,
So schwillt sie golden auf.

Mit Goldsand putzt die Köchin dort
Die Kohlenschippe blank,
Von Golde ist im Schulhaus selbst
Sogar die faule Bank.
Der Schlagbaum an dem Zollhaus glänzt
Wie heller Sonnenschein,
Und Vagabonden bringt man dort
In gold'nen Ketten ein.

Als die Regierung mit dem Volk
In jenem Land' gegrollt,
Da baute Barrikaden man
Von nichts als purem Gold.
Die Attentäter schoß man dann
Mit gold'nen Kugeln todt,
Mit Kugeln, wie zu Lande hier
Ein halbes Dreierbrod.

Und wer dem Galgenholz entging,
Der auch von Gold cis'lirt,
Der ward von der Regierung dann
In Gnaden amnestirt.
Hurrah! da gab es hohe Freud',
Und Jeder gab mit Lust
Da, wo die Armuth ihr Quartier
Und gramerfüllt die Brust.

D'rum lieben Leute, da bei Euch
Auch öfters gold'ne Zeit,
So gebt der Armuth hier zu Land
Manchmal auch einen Deut.
Wird auch der Beutel etwas leer,
Dies macht uns keinen Groll,
Wir geh'n nach Californien
Und säckeln wieder voll.

(Charivari.)

Der Thurm zu Marienhafe in Ostfriesland.

Der Thurm und die Kirche zu Marienhafe bei Aurich gehörten ehedem zu den berühmten Kunstdenkmälern Ostfrieslands; der Thurm war um die Hälfte höher; an ihn schloß sich die große Kreuzkirche, ein prächtiges Gebäude von außergewöhnlichem Umfange, schöner Bauart und geziert von einer großen Reihe von bildlichen Darstellungen, durch welche Kirche und Priesterthum nach alter Sitte theils verherrlicht, theils verhöhnt wurden.

Die ältere Generation spricht noch mit Begeisterung von der alten Kirche, und im Posthause zu Marienhafe findet man eine Abbildung derselben, die von dem Prachtbau ein sprechendes Zeugniß ablegt. Leider wurde die Kirche, so wie die obere Hälfte des Thurmes im Jahre 1829 niedergerissen und abgetragen; an den noch stehenden Stumpf des Thurmes schließt sich seitdem eine kleine Kirche, jener aber ist noch jetzt durch seinen Umfang, seine massive Bauart und seine Nischen ein imposantes Bauwerk, das man mit freudiger Bewunderung betrachtet.

Der Erbauer des Thurmes war ein Mann, den in Ostfriesland fast jedes Kind kennt, und der unseren lieben Bremischen Vorfahren gar manchen „Plack und Qual" bereitet hat. Es war der Seeräuber Claus Störtebeker, ein schlauer, unternehmender Pirat, der von der Zinne des Thurmes auf das Meer hinausschaute, ob's Nichts für ihn „zu fischen gab" und der manche schöne Prise von dort aus dem Untergange weihte. Den Bremischen Kaufleuten hatte Claus Störtebeker viel Leid bereitet und manche schöne Ladung wegstibitzt. Darob dachten die Bremer auf Rache, konnten aber lange dem gewandten Störtebeker Nichts anhaben. Claus verachtete seine

Feinde, vor deren Verfolgung ihn stets sein ausgezeichnetes Lieblingsschiff gerettet hatte. Da aber kamen die Bremer über den sorglosen Piraten wie der Dieb in der Nacht. Störtebeker hatte sich Nachts bei der Ebbe auf das Watt gelegt und dachte an nichts Böses; da kam ein von den Bremern abgeschicktes kleines Boot heran, und man goß Blei in die Angeln des Steuerruders. Als nun früh Morgens Claus mit der Fluth fort wollte, da saß das Steuerruder fest, vergebens bemühte er sich, loszukommen, die Bremer kamen heran und nahmen den Seeräuber gefangen. Sie führten den gefürchteten und verhaßten Feind gen Bremen, um Rache an ihm zu nehmen für all die Unbill, die er ihnen zugefügt hatte, denn er war einer der ärgsten Plagen für ihren Seehandel. Und die Rache fand ihre Befriedigung in dem Todesurtheil, das über Störtebeker und seine Leute ausgesprochen wurde. Als nun das Urtheil vollzogen werden sollte, fragte der Senat den Störtebeker, ob er noch einen letzten Wunsch habe. Und er richtete sich hoch auf in seiner ganzen mächtigen Mannesgestalt und bat den Senat, er möge so vielen seiner in einer Reihe aufgestellten Leute das Leben schenken, als vor denen sein Leib noch vorüber zu schreiten im Stande wäre, nachdem sein Kopf abgeschlagen sein würde. Die Bitte schien dem Senat leicht zu erfüllen und wurde gewährt. Aber Claus Störtebeker spielte dem Bremischen Unglauben einen argen Streich, denn der Körper ohne Kopf schritt munter die Reihe der Männer hinab (hu, hu! ein gräßlich Wunder!) und Erstaunen und unwilliges Gemurmel lief durch die Massen, Ausrufe der Verwunderung und des Zornes machten sich Luft, und die Richter glaubten schier, der Claus würde seine ganze Bande vom Tode befreien. Wo sollte das hinaus, wenn die ganze Schaar der wilden Feinde freigegeben werden mußte, wie viel Unheil konnten sie, wenn der Geist ihres kühnen Führers in ihnen lebte, dem Bremischen Handel noch zufügen! Da hatte Einer einen klugen Einfall, wie der Marsch des wandelnden Ungeheuers ohne Kopf aufgehalten werden könnte. Man warf ihm einen Balken vor die Füße, und über den Balken stürzte Störtebeker, ehe er Alle befreite, denen er das Leben zu retten gedachte. So endete der schlaue Seeräuber.

Lohn-Zahlung gegen Willen.

Im siebenjährigen Kriege kam ein preußischer Husaren-Major in ein Kloster in Franken, wo er, ermüdet von einem starken Marsche, mit seinen Kameraden übernachtete. Als er am andern Morgen erwacht war und sich angekleidet hatte, sah er aus seinem Fenster in den Hof, in dessen Mitte ein Brunnen sich befand; da bemerkte er dicht an diesem Brunnen eine mechanische Figur in Lebensgröße, welche sich abwärts beugte und dann wieder aufrichtete, so oft jemand aus dem Kloster herbei kam, Wasser zu holen, und zu diesem Behuf den Eimer herunterließ. Der Major belustigte sich eine Zeitlang an der Puppe, als er sie aber genauer betrachtete, fand er, daß sie Luthern vorstellen sollte. Sogleich ließ er den Prior zu sich rufen und sagte zu ihm: „Ihr habt ja an Eurem Brunnen einen hochgelehrten Knecht, den guten Herrn Dr. Martin Luther!“ Der Mönch lächelte.

„Ist es wohl schon lange her, daß Ihr den Mann in Euren Diensten habt? Wie lange arbeitet er Euch bereits?" — „Bereits seit 20 Jahren, Herr Major!" — „Seit zwanzig Jahren? Eine lange Zeit! So lange hielt es wohl keiner von Euch geistlichen Herren in einem gleichen Dienste aus! Und hat der Herr Doktor am Brunnen sich während dieser langen Zeit als ein treuer, ordentlicher und fleißiger Diener bewiesen? Seid Ihr immer recht zufrieden mit ihm gewesen? — „Warum das nicht?" sagte der Mönch schalkhaft lächelnd. „Er war stets ein getreuer Knecht!" — „Aber er ließ sich gewiß seine Arbeit theuer bezahlen?" — „Bis jetzt hat er uns ganz umsonst gearbeitet!" — „Ganz umsonst? Nein, das ist nicht möglich! Da habt Ihr ihm gewiß seinen Lohn vorenthalten. Wie viel, sagt mir, wie viel kann ein recht fleißiger Arbeiter in einem Tage verdienen, wenn er, wie dort Herr Luther, vom Morgen schafft bis in die späte Nacht hinein?" — „Ei nun ein solcher Arbeiter mag immer seinen halben Gulden verdienen; wir bezahlen gut!" — „Schön, schön, Herr Prior! Ein fleißiger Arbeiter ist ja seines Lohnes werth. Und nun lasset uns im Betreff auf den Herrn Dr. Luther abrechnen. Er steht 20 Jahre als ein getreuer und fleißiger Knecht bei Euch in Dienst; er, als ein studirter hochgelehrter Arbeiter darf wohl mit Recht doppelt so viel Arbeitslohn fordern, als ein gewöhnlicher Tagelöhner. Setzen wir daher auf den Tag einen Gulden; also 360 — 20 Mal macht die runde Summe von 7300 Gulden. Ich will generös sein und Eurem Kloster die Zinsen gar nicht berechnen. Morgen früh marschiren wir ab. Bis dahin haltet mir das Geld in Bereitschaft und vergeßt nicht, daß ich Protestant und preußischer Husarenmajor bin." Der Prior ließ es an Einwendungen aller Art nicht fehlen; umsonst. Am andern Morgen zog der Major mit seinen Kameraden weiter, und vertheilte das richtig empfangene Geld unter die Mannschaft.

Der sonderbare Bediente.

Ich kam, erzählt ein Reisender, nach einem abgelegenen Schlosse in ***, welches ein Graf, der nur zwei alte Bediente bei sich hatte, bewohnte. Der Herr empfing mich mit finsterer Miene und fragte nach der Ursache meines Besuches. Als ich um Nachtquartier bat, wurde mir durch den Bedienten ein abgelegenes Zimmer angewiesen. Das Abendbrot wurde durch einen — Bären, dem voran der Bediente ging, gebracht, worauf sich der Letztere entfernte. Der Bär setzte das Essen auf den Tisch und lagerte sich vor der Thür. Mit zweifelhafter Miene betrachtete ich das Thier, ob es sich wieder entfernen werde, wozu es jedoch keine Lust bezeigte. Ich aß, reichte dem Bären einen Theil, was er ruhig auffraß, und wollte nun die Thür öffnen, daß er hinauslaufen sollte; doch wurde ich zähnefletschend zurückgewiesen. Ich mußte also den Gesellschafter bei mir behalten. In dem Zimmer lagen mehrere Bücher, die ich durchblättern wollte; allein die Bestie stand auf und brummte dermaßen, daß ich merkte, er wünsche dies nicht zu haben. Darauf legte ich mich nieder und schlief, da ich sehr ermüdet war, bald ein; plötzlich fuhr ich von meinem Lager auf, denn Meister Petz hatte

es sich auch bequem machen wollen und war zu mir gekommen. Was sollte ich thun? — Hinaus konnte ich nicht, dafür sorgte mein Hüter, nach Hülfe schreien wäre nicht rathsam gewesen, Niemand hörte mich; ich mußte also mich drücken lassen und den Tag abwarten. Endlich dämmerte es, und siehe, Meister Petz erhob sich, dehnte die Glieder und fing an zu brummen. Der Bediente brachte das Frühstück und befreite mich von dem fürchterlichen Stubengefährten. Auf meine Frage, ob jeder Fremde einen ähnlichen Gesellschafter bekomme, antwortete derselbe, daß der Herr auch nur einen solchen habe. Uebrigens möchte ich mich sobald als möglich entfernen. Ich dankte für seine Mittheilung und empfahl mich sogleich.

A-B-C-Studien.

Welche sind die reichsten Buchstaben? — h. b. (habe)
Welche sind die frömmsten? — b. t. (bete)
Welche sind die weltlichsten? — r. d. (Erde)
Welche sind die sinnreichsten? — i. d. (Idee)
Welche sind die poetischsten? — o. d. (Ode)
Welche kommen zuletzt? — n. d. (Ende)
Welche Buchstaben fließen durch Deutschland? — l. b. (Elbe)
Welche sind wehmüthig? — a. d. (Ade)
Welche machen reich? — r. b. (Erbe)
Welche macht die Spinne? — w. b. (Webe)
Welche sprechen von Dummheit? — i. — a.
Welche rauchen? — s. e. (Esse)
Welche schwimmen? — n. t. (Ente)
Welche braucht der Kaufmann? — l. e. (Elle)
Welcher Buchstabe ist oft Arznei? — t. (Thee)
Welchen Buchstaben betet der Berliner? — o. j. (O Jott)
Welche Buchstaben sitzen im englischen Parlament? — p. r. (Peer)
Welche sind die schmerzlichsten Buchstaben? — o. w. (o weh!)

Lustige Chronik.

Die Bündner Blätter bringen Auszüge aus den dortigen Schatzgräber-Procedur-Acten, die auf einen fürchterlichen Aberglauben des Publikums schließen lassen. Die Schatzgräber lockten der einen Familie 260 Gulden ab zum Ankauf des 6. und 7. Buches Moses; eine andere mußte an den Pfenninger, der sich für einen Jesuiten ausgab, 500 Gulden bezahlen, um ein Beschwörungsbuch anzukaufen; nun kam aber ein Bericht aus Feldkirch, daß der Jesuit alldort das betreffende Buch wirklich gekauft, dieses ihm aber von der Polizei abgenommen und verbrannt worden sei; nun mußte der fragliche Jesuit um 200 Gulden losgekauft, und ihm wieder

560 Gulden zur Anschaffung eines „Bergspiegels" (ein Stück Glas) und zweier Kugeln übermittelt werden. Diese Haushaltung giebt an, daß sie um 2000 Gulden geprellt und nahezu auf den Bettel gebracht wurde. An einem dritten Orte citirte der Zauberer Pfenninger seinen Sohn als Geist (in weißem Hemd und Hosen), als Burggeist von Kästris, und diesem Geist wurden über 300 Gulden für Messen zu Händen gestellt. An einem vierten Orte wurde ein französischer General heraufbeschworen, der im Prätigau erschlagen worden und 4 Millionen Thaler hüte. Dieser Geist kam ganz schwarz mit der vier millionigen Geldkiste und „grunzte wie ein Schwein". Einer der Betrogenen traute dem Geiste nicht, weil er eine ganz menschliche Stimme habe, und wollte ihm Eins versetzen, wurde aber durch seinen Nachbar dringend von diesem Wagniß abgemahnt. Den Schrecken, den diese Erscheinungen hervorbrachten, erklärte sich eine Frau durch die „kräftige" Wirkung des Zaubers. Pfenninger selbst erklärte in dem Verhöre, den wahrhaften Geist des französischen Generals gesehen zu haben. — Man kann diesen Schatzgräberproceß ein wahres Landesglück nennen, denn Tausende müssen so auf Kosten von Einigen belehrt werden.

Großes Aufsehen erregen in Paris die angekündigten Flugversuche eines hier wohnenden Spaniers, des Baccalaureus Don Diego von Salamanca, wie er sich schreibt. Nach siebzehnjährigen Studien und mühsamen Vorarbeiten ist es ihm nun gelungen — so versichert er wenigstens — einen Apparat herzustellen, mittelst dessen sich jedermann in einen Vogel verwandeln und hinfliegen kann, wohin er Lust hat. Die Maschine soll ganz dem Bau des Vogelkörpers analog sein: das Flügelpaar besteht aus einem Räderwerke, das mit gummirtem Taffet mit eingenähten Schwanenfedern überzogen ist und durch eine Art von Schnürleibchen um Brust und Schultern geschnallt wird. Der Herr Baccalaureus gedenkt, sobald er die Probe von der Trefflichkeit und Unfehlbarkeit seines Flugapparates vor dem Publikum abgelegt hat, etwa fünfhundert solcher Maschinen zu verfertigen und das Stück zu tausend bis dreitausend Franken zu verkaufen, natürlich nur an ganz solide Leute, von denen kein Mißbrauch dieser Erfindung zu besorgen wäre, als wie zum Beispiel Einflug in fremdes Eigenthum „à la gazza ladra", Zolldefraudation, Fluchtbeförderung ꝛc.

In Ehra, einem Dorfe bei Fallersleben, in der hannoverschen Provinz Lüneburg, ist das Tanzen ein Privilegium für sieben Mädchen, die sogenannten Tanzjungfern, welche vom Dorf gewählt worden. Man sieht vorzüglich auf Rechtlichkeit, Fleiß und andere lobenswerth sittliche Eigenschaften. Die andern Mädchen dürfen im Dorf nicht tanzen. Die sieben Tanzjungfern tanzen sich deßhalb oft zu Tode. Ein Glück, daß dieser Gebrauch nicht auch anderwärts im Schwung ist!

In London ist dieser Tage einer Französin ein arger Streich gespielt worden. Jedermann weiß, daß Demoiselle Rachel gegenwärtig in London Vorstellungen giebt, die von der englischen Aristokratie sehr besucht werden. Ganz neuerdings spielte die große Tragödin vor dem Hofe und einem sehr zahlreichen Publikum die Phädra. — Die Gräfin von D...

mit wundervollen Ohrgehängen geschmückt, befand sich in einer Loge, der Königin gegenüber, und vermeinend, daß Ihre Majestät den schönen Schmuck in's Auge gefaßt, bewegte sie den Kopf nach Herzenslust, um das Feuer der Diamanten recht bemerkbar zu machen. Siehe, da erscheint mit einem Male ein höchst elegant gekleideter Herr vor ihr und flüstert ihr leise zu, die Königin könne ihre prächtigen Ohrringe nicht genug bewundern und sie — die Gräfin — möchte doch derselben einen davon zur näheren Betrachtung auf kurze Zeit anvertrauen. Sogleich überlieferte die Gräfin dem Sonderling das Erbetene, ohne den geringsten Argwohn zu hegen. Der letzte Act ging vorüber, der feine Herr kam nicht wieder — die Dame war bestohlen. Natürlich ward die Polizei sofort von dem Vorfall benachrichtigt und schon am folgenden Morgen tritt ein angeblicher Constabler in das Logis der Gräfin und meldet ihr, daß die Behörde unter andern gestohlenen Gegenständen auch das ihr entwendete Schmuckstück gefunden habe, sie solle ihm daher den andern Ohrring zur Vergleichung überliefern. Die Gräfin erschöpft sich in Danksagungen und lobt die so wachsame Polizei; der vermeintliche Sicherheitsdiener geht mit dem Ohrringe fort — auf Nimmerwiedersehen.

Jenny Lind hat am 26. Juli den Niaguarafall besucht, nachdem sie vorher in Rochester die Visite von sechs Odschibbiway-Indianern mit der Friedenspfeife empfangen und sich von diesen einige nationale Schlachtgesänge hatte vorsingen lassen. Zum Vergelt für diese Gefälligkeit trug Jenny Lind den Söhnen der Wildniß ebenfalls zwei Lieder vor. Ob die Rothhäute davon eben so entzückt waren, wie ihre weißhäutigen amerikanischen und europäischen Mitmenschen, wird nicht gemeldet.

Bajazzo.

Ein Bauer hatte ein halbes Cassenbillet, die zweite Hälfte war verloren gegangen. Es lag lange unberührt im Schubkasten. Eines Sonntags aber holt er es heraus, eilt damit nach dem nahen Bahnhof und verlangt dafür ein Billet zur Extrafahrt. — Das kann ich nicht nehmen, erwiedert der Einnehmer. — Warum nicht? schreit der Bauer. — Es ist nur halb. — Das sind faule Fische, ruft Hans erzürnt, Sie müssen's nehmen, denn in der Zeitung steht, man fährt bei der Extrafahrt um's halbe Geld.

Cobden hat ein sehr wahres und pikantes Gemälde von dem Leben des vornehmen und reichen Engländers entworfen: Ein französischer Koch, sagt er, bereitet sein Diner, ein Bedienter aus der Schweiz bereitet ihn selbst zum Diner vor. Seine Weine kommen vom Rhein, vom Ebro, von der Garonne und von der Rhone; die Ziergewächse und Blumen seines Gartens meist aus Asien, der Tabak, denn er raucht, aus Amerika; sein Lieblingspferd ist von arabischer Abstammung und seine Hunde sind von der

Race auf dem St. Bernard. Seine Gallerie ist reich an italienischen und niederländischen Gemälden; sein Museum füllen Trümmer griechischer und ägyptischer Kunstwerke. Die Perlen, welche Milady's Person schmücken, sind gewiß nicht in britischen Austern gefunden worden, und die stattliche Feder, welche von ihrem Kopfe nickt, rührt von keinem englischen Vogel her. Bedarf das hohe Paar einer Zerstreuung, einer Unterhaltung, so fordert es solche in der Regel von französischen Komödianten, von italienischen Sängern, von deutschen Componisten und Virtuosen. Seine Bildung ist das Resultat eines forcirten Darlehns, sein Geist ist eine exotische Composition; seine Religion verdankt er dem Orient, seine Philosophie dem alten Griechenland und Rom, und seine sämmtlichen Künste aus allen vier Weltgegenden; kurz selbst der Marmor, welcher sein Grab ziert, ist ein fremdes Product.

Einer ganz originellen Idee verdankt die Fabrik von Stiefelwichse der HH. Day und Martin, welche jetzt ein weitläufiges Etablissement in Oxford-Street mit mehren hundert Arbeitern besitzen, ihren Ruf. Diese Handlung schickt nämlich — so erzählt man — eine Menge Laquaien in sehr aristokratischer Livreé in alle Läden, um nach der Stiefelwichse von Day und Martin zu fragen, dadurch wurde man aufmerksam. Des Lord X., des Marquis Y. und Grafen Z. Patronat bewies, daß es eine höchst aristokratische Wichse war; Nachfrage und Angebot regelt den Preis, und so wurden die HH. Day und Martin reiche Leute.

Ein Mädchen vom Dorfe kam unlängst nach Leipzig, ging mit einer Freundin auf das Café national und ließ sich ein „Schälchen" Kaffee geben. Der Garçon setzte, wie dies oft geschieht, ein Glas Wasser hinzu. Die jugendliche Landpomeranze weiß nicht, was dies zu bedeuten hat. „Aha!" ruft sie endlich, als sie ihre Tasse ausgetrunken, „ich hab's", sie nimmt das Glas Wasser und wäscht damit ihre Tasse auf.

Zwei Putzarbeiterinnen in Paris verliebten sich zugleich in einen Studenten; diese gleichzeitige Liebe war der Samen wechselseitigen Hasses. Als ihre gegenseitige Erbitterung die höchste Stufe erreicht hatte, forderten sie sich auf Ohrfeigen. Sie schlugen sich beide blaue Augen, und der Geliebte, welcher kein Freund von blauen Augen war, verließ die beiden Rivalinnen. Nun verwandelte sich die gleichseitige Liebe in Haß um; dies wurde die Ursache, daß beide Todtfeindinnen sich auf's Neue ewige Freundschaft gelobten.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. **Müller** in Nordhausen.

Nr. 38. Nordhausen, September. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der Täufling.

Beim Prediger des Dorfes fand
Sich Morgens früh im Festgewand
Ein Bauer ein, dem das Vergnügen
Des Ehe-Glücks mit goldnen Zügen
Auf Nas' und Stirn geschrieben stand.

„Herr Pfarrer, endlich ward von droben,"
Rief er, die Blicke wie verklärt
Zur schwarzberauchten Deck' erhoben,
„Mein längst gehegter Wunsch gewährt!
Ob ich geweint, und ob ich lachte
Seit ich ein Weib mir beigesellt,
Nur Jungen, nichts als Jungen brachte
Mein Weib bis dato mir zur Welt.
Heut' aber schallt's im Elsternkreise
Der Muhmen nur von Glück und Heil;
Heut' endlich ward, willkomm'ner Weise,
Mir auch ein Töchterchen zu Theil!
Die Taufe komm' ich zu bestellen;
Schon morgen soll mein Töchterlein
Der Christenheit sich zugesellen,
Und Laura soll der Name sein!"

„Nicht fehlen wird der Kirche Segen!"
Rief ihm der Prediger entgegen,
Mit feierlichem Amtsgesicht,
„Allein der Name, den ihr eben
Mir wunderlich zu Buch gegeben,
Gehört für Bauersleute nicht!
Der ziemt allein sich für Personen,
Die, launenhaft schon beim Entsteh'n
Zu Günstlingen des Glücks erseh'n,
In steinernen Palästen wohnen,
Und vornehm sind und müßig geh'n.
Drum sucht die Grillen zu vermeiden,
Woraus nur leerer Dünkel blickt,

Und nennt die Dirne schlichtbescheiden,
Wie sich's für Bauersleute schickt!"

Der Abgewies'ne sah im Zimmer
Betrübten Herzens vor sich hin.
„Ach," fing er an, „uns kam ja nimmer
Ein Hochmuthswirbel in den Sinn!
Beim ewigen Gedräng' von Knaben
Gedachten wir die Kleine blos
Mit diesem Namen zu begaben,
Weil wir, und zwar fast hoffnungslos,
So lang' auf sie gelauert haben."

(Flieg. Bl.)

Der unwissende Richter.

Ein Alterthumsforscher kehrte von Kairo nach Paris zurück, und brachte eine Mumie mit, die, seinen Vermuthungen nach, gegen 3600 Jahre alt war. Der Landfuhren überdrüssig, nahm unser Weiser in Fontaineblau ein Boot, welches ihn gesund und wohlbehalten im Hafen von Sanct-Bernard absetzte. Der Antiquar, von dem Verlangen beseelt, seine Frau wiederzusehen, die eben keine Antiquität war, ließ eiligst seine Sachen auf eine Trage legen, aber die herrliche Mumie ließ er in dem Schiffe zurück. Die Zollbeamten untersuchten das Boot, fanden in demselben einen Kasten von sonderbarer Form, und vermuthend, daß er nichts anderes enthalten könne, als Contrebande, ließen sie ihn öffnen. Aber was erblickten sie? Eine Frau, die mit eng zusammengezogenen Leinwandstreifen umwickelt war. Ohne Zweifel war sie das Opfer eines eifersüchtigen Geliebten, eines geizigen Erbschleichers. Der Polizeicommissair, der sogleich herbeigerufen wird, kömmt auf der Stelle in Begleitung zweier geschickten Chirurgen, die nicht erfahrenere Archäologen waren, als er selbst. Das Verbrechen ist erwiesen; es werden species facti aufgenommen und die Leiche nach dem Todtenhause gebracht, damit Freunde und Verwandte sie erkennen können. Sie erschienen, wie man denken kann, nicht, aber der Weise kehrte am andern Tage zu dem Hafen zurück, seine theure Mumie zu holen. Hier eben hatte der kluge Commissair seiner gewartet; drei Polizeidiener verhafteten ihn, und er wurde vor den Laterneninspector geführt, der auch nicht klüger war, als der Commissair.

— Ah, da seid Ihr ja, Bursche, rief er, hab' ich Euch endlich?

— Wollten der Herr Commissair mir wohl erklären?

— An Euch ist es, alle Umstände des Mordes zu erklären, den Ihr begangen habt.

— Ich, einen Mord begangen haben? Ich!

— Oder dessen Mitschuldiger Ihr wenigstens seid.

— Der Teufel soll mich holen oder Sie träumen am hellen Tage, Herr Commissair.

— Ich träume; da man das Opfer bei Euch gefunden, erstickt und in einem Kasten verschlossen, wie es der Verbalprozeß sagt.

— Was, ist es nichts als das? sagte der Antiquar, der sogleich auf den Gedanken kam, sich über den Commissair lustig zu machen.

— Ich rathe Euch noch einmal, ernsthaft zu bleiben; ein Verbrechen, vor dem man beben muß! — Man antworte. Wer hat das junge Mädchen in den Kasten gethan, in welchem sie gefunden wurde?

— Ich, Herr Commissair.

— Schreiben Sie, Actuarius! — Wer hat sie von dem Kopf bis zu den Füßen mit Leinwand umwickelt?

— Auch ich, achtungswürdiger Herr Commissair.

— Schreiben Sie, Herr Actuarius, daß er das Verbrechen eingesteht.

— Der Ausdruck ist stark.

— Soll es etwa eine verdienstliche Handlung sein? Wie alt war das junge Mädchen?

— Etwa 19 Jahr.

— Aus welchem Lande?

— Aus Memphis, glaube ich.

— Ein armes Mädchen so weit herkommen lassen, um sie zu ermorden! — Aber man fahre fort zu antworten. Wie lange ist sie todt?

— Etwa 2650 Jahr.

— He! was? Wollt Ihr Eure übel angebrachten Späße schon wieder beginnen?

— Keinesweges, ich kann betheuern, daß die Verstorbene unter einem der Pharaonen lebte.

— Ich werde Euch Handschellen anlegen lassen.

— Nein, Herr Commissair, das ginge über den Spaß hinaus, und um selbst wieder den Ernst zu beginnen, muß ich Ihnen gestehen, daß sie außerordentlich unwissend sind. Wo stammen Sie denn her, daß Sie keine Ahnung davon haben, seit zwei Tagen den angeblichen Mord einer ägyptischen Mumie zu instruiren??

— Einer Mumie?

— Ohne Zweifel, mein Herr. — Und wenn Sie Ihr Verhör nur mit einiger Vernunft begonnen hätten, würden Sie wissen, daß Sie mit dem Grafen von T.... sprechen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste.

— Ach Verzeihung, Herr Graf, tausend Mal Verzeihung! *Möchten* Sie vergessen . . .

— Ich vergesse Alles; aber geben Sie mir meinen Leichnam zurück, und tragen Sie Sorge, sich künftig mit Barbieren einzulassen, die nicht unwissend genug sind, bei dem Gutachten über den Tod eines Menschen sich um 4000 Jahre zu verrechnen.

(Charivari.)

Das deutsche Geschlecht der Müller.

Ein rheinhessisches Volksblatt enthielt eine humoristische Betrachtung über das im deutschen Vaterlande so weit verbreitete und mächtige Geschlecht der Müller, deren Mittheilung auch den Lesern dieses Blattes willkommen sein dürfte. Wir lassen sie hier folgen:

Ein Franzose, welcher Deutschland durchreist war, setzte sich, als er wieder nach Hause gekommen, an seinen Schreibtisch und schrieb ein Buch, das mit den Worten anfing: „Die Deutschen sind ein Volk, das Müller heißt."

Der Mann hatte so Unrecht nicht! — Nach den neuesten statistischen Nachrichten leben in den deutschen Bundesstaaten dreimal hundert sechsundfünfzig tausend fünfhundert achtundzwanzig Müllers. Der dreiundsiebenzigste Mensch in Deutschland ist ein „Müller", er mag wollen oder nicht. Der Wind-, Dampf-, Wasser- und Roßmüller sind hier nicht gerechnet.

Unlängst dedicirte ein Autor sein Buch einem Karl Müller. Wie kann man nur ein Buch einem Müller überhaupt, und noch dazu einem Karl Müller dediciren? Das ist eben so gut als dedicirte er es der deutschen Nation. — „In welcher Nummer bei Ihnen wohnt denn Herr Müller?" fragte ich die letzte Messe den Portier im Hotel de Bavière zu Leipzig. Der Goliath starrte mich ganz verwundert an. „Herr Müller" erwiederte er, „das ist eben so gut, als fragten sie mich: In welcher Stube wohnt denn der Herr Mensch; oder in welcher Stube wohnt denn der Herr, welcher Hosen trägt. Bei uns wohnen dermalen vierunddreißig Müller." Gerechter Himmel, wie sollte ich aus diesem Müllergewühl meinen Herrn Vetter herausfinden!

Furchtbares Geschlecht! Der Bundestag wird sich endlich genöthigt sehen, ein wachsames Auge auf dich zu richten, denn du bist eine Macht im Staate. Wenn sämmtliche „Müller" einmal auf den Einfall kommen, sich zu verschwören, so kann es uns Nichtmüllern schlecht ergehen! Man bedenke, wohin überall Müller gekrochen sind; es giebt keine Klasse der Gesellschaft mehr, keine Zunft und kein Gewerbe, keine Kunst und keine Wissenschaft, kein Bataillon der deutschen Bundesarmee, kein Departement im Staatsdienst, keine Eisenbahncompagnie und Hagelschädenversicherung, wo nicht Müller waren. Müller, Müller, nichts als Müller! Ja, ein Detachement Müller hat sich sogar „adeln" lassen. Man sieht hieraus den hochstrebenden Sinn der Müller. Deutscher Adel, nimm dich vor den „Müllers" in Acht.

Es ist eine festgestellte Wahrheit, daß sich namentlich in den letzten dreißig Jahren das Geschlecht der Müller auf eine wahrhaft beunruhigende Weise vermehrt hat. Nichts ist natürlicher. Man bedenke die zahllosen Müllerheirathen, woraus wiederum zu Tausenden „kleine Müllerchens" werden. Was wird die Folge sein? Die andern Geschlechter werden eine so gefährliche Concurrenz mit der Zeit nicht aushalten, dünner und dünner werden, und endlich zum Besten der Müllers ganz verschwinden. Binnen hundert Jahren giebt's dann kein deutsches Reich mehr, sondern ein Müllerreich, und „Müller der Erste" wird Müller-Kaiser.

Nun aber frag' ich einen Menschen, wo sie hergekommen sind? Wer hat denn zu Luthers und Melanchthons Zeiten von einem „Müller" etwas gehört? Sie müssen unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege in einem furchtbaren Regen aus den Wolken gefallen sein.

Eine besondere Abart davon sind die „Millers". Das scheint mir eine Art Freimaurer, Altlutheraner oder Herrnhuter unter den Müllers zu sein. Ich habe mehre deßhalb gefragt, aber sie verrathen's nicht. Mit der Zeit werden sie ebenfalls von den Müllers verschlungen werden.

Kurz, wenn der Bundestag nicht einschreitet, sehe ich als Nichtmüller nicht ab, wie das werden soll. Wenn's Juden wären, brauchten wir ihnen blos das Heirathen zu verbieten, die Sache wäre abgemacht. So aber sind's Christen und zwar von allen Confessionen. Mir bleibt daher nichts übrig, als unsern weisen Staatsmännern zuzurufen: videant Consules, welches auf deutsch heißt: „Faßt die Müller in's Auge!"

Fragen und Antworten.

Aus welchem Becher wird nie getrunken?
Aus dem Aschenbecher.
An welchen Ellen wird das meiste Geld verdient?
An den Flanellen.
Welche Bank besitzt nicht einen Pfennig und bringt doch Tausende ein?
Eine Austernbank.
Wer liebt die Musik mehr, der Windmüller oder der Wassermüller?
Unstreitig der Windmüller, denn er hat trotz seines kleinen Häuschens vier Flügel.
Welcher Frosch braucht keine Nahrung?
Der Frosch am Violinbogen.
Welcher Ober ist auch im Schellenhaus zu finden?
Der Zinnober.

Lustige Chronik.

Das gemeine Volk von China glaubt, wenn eine Sonnenfinsterniß eintritt, daß ein großer Drache im Begriff sei, die Sonne zu verschlingen, und erhebt deßhalb in Städten und auf dem Lande, und selbst in der Hauptstadt Peking, einen furchtbaren Lärm mit Trommeln und Kesseln, um das Thier zu verscheuchen, bis die vermeintliche Gefahr vorüber ist. Und doch hat man in China, freilich nur in der Umgebung des Kaisers, schon seit Jahrtausenden mit der Vorherbestimmung der Finsternisse sich beschäftigt. Die älteste Sonnenfinsterniß, von welcher chinesische Geschichtschreiber berichten, fällt in das Jahr 2155 vor Christi Geburt, zur Zeit der Herbst-

Tag- und Nachtgleiche, unter die Regierung des Kaisers Tschong-Kang und ist überdies durch einen eigenthümlichen Zug bemerkenswerth. Nämlich die kaiserlichen Hofastronomen Ho und Hi, welche die Ankündigung dieser Finsterniß verabsäumt und dadurch das Reich in Angst und Verwirrung gestürzt hatten, wurden durch Decret des Kaisers zum Tode verurtheilt. Das Decret soll noch vorhanden sein.

In San Francisco duellirt man sich ohne Secundanten, und wo man sich gerade findet, natürlich immer auf sechsläufige Pistolen. Mr. Limon und Mr. Graham, erzählt der „San Francisco Herald", hatten ein Hühnchen mit einander zu pflücken; sie begegneten einander in Merchantstreet, auf einer Seite war eine Möbelhandlung, auf der andern ein Journalbureau. Spaziergänger und Geschäftsleute gingen hin und her, als beide plötzlich à tempo feuerten, und fehlten. Sie ermüdeten aber nicht, sondern schossen 9 Mal, und als der Eine, Mr. Graham, am Arm verwundet auf der Erde lag, schoß ihm Mr. Limon eine Kugel gerade in den Mund. Dann erst wurden die Duellanten durch die Zuschauer von einander gerissen. Zwei Vorübergehende wurden schwer verwundet, und einige Fensterscheiben durchbohrt.

Auch noch nicht dagewesen. Auf der South-Western Eisenbahn schliefen kürzlich der Locomotivführer und der Feuermann auf ihren Posten ein, während der Zug im besten Gang war. Der Feuermann fiel dabei herunter und brach beide Beine, der Locomotivführer mußte geweckt werden, als die Maschine stehen geblieben, weil das Feuer und somit der Dampf ausgegangen war.

Die „deutsche Bekleidungs-Akademie" (mit andern Worten: Schneiderverein) zu Dresden hat eine General-Versammlung anberaumt und dazu die dresdener Stadtverordneten um Ueberlassung ihres Saales gebeten. Die gelehrte Akademie hat in Aussicht gestellt, daß dazu die „ersten Capacitäten Deutschlands und des Auslandes im Bekleidungsfache" sich einfinden würden. Hoffentlich werden die Herren Schneider ihre gewiß sehr interessanten Verhandlungen drucken lassen.

Folgende höchst wunderliche Geschichte wird von einem französischen Blatte mitgetheilt: Ein gewisser Macquart, Abdeckermeister in Montfaucon, kaufte dieser Tage 33 abgelebte Pferde, unter welchen sich einige befanden, welche früher der Armee angehört hatten. Die 33 Thiere wurden bald getödtet und man fing an, sie zu zerlegen. Wer aber beschreibt das Erstaunen eines der Gehülfen, als er in einem der Pferde ein silbernes Schächtelchen fand, das ein Kreuz der Ehrenlegion und ein noch wohlerhaltenes Papier folgenden Inhaltes enthielt: „Da ich die Niederlage meines Kaisers nicht überleben kann, weder Weib noch Kind noch Eltern habe, so will ich mich in meinem letzten Kampfe gegen diese schurkischen Engländer tödten lassen, und da sie mein Kreuz nicht haben sollen, so will ich es durch mein treues Pferd Chateau Margot verschlingen lassen. Es wird es übergeben, wenn es kann. — Pierre Darchenne, Sergeant in der zweiten

Schwadron der rothen Lanziers." — Der Gehülfe Macquarts trug die Sachen auf das Polizeibüreau des Districts, wo ihm erlaubt wurde, das Silberbüchschen zu behalten. Das Kreuz gelangte in die Canzlei der Ehrenlegion. Das Pferd Chateau-Margot mußte also etwa vierzig Jahre alt gewesen sein.

Ein Reisender, der unlängst aus Afrika zurückgekehrt, erzählt, daß die Prügel, welche die Hottentotten bekommen, nicht nach der Zahl, sondern nach der Zeit gemessen wurden. Da man keine Uhren hat, so wurden die Prügel nach Pfeifen Taback gerechnet, und Einer der Vorstände rauchte bei einer solchen Execution selbst die Prügelpfeife.

Schöne Zeit, wann kehrst du wieder? Zur Zeit der Gründung der Leipziger Universität im Jahre 1409 konnte man ein Pfund Fleisch um vier Pfennige, einen Scheffel Korn um drei bis fünf Groschen, ein Paar Schuhe um sechs Groschen, eine Kanne Wein um sechs Pfennige und eine Kanne Bier um zwei bis drei Pfennige kaufen. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte wußte man in Deutschland weniger oder nichts von den Gulden oder Thalern, sondern man rechnete nach Groschen und bei größern Werthen nach Schocken; das Schock war 20 Groschen. Die Groschen wurden in 12 Pfennige, die Pfennige in 2 Heller und die Heller in 2 Scherfe eingetheilt, und man konnte vielerlei Waaren für ein Scherf, Heller und Pfennig bekommen. Wenn der Herr den Knecht in die Stadt schickte, so konnte er zu ihm sagen: Hier ist ein Groschen, gehe in die Stadt, kaufe Kamm und Schwamm, Striegel und Strick, laß das Pferd beschlagen, trinke eine Kanne Bier und das übrige Geld bringe wieder.

Ein junger Mensch hatte sich vor einiger Zeit einfallen lassen, einer kürzlich von Kassel nach Hannover gezogenen Dame einen Brief zu schreiben, worin er ihr androhte, er werde, wenn sie nicht bis zu einem bestimmten Tage unter einer bestimmten Adresse 10 Louisd'or poste restante an die hiesige Post sende, ihrem Rufe nachtheilige Dinge veröffentlichen. Die Dame hatte Einsicht genug, diesen Drohbrief sofort der Polizei zu übergeben. Es wurde nunmehr daselbst auf der Post ein Brief unter der bestimmten Adresse mit einigen Bleistücken poste restante niedergelegt, und ist der Vogel in's Netz gegangen. Der junge Mann empfing seinen Brief mit sichtlicher Freude am Postbüreau, ward aber gleich darauf zu seinem sichtlichen Schrecken von einem Polizeibeamten festgenommen und ist den Gerichten übergeben.

Bajazzo.

Folgende Münchhauseniade wird von der Pariser Lith. Corr. als Satyre auf den modernen Fortepianismus erzählt: In der Walachei lebt jetzt ein junger Pianist, derselbe nennt sich Friedrich Bolz und besitzt

vier Hände, jede mit 10 Fingern. Dieser vierhändige Pianist ist bis zum Alter von 20 Jahren von einem griechischen Priester, dem Pater Philippi, erzogen worden. Derselbe lehrte ihn das Orgelspielen; hierauf arbeitete Friedrich Bolz ganz allein, und es gelang ihm, ein wirklicher Künstler zu werden. Er fertigte sich selbst ein Piano von 8 Octaven an, auf welchem er ohne Mühe spielt, denn seine Vorderarme sind ein Drittel länger als die gewöhnlichen Arme. Während 8 Jahren arbeitete Friedrich 8 Stunden pr. Tag, ohne sein Instrument zu verlassen; er aß selbst während dieser Zeit nicht. Um Mittag brachte man ihm eine Suppe, welche er mit der einen Hand nahm, während die andern fortfuhren zu spielen. Die erste rechte Hand hat die Liszt'sche Methode, die erste linke Hand die Emile Prudent's; die zweite rechte die Thalberg's und die zweite linke die Chopin's. Diese verschiedenen Methoden bringen einen merkwürdigen Effect hervor. Der griechische Priester, der Friedrich erzogen hat, ist letztes Jahr gestorben und hat ihm ein kleines Vermögen hinterlassen; der vierhändige Künstler hat sich dafür eine Anzahl Diamantringe gekauft; wenn er spielt, legt er sie alle an, wodurch die Wirkung eines diamantenen Regens hervorgebracht wird. Friedrich Bolz wird nächsten Winter nach Paris kommen. Man zweifelt nicht, daß er eine ungeheure Sensation hervorbringen wird.

In der Posener Zeitung findet sich folgende deutsche Stylprobe: „Bartsch und Neumann sind zwei, die gerne nach Amerika reisen wolten, aber das Felt nur am besten, so wolten wier gebeten haben, ob nicht einer in Posen wehr, der unſ Geld borgen wolte, so wolten wier ihn für ein zweifach abgeben, wier bitten unterthenichst sehr."

Ein Franzose kommt in einen deutschen Kaufladen und fragt: „Kriegt man hier Rum?" Der Marqueur erwiedert ganz trocken mit eisiger Kälte: „Nein, hier wird nicht rumgekrochen."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 39. Nordhausen, September. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Die Prinzessin im Teufelssee.

Von A. Weinholz.

Zu Müggelsberg beim Glase Bier
Da saßen jüngst der Gäste vier;
Die Zungen waren sehr geschäftig,
Die Lungen auch nicht minder kräftig;
Man sprach von London und Paris,
Von Künsten und Politicis,
Man zankte sich, vertrug sich wieder,
Kurz, Leben rann durch alle Glieder.

Da hob der Eine also an:
„Johannisnacht rückt jetzt heran,
Da könnte, wem der Muth gegeben,
Fürwahr was Großes hier erleben;
Er könnte, eh' der Morgen graut,
Heimführen eine hohe Braut,
Und durch sie möcht' er wohl auf Erden
Der reichsten Leute Einer werden."

„Erzählet," rief der Schneider Knuth,
„Ich habe ungeheuren Muth,
Wenn ich auch nie den Degen führte,
Und nur die Elle stets regierte,
So thu' ich's doch, kommt's darauf an,
Zuvor jedwedem Rittersmann;
Mit Freuden wage ich mein Leben,
Kann ich so große Schätze heben."

Herrn Meister Knuth, dem armen Tropf,
Spukt' manche Rittermähr' im Kopf',
Ihn dürstete nach großen Thaten,
D'rum war sein Weib auch schlecht berathen,
Denn Knuth war für sein Handwerk todt,
Verdiente kaum das trock'ne Brot;

Erst wenn die Ell' auf seinem Rücken,
Konnt' er sich in die Arbeit schicken.

Der And're sprach: „Hier in der Näh'
Liegt, wie Ihr wißt, der Teufelssee;
So aber spricht die wahre Kunde:
Dort unten in dem tiefen Grunde,
Da steht ein Schloß und drinnen thront
Ein Mägdlein, das den Tapfern lohnt,
Der es erlöst von seinem Banne.
Bis jetzt gelang's noch keinem Manne.

Wer nun das Werk vollbringen mag,
Der sei beim zwölften Glockenschlag
Am Teufelssee, und seinen Rücken
Wird bald die edle Bürde drücken.
Wenn er sie zwölf Mal trägt herum,
So ist der böse Zauber um;
Dann wird das Schloß sich neu erheben,
Und die Prinzeß sich ihm ergeben."

Des Schneiders Wange höher glüht,
Sein Auge Muth des Helden sprüht;
Er läßt sich noch manch Gläschen füllen
('s war nur der Courage willen),
Dann eilt er nach dem Teufelssee,
Und denkt: „Ha Elle, nun ade,
Ade du Weib, das mich geschlagen,
Du magst nun einen Andern plagen."

Da schlägt es zwölf, und husch, husch, husch!
Eilt etwas Weißes aus dem Busch;
Jetzt fühlt er es auf seinem Rücken. —
„O weh, Prinzeß, wie kannst Du drücken!"
Zuerst faßt ihn ein Schauer an,
Er ruft sich zu: „Knuth, sei ein Mann!
Bald throneſt du im prächt'gen Schlosse,
Umringt von schneller Diener Trosse."

Doch ach, es ist kein leichter Straus;
Es geht ihm schier der Athem aus;
Nicht weiche Händchen, Geierkrallen
Auf seinen Hals hernieder fallen.
Sein Haupthaar wird so arg zerzaust,
Als ob zwei Katzen d'rauf gehaust,
Und unter Hurrah, hopp, hopp, hopp!
Zwingt ihn die Reit'rin zum Galopp.

Er nimmt zusammen alle Kraft,
Denkt an sein Ziel mit Leidenschaft,
Denkt an die Fessel, die ihn bindet
Und an Schätze, die er findet;
Doch immer schwerer wird die Last,
Auch ist sein Hals geschnitten fast.
So stürzt er endlich, wie die Eiche,
Getroffen von des Hauers Streiche.

Und als er wieder zu sich kam,
Ein hell Gelächter er vernahm;

Er sah sein holdes Weib zur Stelle,
Sie trug die wohlbekannte Elle
Und rief: „Mein hoher Prinz von Knuth,
Fürwahr, Ihr trugt mich brav und gut,
Und hoffe ich zu Eurem Frommen,
Daß Euch die Kur recht gut bekommen.

(Berl. Pfennigbl.)

Der Buchstabe A.

A ist der erste Buchstabe im A B C. Es ist zwar kein Grund vorhanden, warum das A gerade der erste ist, aber es ist auch kein Grund vorhanden, warum ein anderer Buchstabe der erste sein soll, und auf der Welt ist's einmal so, es giebt Viele, welche die Ersten sind, und zwar blos aus dem Grunde, weil man nicht weiß, wer denn sonst der Erste sein soll.

Aber es giebt keinen Ersten ohne Zweiten; der Zweite ist also fast nützlicher als der Erste, denn er ist die Bedingung des Ersten; deßhalb giebt es keinen ersten Consul ohne zweiten Consul, keinen ersten Präsidenten ohne zweiten Präsidenten, keinen ersten Bürgermeister ohne zweiten Bürgermeister u. s. w.; nur die „Liebe" ist in dieser Beziehung sprachgebräuchlich in Ausnahmszustand gesetzt, die Damen reden von einer „ersten Liebe" als synonym von „einziger Liebe." A wäre nicht der erste, sondern blos der einzige Buchstabe im A B C, wenn nicht der Buchstabe B wäre, deßhalb sagt man: „Wer A sagt, muß auch B sagen!" — Das wäre nun noch kein Unglück! Aber wer B sagt, der muß auch C sagen, wer C sagt, muß auch D sagen und so fort bis zum letzten Buchstaben Z, hinter dem gar nichts steckt! Der liebe Himmel hat A gesagt: „Adam!" Er hat den ersten Buchstaben der Menschheit erschaffen, dann kam Abel, dann das C: „Cain" u. s. w.

Wer A sagt, muß auch B. sagen, d. h. wer eine Sache anfängt, muß sie auch zu Ende führen; der Deutsche aber ist ein gründlicher Denker, ein Mann, der sich am Buchstaben des Gesetzes hält. Das Gesetz sagt nicht: „Wer A sagt, muß auch B C u. s. w. bis inclusive Z sagen," sondern der Buchstabe des Gesetzes sagt blos: „Wer A sagt muß auch B sagen," und sonst nichts; darum fängt der Deutsche so viel an, er sagt so oft A, dann wenn's hoch kommt auch B, aber weiter nichts, das Gesetz sagt's nicht!

A ist der erste Laut, den der Mensch ausstoßt, der erste Buchstabe, den er von sich giebt, wenn er geboren und in die Schule des Lebens aufgenommen wird. Er weiß, daß er nach und nach alle harten und weichen Buchstaben des Lesebüchleins des Lebens wird lernen müssen unter dem Deutehölzchen des Baccalaureus aus dem Reiche der Haselstaude. A schreit das Kind, und die Hebamme ruft mit Jubel dem Vater zu, das Kind hat A gesagt! Und dieses A wird der Grundton zu einem Familienfeste!

A ist der Ausdruck der Freude, des Erstaunens, der Ueberraschung, der Verwunderung; das ist A-moll Tonart; aber A ist auch der Ausruf des Zornes, des Schmerzes, des verhaltenen Ingrimms, und das ist die A-dur Tonart.

A ist ein Selbstlaut, kann für sich allein ausgesprochen werden, kann als Angeklagter für sich allein sprechen. A hat verschiedene Bedeutungen, kann auf vielerlei Weise gedeutet werden wie eine diplomatische Note, und auf so verschiedene Weise ausgelegt werden wie nur irgend ein Rechtsgesetz.

Das lateinische A auf den preußischen Münzen bedeutet „Berlin". Woher das stammt, weiß der Schreiber dieser Zeilen nicht, aber da Berlin sich für den Anfang der Welt, für den Anfang der Weisheit, für den Anfang aller Anfänge hält, und A den Anfang einer Sache bedeutet, so ist A = oder gleich: Berlin. „Wer A sagt muß auch B sagen", d. h. ins Preußische übersetzt: Wer „Anfang sagt, muß sagen „Berlin". Das sind Gleichlaute.

In der Schriftsprache bedeutet A so viel als „Anno", es verkürzt also die Jahre.

Auf Briefen und Adressen und in Rechnungen steht es als „in, zu, für". „à Leipzig"; „ein Stück à 20 Ellen", u. s. w.

Wir leihen uns dieses A aus der Fremde aus? und wer A sagt, muß auch B sagen; so haben wir uns noch Anderes aus der Fremde, besonders aus dem Französischen, ausgeliehen.

Der Deutsche hat überhaupt seine Verkürzungen (Abbreviaturen) blos den Fremden zu verdanken.

„A. u. s."

Wie heißt diese dreibeinige Verkürzung, die mit einem A anfängt:

Actum ut supra!

Geschehen wie oben!

Was heißt die Verkürzung:

„h. a."

Das heißt hoc anno: in diesem Jahr.

Die beste Abkürzung ist aber gewiß die, wenn wir dieses A als „Vor-A" abkürzen, damit das Lexicon nur geschwind B sagen kann; denn bei diesem Unternehmen ist das Uebel nicht: „Der „A" zusammensetzt, muß auch „B" zusammensetzen", sondern wer „A" pränumerirt, muß auch „B" pränumeriren!"

A. u. s.

A — unterzeichnet:

Saphir.

(Aus dessen Conversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor; wovon die erste Lieferung soeben erschien.)

Der Ausstellungsfremde in London.

Es gibt im Ganzen genommen kein unglücklicheres Wesen als den Bewohner einer deutschen oder französischen Landstadt, der nach London kommt, um sich die Wunder des Krystallpalastes zu betrachten. Ich setze freilich voraus, daß er die Landessprache gar nicht kennt, oder nur wenig, was wo möglich noch schlimmer ist. Sobald er am Landungsplatz eintrifft, beginnt seine Noth. Die Schrecknisse des Customhauses stehen gespenstisch vor seinem

Geiste, und leider müssen wir es sagen, die Wirklichkeit ist nicht geeignet, seine Besorgnisse zu zerstreuen. Mit ängstlichem Schritte wandert er hinter dem Träger seines Koffers in das verhängnißvolle Gebäude. Voll Grauen sieht er den unerbittlichen Beamten in das innerste Heiligthum seines Besitzes eindringen und die schöne Harmonie, das Product so vieler Stunden, in wenigen Momenten grausam zerstören. Endlich ist das Werk vollbracht und der unglückliche Dulder steht verzweifelnd und hoffnungslos vor seiner Habe, die in unaussprechlicher Verwirrung daliegt. Aber da gilt kein langes Besinnen. Mit wilder Entschlossenheit rafft er sich empor, preßt die Atlasweste und die feingebügelten Hemden mit den Stiefeln in eine chaotische Masse zusammen und schließt nach gewaltigen Kraftanstrengungen den widerstrebenden Koffer. Das Ziel ist erreicht, aber ach! um welchen Preis! Doch es ist keine Zeit zu elegischen Klagen. Schon hat ein Lastträger den fatalen Koffer ergriffen und willenlos stürzt ihm unser Freund nach. Auf der Straße angekommen, fällt es ihm ein, daß sich in London nicht weniger als 50,000 Diebe herumtreiben. Zu seinem Schrecken sieht er die verdächtigen Gestalten, von denen er umringt ist, und die beunruhigendsten Ahnungen steigen in ihm auf. Er faßt seine Brieftasche in die krampfhaft geballte Hand und schwört, sich und sein Eigenthum bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Mit einemmal giebt ihm ein böser Dämon den Gedanken ein, sein Träger könnte vielleicht einer der 50,000 Diebe sein. Das Blut drängt sich in seinem Herzen zusammen, und um seinen Schreck zu vermehren, sieht er sich plötzlich in das Menschengewühl verwickelt. Nur mit Mühe gelingt es ihm sich durchzuarbeiten, aber der Gegenstand seines Argwohns ist verschwunden. Mit verwirrten Zügen, des Schlimmsten gewärtig, stürzt er nun voran, und einige Schritte vor ihm steht der Träger, der ruhig an der Seite des Koffers auf ihn wartet. Glücklicherweise findet er jetzt einen Cabmann, der sich ihm als deus ex machina vorstellt und ihn für den Augenblick weiteren Prüfungen überhebt. Nachdem er sich mühsam durch Pantomimen mit dem Lastträger wegen des Lohns verständigt und sorgfältig das Aufpacken des unglücklichen Koffers beaufsichtigt hat, übergiebt er wortlos seine Adresse, denn einige unartikulirte Laute können wir nicht als Worte bezeichnen. — Wir setzen hier nämlich den besten Fall voraus und überheben den Mann den Gefahren und der Mühe, sich erst ein Quartier suchen zu müssen. — Also der schwer geplagte Fremdling hat eine Wohnung gefunden. Er irrt wenigstens nicht obdachlos in den Straßen des großen Babels umher. Er hat nicht blos eine Wohnung gefunden, er hat auch einen Führer; aber er kann nicht immer mit demselben gehen. Außerdem fühlt er schon nach einigen Tagen eine gewisse Zuversicht; die Schrecknisse Londons erscheinen ihm als Gebilde einer aufgeregten Phantasie; er beschließt selbstständig zu werden und wandert auf eigene Faust voll Muth und Hoffnung hinaus in den unendlichen Häuserocean. Der Unglückliche! Er hat sich zwar mit einem guten Plane ausgerüstet, er trägt zwar die genaue Adresse aller Punkte, die er besuchen will, wohlverwahrt in der Tasche, aber die Tücken des Schicksals sind nicht voraus zu ermessen. Die Gefahren, wenigstens die geträumten, sind allerdings vorüber, aber die petites misères beginnen. Wenn man etwas sehen will, muß man zu Fuße gehen. Unser Freund geht also zu Fuße. Müde die öffentlichen Gebäude zu betrachten,

entschließt er sich, dem Hippopotamus im zoologischen Garten des Regentsparks einen Besuch abzustatten. Der Weg dahin ist nicht weit und leicht zu finden. Im Anfang geht auch alles gut; aber allmälig verengen sich die Straßen, ihre Namen stimmen nicht mit den auswendig gelernten überein und der Unglückliche kann sich über sein Loos nicht mehr täuschen: er hat sich verirrt. Sich in London zu verirren, wenn man die Landessprache nicht kennt, ist entsetzlich. London ist zwar keine Wüste, aber sich in der Wüste zu verirren, kann nicht schlimmer sein. Glücklicherweise giebt es aber in London Constabler, nur Schade, daß dieselben nicht immer zu finden sind. Vergebens strengt unser Wanderer seine Blicke an, um einen Erlöser zu finden, vergebens entfaltet er seinen Plan, um sich zu orientiren. „Fort muß er wieder, muß weiter ziehen." Er vertieft sich immer mehr in das Straßengewirre und verwünscht den Hippopotamus, der ihn in diese fatale Lage gebracht hat. So wandelt oder vielmehr stürzt er, ein zweiter Diogenes, durch das Menschengewühl um einen Menschen, einen Constabler zu finden. Das Aussehen der Häuser und ihrer Bewohner wird immer verdächtiger, von allen Seiten gähnen ihm Gassen und Gäßchen entgegen, und nirgends einen Ausweg aus diesem Labyrinthe. Endlich, auf dem Gipfel der Verzweiflung angekommen, entdeckt der Aermste einen Constabler. Mit dem Entzücken eines Robinson, der nach jahrelanger Verlassenheit einen Brudermenschen findet, fliegt er seinem Freunde entgegen. Der Constabler hört lächelnd seinen Explikationsversuchen zu, und nachdem er die geschriebene Adresse gelesen, zeigt er ihm die Richtung, welche er einschlagen muß: „Sie gehen bis zum Ende der Straße, dann rechts, die zweite Straße links, die dritte Straße rechts u s. f." Zweimal läßt sich unser Mann den Orakelspruch verkünden, aber wenn er ihn auch zehnmal anhörte, er könnte ihn nicht befolgen. Mit der Resignation eines Heiligen folgt er dem Zeigefinger seines Wegweisers und gelangt an das Ende der Straße. Dort angekommen, geht er, wie ihm vorgeschrieben, rechts. Aber von nun an verläßt ihn sein Gedächtniß, die Straßen zur Rechten und zur Linken tanzen vor seinen Augen, das Chaos wird immer größer und die Hoffnung sich zurecht zu finden, immer kleiner. Noch einmal erlöst ihn ein Constabler und noch einmal fällt er in die alte Verlegenheit zurück. So geht es denn fort. Bald zurechtgewiesen, bald wieder verirrt legt er Meile nach Meile zurück, ohne das ersehnte Ziel zu erreichen. Gegen Abend endlich gelangt er zu einer lichten Stelle. Der Dunst der Metropolis hört auf ihn zu umgeben, er athmet freiere Luft, und wer malt sein Entzücken? er ist im Grünen. Schon glaubt er den Regentspark gefunden zu haben, aber die Täuschung schwindet bald, eine ganze Landschaft dehnt sich vor ihm aus, entzückend, wenn er in diesem Moment fähig wäre Entzücken zu fühlen; er ist — vor der Stadt, viele Meilen weit von seiner Wohnung entfernt. Erschöpft sinkt er auf eine Bank, die sich am Wege befindet. Theilnahmlos eilt das Menschengewühl an ihm vorüber; Niemand ahnt seine Leiden. Endlich erbarmt sich ein mitleidiger Constabler des Unglücklichen und geleitet ihn zu einem Omnibus, der ihn auch glücklich in die Nähe seiner Wohnung bringt. Im Hause angekommen, schwört er bei allem, was heilig ist, kein ähnliches Wagestück mehr zu unternehmen. Aber den andern Morgen sind die Vorsätze vergessen und von neuem lockt ihn die

Abenteuerlust hinaus in die Gefahren. Schlechter wie das letztemal kann es ja nicht gehen. Das ist richtig, aber es ergeht ihm auch nicht besser. Auch diesmal ist es ihm nicht vergönnt den Hippopotamus zu schauen. Aber Geduld überwindet alles, und nach dreimaligem Versuche und unerhörten Leiden gelangt er endlich zum Ziele.

Doch es ist unmöglich, all die petites misères zu beschreiben, die den Fremden in London verfolgen; es ist unmöglich zu schildern, wie er den Omnibus besteigt, um zur Bank zu fahren, und fünf Meilen davon entfernt in der entgegengesetzten Richtung abgesetzt wird, wie er im dining room Mockturtlesuppe bestellt oder zu bestellen glaubt, und von der Kellnerin Chesterkäse erhält, wie er — Doch wenn ich alles aufzählen wollte, käme ich nicht zu Ende.

(Morgenblatt.)

Lustige Chronik.

Am 11. September versammelte sich Morgens 11 Uhr in Berlin eine Anzahl Gelehrter und Aerzte zu einer bisher noch nicht vorgekommenen Operation im zoologischen Garten. Einem am grauen Staar (cataracta) leidenden Bären sollte derselbe gestochen werden. Der blinde Petz wurde von seinen Brüdern in seiner Höhle isolirt und mit dem verlockenden Dufte des Brodes an das Gitter gelockt. Hier nahm er eine aufrechte Stellung an und hoffte, die Lockspeise zu erhaschen, allein statt dessen umfaßte eine derbe Schlinge die eine Vordertatze und kräftige Arme zogen dieselbe in die Höhe durch das Gitter. Braun wurde darüber sehr zornig und sein Zorn steigerte sich noch, als seine zweite Vordertatze mit einem ähnlichen Armbande versehen wurde. Der so gefangene wurde noch mehr in die Höhe gezogen und seine Hinterbeine auf dieselbe Weise in Fesseln gelegt. Wuthschnaubend biß der Gefesselte um sich, allein die Eisengitter widerstanden seinen Zähnen und das Blut lief aus seinem Munde. Man durfte sich so dem braunen Gefangenen noch nicht nahen. Ein Strick um den kräftigen Nacken geworfen fixirte den Kopf, und endlich verschloß ein Maulkorb das Verderben drohende Maul. Jetzt nahm man Chloroform und ließ es den Gebändigten einathmen. Es wirkte schnell, Braun ward ruhig und die Operation wurde schnell und sicher ausgeführt. „Der Bär ist sehr ruhig, er athmet kaum," ließ sich eine Stimme vernehmen. Man hielt eine Feder vor die kurz noch schnaubenden Nüstern, sie bewegten sich nicht. Man löste die Halsschlinge, öffnete eine Halsader, holte kaltes Wasser, gab Sturzbäder, allein Braun erwiederte Nichts. War es das Chloroform, die Schlinge, die Gemüthsbewegung, genug Petz war in jenes Land hinübergegangen, wo ihn die Riesenschlange, die beiden Strauße und der afrikanische Löwe erwarten.

In London hat sich ein Mann aus Aerger darüber erhängt, daß die Sonnenfinsterniß am 28. Juli in England nicht so stark sichtbar war, als in Deutschland. Er wollte nicht, daß die Deutschen etwas vor England voraus haben sollten. Jedenfalls war's ein Engländer.

Bajazzo.

Ein Franzose, der eine Zeit lang in Berlin lebte, besuchte zuweilen das Königl. Theater, wo noch neben anderen berühmten Künstlern Iffland wirkte. Diesem schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit. — Eines Tages kam er in eine große Gesellschaft und äußerte, als die Rede auf das Theater und die Schauspieler kam, über Iffland etwa folgendes: „Das ist mir ein merkwürdiger Kerl; bei Tage kurirt er Kranke und am Abend spielt er Theater.“ Diese Verwechslung erklärt sich so, daß er Iffland mit dem berühmten Arzte Hufeland verwechselt hatte.

In der Unterredung eines englischen Arztes mit dem Kaiser von China fragte dieser, wie man die Aerzte in England bezahle. Als der Arzt ihm den englischen Gebrauch erzählt hatte, sagte der Kaiser scherzhaft: „Es ist unmöglich, daß man in England sich wohl befinde. Ich halte es mit meinen Aerzten anders. Ich habe deren vier, und bezahle ihnen wöchentlich ein ansehnliches Salair. Werde ich krank, so hört die Bezahlung so lange auf, bis ich wieder gesund bin. Ich brauche nicht zu sagen, daß meine Krankheiten immer nur kurze Zeit dauern.“

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 40. Nordhausen, October. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der Lebenslustige.

Von L. W.

Ich führ' ein herrlich Leben
Auf dieser schönen Welt,
Recht wird mir Jeder geben,
Dem es nur auch gefällt.

Ich lebe immer fröhlich,
Trink' immer guten Wein,
Und bin ich manchmal grämlich,
Das kann nur selten sein.
Man lebt nur einmal auf der Welt,
D'rum soll man lustig sein,
Und wem's darauf nicht mehr gefällt,
Schließ' sich in's Kloster ein.

Ich leb' bei meinem Liebchen,
Und bin ihr treu und gut,
Nehm' manchmal auch ein Hiebchen,
Und bin auf meiner Hut.
Man lebt nur einmal auf der Welt,
D'rum soll man lustig sein,
Und wer es immer mit mir hält,
Wird niemals es bereu'n.

Mein guter alter Herr Papa
Will manchmal Geld nicht geben,
Da geh' ich dann zur Frau Mama,
Da setzt es gold'ne Reden.
Man lebt nur einmal auf der Welt,
D'rum soll man lustig sein,
Und hat man da nur immer Geld,
Kann man vergnügt schon sein.

Im Abend wird geschwiemelt,
Erst Morgens geht's nach Haus,
Des Mittags wird gestiefelt,

Und Abends wieder aus.
Man lebt nur einmal auf der Welt,
D'rum soll man lustig sein,
Ob manchmal auch der Magen bellt,
Das ist nur inn'rer Schein.

So leb' ich denn Jahr aus, Jahr ein
Den alten Stiefel fort,
Mir kann niemals behagter sein,
Ich geb' Euch d'rauf mein Wort.
Man lebt nur einmal in der Welt,
D'rum soll man lustig sein,
Die Frau Mama mich noch erhält,
D'rum stimmet mit mir ein.

Ruft mich nun einst der liebe Gott
Von dieser Welt hier fort,
So hab' ich doch gelebt ganz flott,
Fortuna war mein Hort.
Man lebt nur einmal auf der Welt,
D'rum soll man lustig sein,
Mich bis ans Lebensend' erhält
Der Frohsinn und der Wein.

D'rum führt ein herrlich Leben,
Wie ich, auf dieser Welt,
Und werdet Recht mir geben,
Wenn es Euch auch gefällt.

Der feurige Hund.

In einer kleinen Stadt Schlesiens hatte der Stadtmusikus seine Wohnung auf dem Stadtthurm, wo er mit seinen Leuten logirte.

Einst bekam er einen Gehülfen, der Klarinette blies, welcher ein recht guter Musikus, aber etwas furchtsam war. Ein Furchtsamer kann aber trotzdem verliebt sein und — so war es auch hier. Unser Tonkünstler, den wir Clarino nennen wollen, hatte gar bald das Herz einer reizenden Blondine erobert, welche unten im Städtchen wohnte. Zu dieser seiner Herzallerliebsten schlich nun Abends mit Anbruch der Dunkelheit der verliebte Klarinettist und verweilte da bis zehn Uhr, wo er dann wieder auf den Thurm ging.

Eines Abends wurden im Hause seiner Geliebten bei trautem Lampenlicht hinterm warmen Ofen Gespenstergeschichten zum Besten gegeben und es kam auch die Rede auf den Hund mit feurigen Augen, der im Thurme der Stadtkirche hausen solle, manchmal seine Wanderung auf der Treppe beginne und dann unter den Glocken verschwinde.

Bei Anhörung dieser Geschichte wurde es dem Stadtpfeifergesellen ganz brühsiedendheiß. Im Beisein der Geliebten bot er jedoch alle Kraft auf, um seine Zaghaftigkeit zu verbergen, und spielte den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

Jetzt schlug die Abschiedsstunde. Er nahm seinen Hut, knöpfte den Rock

Mr. Hobbs, dem kein Europäisches Schloß widerstehen kann, hat mit ächtem Barnum-Genie wieder von sich reden gemacht. In dem Glasschrank der Welt-Ausstellung nämlich, wo Day's und Newell Bankschloß ausgestellt ist, sieht man einen prahlerischen Haufen Gold liegen, neben welchem ein Policeman Wache steht. Am Schrank hängt ein Zettel mit der Erklärung: „Dieses sind die 200 goldenen Guineen, welche Mr. Hobbs durch Oeffnung des Bramah'schen Schlosses gewann."

Zu Auch im Gersdepartement gab neulich eine herumreisende Kunstreitertruppe Vorstellungen. Unter andern Uebungen producirte sich auch der Clown, der sich vergeblich bemühte, auf das Pferd zu kommen. Da tritt ein Betrunkener in den Circus und sagt, „er will den Clown aufsitzen lehren." Beide fangen sich an zu zanken. Der Gensdarmeriebrigadier vertrat bei dieser aufgeführten Vorstellung die „Sicherheitsbehörde." Entrüstet über diese „Störung der öffentlichen Ruhe" springt er in den Circus hinein, packt den Betrunkenen und will denselben nach der Wache führen. Vergebens bemühen sich Betrunkener und Clown, dem Brigadier es begreiflich zu machen, sie seien ja beide Mitglieder der Truppe, die in dieser Vorstellung eine vorher verabredete Scene spielen wollten, vergebens jubelten die Zuschauer in unauslöschlichem Gelächter. Der Gensdarme erklärt hier: „er lasse sich nicht hinter das Licht führen" — und schleppt seinen „Anarchisten" nach der Wache.

In der amerikanischen Abtheilung der Londoner Ausstellung ist ein künstliches Bein ausgestellt, dessen Erfinder, Mr. Palmer aus Philadelphia, selber einbeinig ist. Ein Unfall, der ihn zum Invaliden machte, brachte ihn auf den Gedanken, vor allen seiner eigenen Noth abzuhelfen, und da die Noth erfinderisch macht, gelang es ihm, ein Bein zu fabriciren, welches alles in dieser Beziehung geleistete so weit hinter sich läßt, wie die Yacht „Amerika" ihre englischen Nebenbuhler. Auf dem künstlichen Bein kann man tanzen wie Taglioni, und schnell laufen wie Ernst Mensen. Die Yankees sagen: es sei der Mühe werth, sich ein Bein abzuschneiden, um das Vergnügen zn haben, auf dem unermüdlichen Palmer'schen Gliede zu gehen.

Man hat berechnet, sagt der „Sun", daß, wenn Jemand in der londoner Industrie-Ausstellung jeden Artikel drei Minuten besichtigen wollte und täglich zehn Stunden darauf verwendete, er 21 Jahre gebrauchen würde.

Bajazzo.

Im Berliner Intelligenz-Blatte zeigt ein Fremder an, daß er am vorhergehenden Abend mit einem Freunde nach Berlin gekommen und in eine von diesem gemiethete Wohnung gezogen sei, die er jetzt am, andern Morgen, wo er seinen Freund früh vor sechs Uhr auf die Eisenbahn begleitet, mit der er weiter gereist, nicht wiederzufinden vermöge. Der auf diese Weise um sein Logis gekommene Fremde ersucht den Wirth, ihm dasselbe

gefälligst anzeigen lassen zu wollen, unter der Adresse, die er dieser seltsamen Anzeige angeschlossen hat.

Kaiser Karl IV. spielte besonders gut den Flügel, weshalb ein reisender Tonkünstler zu dem Ausruf veranlaßt wurde: „Schade, daß Eure Majestät kein Virtuos geworden sind; Sie hätten überall Ihr Glück gemacht!“ — „Je nun,“ meinte der Kaiser, „Wir sind Euch für Eure gute Meinung sehr obligirt, aber wir stehen Uns halter so besser!“

Der Redacteur des „New-Orleans-Courier“ hat kürzlich in einer wahren Jenny-Lind-Atmosphäre gelebt. „Wir hatten gestern“, schreibt derselbe, „das Vergnügen, mit einem Jenny-Lind-Rasirmesser von einem Jenny-Lind-Barbier rasirt zu werden, uns mit Jenny-Lind-Eau de Cologne zu parfümiren, mit einem Jenny-Lind-Kamme zu kämmen, mit einer Jenny-Lind-Bürste zu bürsten, in einer Jenny-Lind-Waschschüssel zu waschen und uns mit einem Jenny-Lind-Handtuche abzutrocknen. Darauf setzten wir unseren Jenny-Lind-Hut auf, gingen in eine Jenny-Lind-Restauration, verzehrten daselbst Jenny-Lind-Würste, nahmen dann eine Jenny-Lind-Zeitung in die Hand, lasen einen Jenny-Lind-Aufsatz, rauchten eine Jenny-Lind-Cigarre, warfen uns in einen Jenny-Lind-Sessel und versanken in eine tiefe Jenny-Lind-Träumerei“ und — darf man wohl hinzufügen — schrieben einen Jenny-Lind-Artikel.

Alles in Allem. An einem Hause zu Bridgewater in England findet man eine sonderbare Ueberschrift, das von Vater und Sohn, von denen Jeder ein besonderes Gewerbe treibt, bewohnt wird. Jener ist ein Schmied, dieser ein Barbier. Die Ueberschrift lautet: Burneß und Sohn, Schmieds- und Barbiergeschäfte aller Art. Hier werden Pferde beschlagen und der Bart geputzt, große Schlösser ausgebessert und Haare gekräuselt, Zähne ausgerissen und Pferden wie Menschen zur Ader gelassen. Dabei werden alle Sorten geistige Getränke und Liqueurs verkauft. Meine Frau hält eine Schule, unterrichtet im Lesen, Schreiben und fremden Sprachen, und hat überdem Gehilfen und Gehilfinnen für Mathematik und Modearbeit.

In dem selbstverfertigten Testamente eines Landmannes fand sich folgende Stelle: „Mein ehrlicher Schulmeister B. bekommt 20 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt. Er macht zu viel Schnörkel dazwischen, und diese sind mir zuwider, um sie anzuhören.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von **G. Müller** in Nordhausen.

Nr. 41. Nordhausen, October. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Ein Spuk in der unterirdischen Bibliothek.

Es ist eigentlich allenthalben schön, so weit das goldne Licht der Sonne scheint, aber manchmal will's mich doch bedünken, als sei es nirgend schöner als am grünen Rhein. Zu ihm zieht es mich bisweilen mit unwiderstehlichem Zug, am stärksten zu der Zeit, wenn der feine, würzige Duft der Rebenblüthe wie ein Hauch befreundeter Geister um die grünen Hügel zieht. Ist mir doch oft, als müsse mir an dem murmelnden Strom in lauer Juninacht eine besondere Offenbarung aus den geheimnißvollen Tiefen der Natur werden. Goldene Träume wenigstens sind es, die um die Stirn weben, wenn der Rebenschein das winzige braune Käpplein abwirft und mit süßem Geisterhauch von der zukünftigen Herrlichkeit der Traube redet. Die Geister, die in den Fässern drunten schlafen, werden ja von diesem Hauch wach und regen sich und jubiliren toll und lustig durcheinander ob der neuen Hoffnung, welche ihrem Reich blüht.

Nicht minder schön ist es aber auch am Rhein zur Zeit, wenn die Strahlen der Octobersonne so zu sagen die letzte Hand an die vollen Beeren legen und diese dann unter den Kelterblöcken verbluten, um der neuen Metamorphose entgegenzugehen, die sie zu lichten, freudestrahlenden Geistern verklären soll. Wie schön ist's, um diese Zeit vom Johannisberg oder von der Schwabsburg oder von der Wachenheimer Ruine Umschau zu halten in dem fröhlichen Land! Allemal gleich erquickend ist es freilich nicht, das habe ich im letzten Herbst gesehen. Da waren die Finger kalt und die Herzen nicht warm, und die munteren Lieder wollten nicht über die Lippen. Die Sonne von 1850 hatte sich nicht mit der alten Liebe des schönen Rheinlandes angenommen, sondern den grauen Wolken allzu viel Spielraum gelassen; sie war Schuld, daß man den Trauben und ihrem Blut entsetzliche Dinge nachsagte. Es war sogar von Gift die Rede.

Es giebt indessen Leute, die sich trösten können, wenn es einmal sauer und bitter kommt. Der liebe Freund, bei dem ich mich auf einige Tage niedergelassen, gehörte zu diesen. Er weinte mit dem einen Auge über den

schlechten Herbst, mit dem andern lachte er über die goldenen Hoffnungen, die dabei in seinen noch so wohlgefüllten Kellern aufblühten. Meine alten Folianten steigen im Werth, sprach er jedesmal zu seinem Trost, so oft er eine Beere versuchte und sie ihm den Mund verzog. Er nennt nämlich das Weinlager seine unterirdische Bibliothek, in Holz und Eisen gebunden, und zeigt sie gern Freunden und Fremden, mit allerlei kritischen Bemerkungen über Inhalt und Gehalt. So behauptet er, in einigen seiner Folioausgaben von Anno 1846 sei mehr Geist, als in der ganzen Literatur der Neuzeit, mehr Blume und poetischer Duft, als selbst in Hafis' und Ferdusis' Liedern zusammen.

Ich habe einen Umgang durch die unterirdische Bibliothek mit ihm gehalten, der mir gedenken wird. Welch stattliche Hallen, hoch und weit, wie Kirchen, die Gewölbe von kräftigen Pfeilern getragen. Da liegen sie neben und über einander, die Bände voll Geist vom größten Folio bis zum Duodez, alle wohlversehen mit den nöthigen Titeln, daß man sich leicht zurechtfinden kann. Wir haben aus manchen derselben kleine Auszüge gemacht und uns trefflich verständigt über ihren Werth und über die poetische Schönheit so mancher Blume. Der Bibliothekar, wie mein Freund seinen Küfer nennt, ging dabei ab und zu: es galt noch die Stellen herzurichten, an denen die Ausgabe von 1850 untergebracht werden sollte. Es war an diesem Tage bereits die erste Lieferung da unten eingetroffen.

Während wir so im besten Examen waren und den Alten wie den Neuen die gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließen, wurde der Hausherr abgerufen und ging mit dem Küfer. Licht und Glas ließ er mir zurück und sagte: Ich werde bald wieder da sein, recensire einstweilen Band dreizehn!

So war ich denn allein in der Bibliothek und ging, die bezeichnete Nummer zu suchen. Fürwahr, ein stattlicher Foliant mit der Aufschrift 1846! Ziemlich schnell hatte ich heraus, weß Geistes Kind er sei; um aber recht genau zu pröbeln und ein gründliches Urtheil abgeben zu können, machte ich mir's bequem, stellte den Leuchter an den Boden, setzte mich mit dem wiederholt gefüllten Glas auf einen Lagerbaum und versenkte mich mit wahrer Seligkeit in dieses ganze Bouquet voll Duft — denn es war in der That mehr als blos eine Blume. Je tiefer ich hinein kam, desto reicher entfaltete sich die ganze poetische Fülle und Tiefe dieses Geistes. Ich schloß zuletzt das Auge und überließ mich einem stillen Entzücken.

Gestrichen! gestrichen! scholl es plötzlich an mein Ohr und zwar von mehren Stimmen durcheinander. Ganz erstaunt horchte ich auf, denn die Stimmen klangen so seltsam, fast geisterhaft, vorab da unten in dem hallenden Gewölbe. War es doch, als käme aus jedem Faß, das um mich her lag, jener Ausruf, denn eine Menschenseele war ja außer mir nicht in dem Keller. In der That, ganz nahe an meinem Ohr klangen die Worte: Das Urtheil ist gerecht, er ist nicht würdig unter uns zu sein; es ist kein Hauch von Geist in ihm, die Welt wird er mit seiner proletarischen Gähre verpesten, keinen Kopf und kein Herz wird er zu hohem Sinn und edler That erwärmen und befeuern, er wird der Welt um wenige schnöde Kreuzer den Magen versäuern und nur Krawall gemeinster Art erregen und befördern, gleich wie sein saurer Colleg von Anno 47. — Ei, ei! rief ich; da scheint ein geheimes Censurcollegium beisammen zu sein. — Ja, ja, ant-

wortete dieselbe Stimme, die offenbar aus dem Folianten kam, an dem ich lehnte; er muß in den index librorum prohibitorum! — Und wer ist denn der Glückliche oder Unglückliche, wenn ich fragen darf? — Wer anders als der Fünfziger, der gemeine Patron! war die Antwort. Was soll der Gassenhauer unter classischen Poeten?

Der neue Ankömmling von diesem Jahr dauerte mich fast. Bedenkt doch, ihr unsichtbaren Geister, sagte ich, daß wir Menschen droben auch gar manchen neben uns dulden müssen, der uns nicht ebenbürtig ist und nicht gefällt. — Gestrichen! schrie der unsichtbare Chor durcheinander, und mit Schrecken sah ich, wie zwei gewichtige Fässer einem dritten, das zwischen ihnen lag und die Aufschrift „1850" trug, etwas näher auf den Leib rückten, und hörte, wie diesem die Rippen krachten. Auf sprang ich und griff nach dem Licht. Eben trat mein Freund wieder zu mir, in der Hand ein Glas, gefüllt mit einer unendlich trüben, lehmfarbigen Brühe. Just von der Kelter! sprach er; versuche nur der Curiosität wegen. Ich mag ein eigenthümliches Gesicht geschnitten haben, als ich der Aufforderung Folge leistete. Es war wirklich ein Gräuel und ich dachte an den seltsamen Rumor, den ich vor wenigen Minuten noch gehört hatte, als der Meister Bibliothekar neben uns ganz verwundert sagte: Hm! hm! wer hat denn den Titel 1850 da ganz verwischt? ich hatte ihn doch diesen Morgen so recht schön groß und dick mit Kreide aufgetragen.

Richtig! die Zahl auf dem Fasse da drüben, die ich kurz vorher noch gesehen, war bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Ich sah meinen Freund und seinen Bibliothekar groß an und sagte wie verwirrt: Gestrichen! — komm, komm, es ist nicht ganz geheuer da unten. Aber eins sag' ich dir, schaffe den Fünfziger fort, deine unterirdische Gelehrtenrepublik ist stark aristokratisch, die Classiker da unten dulden ihn nicht. Siehst du, das Faß ist ganz hoch und schmal geworden, so haben sie's gedrückt. Mein Freund lachte, daß die ganze Halle dröhnte. Es ist freilich nicht geheuer da unten, komm! Und er führte mich hinauf, nicht an's rosige Licht, denn der Abend war über meinen kritischen Studien hereingebrochen, wenigstens sah ich nicht mehr viel.

Am andern Morgen erwachte ich sehr spät. Der Bibliothekbesitzer stand vor meinem Bett, lächelte und sagte: Ruhe nur noch und schlafe tüchtig aus, das unterirdische Studium greift an, ich hab's gemerkt an deiner Erzählung gestern Abend. — Ich antwortete nur: Streiche den Fünfziger! und vergrub den Kopf wieder in die Kissen. . . .

Einige Wochen später erhielt ich einen Brief aus dem gesegneten Lande, in dem der Freund schreibt: Es muß doch nicht richtig sein da unten, denn das bewußte schmale Faß hat einen Treff und ist in einer schönen Nacht ganz ausgelaufen. — Ich aber denke dabei: die Macht des eigenen Geistes hat die eichene Hülle nicht gebrochen, die Ausgabe von 1850 im Index!

(Frankf. Konversationsbl.)

Rode und seine Amme.

Rode, der berühmte Meister der Violine, besuchte im Jahre 1827 seine Vaterstadt Sainte-Foi, um seine alte Amme, die er zärtlich liebte, wiederzusehen.

Das Gerücht von Rode's Anwesenheit bei der alten Agathe hatte sich schnell durch das ganze Städtchen verbreitet; die jungen Leute des Orts berathschlagten über ein Mittel, den berühmten Künstler zu hören. Der Präsident der philharmonischen Gesellschaft schlug vor, in corpore zu Rode zu gehen und ihn zu bitten, daß er ein Concert zum Besten der Armen geben möge.

„Diese Bitte würde kein Gehör finden," sagte ein junger eleganter Schnurrbart, der eben von Paris zurückgekehrt war, woselbst er seine Studien beendet hatte; „ich kenne Rode, er ist ganz so bizarr, phantastisch und originell, wie fast alle Leute von Genie, und er wird es abschlagen, in einem Concert zu spielen."

„So erdenken Sie einen andern Vorwand, der mehr bewirken wird!" riefen die Mitglieder des philharmonischen Vereins in ziemlich unharmonischem Ensemble.

„Er ist gefunden, meine Herren!"

Alle drängten sich um den jungen Redner, um zu hören, was er ausgesonnen.

„Meine Herren," sagte er, „ich habe von Paris eine Violine mitgebracht, welche ich einst für den mäßigen Preis von funfzehn Francs auf einem Quai der Hauptstadt gekauft; mehrere meiner Freunde, lauter Musikkenner, versicherten, daß es ein sehr theures Instrument, ein Straduarius sei."

„Nun, was denken Sie damit zu erreichen?" fragte der Präsident der philharmonischen Gesellschaft.

„Rode ist Beherrscher der Violine; wir bitten ihn nur, eine kleine Piece auf meinem Straduarius zu spielen, und wenn mein Instrument ihm gefällt, so kann ich Euch mit Gewißheit versprechen, daß er unsere Bitte erfüllt."

„Die Idee ist gut!" rief der Präsident.

Die Uebrigen waren hiermit einverstanden; Alle liefen nach Hause, um sich in feierlich schwarze Kleider zu werfen, und im Augenblick, als Rode von einem Spaziergang zurückkehrend in das Haus der Mutter Agathe eintrat, kam die Deputation mit dem Präsidenten an der Spitze an.

„Herr Rode," sagte der junge Arzt, den man einstimmig erwählt hatte, das Wort zu führen, „wir sind gekommen, um ihnen zunächst zu danken, daß Sie einige Tage in unserer Stadt zubringen wollen."

„Mir haben sie nicht dafür zu danken, sondern nur der alten Agathe, meiner guten Amme," versetzte der Künstler kalt.

„Ich erlaube mir," fuhr der Redner fort, „in Begleitung sämmtlicher Mitglieder des philharmonischen Vereins zu ihnen zu kommen" ...

„Ich errathe das Uebrige," sagte Rode unfreundlichen Tones, „Sie wollen ein Concert .... Das kann nicht sein, ich reise morgen früh ab und heute Abend bin ich zu ermüdet."

„Wir wollen Ihre Güte keineswegs mißbrauchen, Herr Rode, die Be-

wohner von Sainte-Foi sind nicht würdig, den König der Violinisten zu hören. Wir wollen Sie nur bitten, uns zu sagen, wie viel diese Violine wohl werth sei."

„Sehr gern, meine Herren," versetzte Rode.

Der junge Arzt nahm das Instrument aus dem Kasten und gab es in Rode's Hände.

Ein spöttisches Lächeln zeigte sich auf des Künstlers Lippen: „Mein Herr," sagte er zu dem jungen Manne, „wie hoch glauben Sie den Preis dieses Instruments zu veranschlagen?"

„Ich weiß es nicht, Herr Rode, aber einige Kenner sagten, es sei ein Straduarius."

„Der Scherz ist nicht übel," rief Rode, der die Seiten der Violine leise berührt hatte, „ich rathe Ihnen, Ihren Straduarius dem ersten besten Bierfiedler zu verkaufen, wenn er Ihnen 15 Francs dafür geben will."

„Genau so viel hat sie mich gekostet," rief der junge Arzt aus.

Rode verabschiedete hierauf die wohllöbliche philharmonische Gesellschaft, welche sich sehr bestürzt, den großen Künstler nicht gehört zu haben, entfernte.

„Die Thörichten!" rief Rode, ... sie glauben, daß Jeder, dem ein Talent zu Theil ward, damit öffentlich prunken müsse." — Von der alten Agathe, welche den einzigen im Hause befindlichen Leuchter trug, gefolgt, kehrte er in sein Zimmer zurück. „Gute Nacht, liebe Mama," sagte Rode, die Alte umarmend, „ich bin sehr müde und werde gewiß bald einschlafen."

„Dennoch, mein lieber Victor," sagte sie, „muß ich noch eine Bitte an Dich richten."

„Sprich, liebe Mama, Du weißt ja, daß ich Dir nichts verweigern kann."

„So höre denn, mein Sohn! ich habe von mehreren Personen gehört, daß Du Violine spielst, so schön — so schön, wie die Engel des Himmels."

„Ich verstehe Dich, gutes Mütterchen; nun wohlan, so schließe alle Thüren."

Rode öffnete eine Kiste, nahm seine Violine heraus und spielte, in der Mitte des Zimmers stehend, einige Präludien. „Jetzt höre wohl," sagte er zu seiner alten Amme.

Bald entquollen Ströme von Harmonie und erhabenen Tönen den Saiten unter seinem Bogen; die köstlichen, nie gehörten Klänge erschütterten die Organisation der alten Agathe so mächtig, daß sie weinen, lachen, singen und seufzen mußte, je nachdem Rode's Violine den Schmerz, die Freude, das Entzücken oder die Verzweiflung ausdrückte. „Musico del boun Diou!" rief sie aus und warf sich auf die Knie.

In dieser Stellung blieb sie unbeweglich, bis Rode zu ihr sagte: „Steh auf, gute Mutter, es ist zu Ende."

„Ich war so glücklich, mein lieber Victor! Noch ein wenig und ich sterbe vor Wonne!"

„Es ist genug für heute — meine gute Mama."

Am folgenden Morgen reiste Rode ab; er ging nach seinem Schlosse in Bourbon, zwischen Aiguillon und Tonneins, und starb daselbst im Jahre 1830, von allen Aerzten für wahnsinnig erklärt.

F. F.

Lustige Chronik.

Ein tragikomischer Zwischenfall belustigte kürzlich das Auditorium des Tribunals zu Pithiviers. Ein Advocat plädirte soeben, als in der Mitte seiner Rede plötzlich zum großen Erstaunen der Zuhörer die drei Richter, der Anwalt der Republik und der Gerichtsschreiber wie durch eine Theaterversenkung verschwanden. Die Dielen, worauf das Gerichtsbüreau sich befand, hatten nachgegeben und die sämmtlichen Justizbeamten sehr unehrerbietig mit sich fortgerissen. Glücklicherweise hatte Niemand eine Verwundung erlitten und rasch wurde ein anderer Saal zur Gerichtssitzung bezogen.

Eine tapfere Frau. Der Präsident der französischen Republik hat kürzlich eine Frau, die Wittwe Brülon, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt. Diese Frau, deren Vater, Brüder und Mann auf dem Schlachtfelde geblieben sind, trat selbst in das zweiundvierzigste Regiment ein, machte sieben Feldzüge mit und wurde von siebzehnhundert und zwei und neunzig bis siebzehnhundert und neun und neunzig erst Corporal, dann Sergeant und endlich Feldwebel, und das Alles, obschon ihr Geschlecht bekannt geworden war. Gegenwärtig ist sie der Stolz und die Zierde des Hotels des invalides.

Vor etlichen Jahren wagte es ein Engländer, auf seinen Reisen den Himalaja zu besteigen, bekanntlich den größten bis jetzt bekannten Berg der Erde. Nach unendlichen Beschwerden auf dem Gipfel angekommen, steckte er seine Visitenkarte in einen hohlen Baum und ging wieder fort. Ein Jahr später wagte ein Russe dieselbe gefährliche Expedition und fand oben des Engländers Karte. Er nahm sie, reiste geradewegs nach London, machte dem englischen Touristen einen Besuch und sagte zu ihm höflich: „Verehrter Herr! ich erlaube mir, Ihnen hier die Karte zurückzustellen, die Sie im verflossenen Jahre auf dem Himalaja zurückließen." Der Engländer geräth darüber so in Wuth, daß er gleich zu boxen beginnt und den Russen zur Treppe hinabwirft.

Das Frühstück eines Hängenden. Alphonse Thevolin, ein Künstler des Hippodromes in Paris, ließ sich kürzlich vor einer großen Versammlung von Aerzten an den Beinen aufhängen, aß während dessen in aller Ruhe ein Beafsteak, trank einige Gläser Wein und verblieb, ohne die geringste Unbehaglichkeit zu empfinden, elf Minuten in dieser Situation.

Die Heirathsgesuche in öffentlichen Blättern werden von den Amerikanern gleich in's Große getrieben. Nicht Einer sucht da eine Lebensgefährtin, nein, ganze Staaten und Städte suchen gleich Tausende. Ein Theil des westlichen Nordamerika mit der Hauptstadt Chicago hat nicht viel über 11,000 Einwohner. Unter diesen befinden sich 5200 unverheirathete Männer zwischen 20 und 30 Jahren, und nur 1200 Mädchen in heirathsfähigem Alter, mit Ausschluß derer, die „schier dreißig Jahre" alt sind. Auf 1200 Männer zwischen 30 und 40 Jahren kommen nur 600 Frauenzimmer des-

selben Alters. Da nun auf diese Weise die Hälfte der Männer ehelos bleiben müßte, so sucht die Zeitung „Chicago Amerikan" etliche Tausend Mädchen, welche sich in der Expedition des Blattes melden sollen, um sofort mit Männern versorgt zu werden.

Vor Kurzem fuhr in Folge einer Wette ein junger Bürgersohn in einem mit vier Rädern versehenen Austernfasse bei London die Landstraße herauf. Sein Gespann bestand aus einem Schwein, einem zahmen Dachs, zwei Katzen, einem Igel und einer Gans. In diesem Aufzuge legte er 3½ Meilen in gestrecktem Galopp innerhalb 6 Stunden zurück. Auf das Gelingen seines Unternehmens war ein Wettpreis von 25 Pfund Sterling gesetzt.

Lord Holland erzählt in seinen Erinnerungen, wie einmal das Schicksal vielleicht von ganz Europa von dem Ausgang eines Hazardspiels abhing. Als nämlich Napoleon Bonaparte zum ersten Mal an die Spitze der italienischen Armee gestellt wurde, soll das Directorium nicht geneigt oder nicht im Stande gewesen sein, ihn mit so vielen Geldmitteln zu versehen, wie für seine und seiner Adjutanten Reise nach dem Kampfplatz und für ein dem Hauptquartier einer so ansehnlichen Streitmacht entsprechend glänzendes Auftreten erforderlich waren. In dieser Lage nun soll Bonaparte alle seine eigenen Mittel zusammengetrieben, seine Freunde in Contribution gesetzt und seinen Credit nach Kräften ausgebeutet haben. Dieses so zusammengebrachte Geld übergab er Junot, einem jungen Offizier seiner Bekanntschaft, der die Spielhäuser häufig zu besuchen pflegte, mit dem Auftrag, entweder die ganze Summe zu verlieren oder ihm am nächsten Morgen einen recht ansehnlichen Gewinn zu überbringen, weil es von dem Spielerfolg dieser Nacht abhänge, ob er den Oberbefehl der Armee übernehmen und den Freund zu seinem Adjutanten ernennen könne. Junot gewann über sein eigenes Erwarten viel, und als er die nach seinem Ermessen für die Bedürfnisse seines Auftraggebers ausreichende Summe eingesackt hatte, eilte er damit zum General Bonaparte. Dieser aber war noch keineswegs damit zufrieden, wollte sein Glück auf's Aeußerste versucht wissen und bat deshalb seinen Freund, an den Spieltisch zurückzukehren, den ganzen Gewinn dranzuwagen und entweder den letzten Pfennig zu verlieren oder ihm die doppelte Summe des Gewinnes zu überbringen. Junot spielte weiter, das Glück schwankte eine Weile hinüber und herüber, entschied sich endlich für Junot und seinen General, und Napoleon brach nach dem Hauptquartier auf, hinreichend mit Geld versehen, den Oberbefehl zu übernehmen und mit großem persönlichen Glanz und Eclat im Hauptquartier aufzutreten.

Im Krystallpalast zu London befindet sich auch ein Bett mit einer danebenstehenden Uhr. Wenn man diese Uhr auf den Zeitpunkt stellt, wo man früh aufzustehen gedenkt, so fällt zur Minute das Bett dermaßen auseinander, daß man auf seine beiden Füße zu stehen kommt und an ein Weiterschlafen nicht mehr zu denken ist.

Bajazzo.

Der kürzlich gestorbene Jenensische Professor O. L. B. Wolff besuchte am 27. August eines Jahres Göthe, und in's Zimmer tretend sah er die Excellenz ganz mürrisch auf- und abgehen, ohne Notiz von dem Eintretenden zu nehmen. In jedem der zwei Fenster stand eine Flasche alten Weines nebst einem Glase, und Göthe trank bald aus der einen, bald aus der andern, wie ihn sein Weg eben vorbeiführte. Wolff sah eine Weile erstaunt und verblüfft diesem Treiben zu, als sich Göthe plötzlich umwendete, die Arme wie gewöhnlich auf dem Rücken gekreuzt, knapp vor ihn hintrat und ihn scharf und grollend fixirend endlich sagte: „So weit kam's; trotz all den von mir oft verbetenen Huldigungen kümmert sich eigentlich doch Niemand wirklich um mich, denn sonst wüßte man, daß ich am 28. August geboren wurde, und ich an einem solchen Tage wie der heutige gerne theilnehmende, freundliche Gesichter um mich habe; da man mich allein läßt, so will ich doch selbst meinen Geburtstag feiern, und mich gemüthlich antrinken." — „Aber", wagte Wolff, seiner Sache selbst nicht recht gewiß, zögernd zu erwiedern: „Euer Excellenz irren sich vielleicht im Datum, denn ich glaube, es ist heute erst der 27. August!" — Wie vom Blitz gestreift richtete sich Göthe flugs empor, und sagte mit nachdenklicher, allmälig keimender Wuth: „Mein Lieber, sollte ich mich also vergeblich betrunken haben?"

„Die Kunst, billig zu leben" ist der Titel eines Buches, welches ein amerikanischer Arzt, Dr. Alcott, geschrieben, dessen Hauptinhalt sich etwa in folgenden Worten zusammenfassen läßt: „Morgens getrocknete Apfelschnitzen, Mittags ein Glas Wasser, um sie aufzuweichen; Abends eine Tasse Thee und bald in's Bett."

Als ein Geistlicher ein ungarisches Fräulein bei dessen Vorbereitung zum Tode fragte, wer ihr einziger Trost im Leben und Sterben gewesen sei, erfolgte die naive Antwort: „Sein's gewesen Herr Fähnrich von Hillenbach."

Jemand bemerkte bei einem Ausgange gleich nach einigen Schritten, daß seine Stiefel voll Wasser seien. Er ging also zurück und zankte seinen Bedienten aus, daß er die zerrissenen Stiefel nicht untersucht habe. — „E," antwortete dieser, „ich habe wohl gesehen, daß sie zerrissen sind, aber ich habe mir gedacht, im schlechten Wetter wären sie gut genug."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 42. Nordhausen, October. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Noch einmal die baiersche Gräfin.

Lola Montez macht wieder von sich reden und hat soeben zu Brüssel den Beweis abgelegt, daß ihre vielfältigen Erfahrungen sie noch nicht gebessert. Man weiß, daß sie wieder ihre Carrière als Tänzerin begonnen, worin sie kein Glück zu haben scheint. Sie trat kürzlich in dem brüsseler Vaudeville-Theater auf, wo sie aber Fiasco machte. Bekanntlich ist sie eine gute Reiterin und so machte man Herrn Arnaud, den Director des brüsseler Hippodrom, darauf aufmerksam, daß er vielleicht damit das Publikum anlocken könne, wenn er Lola Montez zum Auftreten bewegen könne. Einer seiner Freunde begab sich zu dem Ende in's Hotel de Svede, um ihr im Namen des Herrn Arnaud das Anerbieten zu machen, ob sie in sechs Vorstellungen für 3000 Frcs. auftreten wolle? Kaum hatte Herr N. der Dame den Zweck seines Besuches eröffnet, da gerieth sie in Wuth und rief aus: „Wissen Sie auch, wer ich bin? Sie stehen vor der Gräfin von Landsfeld, die das große Band des Maria-Theresien-Ordens trägt, die freien Eintritt in königliche Paläste hat und mit den Großwürdenträgern Europa's in Verkehr steht. Ihr Vorschlag vom Director ist eine Beleidigung und ich will Genugthuung dafür." „Aber Madame", erwiederte der Besucher, „Sie haben doch auf Balle Mabille getanzt...." „Allerdings, ich tanze, weil ich gern tanze, weil es mir einmal gefällt, zu tanzen, weil ich mich amusiren will mit wem ich will, und ich habe Talent...." „Madame, ich mache Ihnen keineswegs das Recht streitig, allein beruhigen Sie sich, mein Vorschlag sollte Ihnen nur angenehm sein, denn ich wollte Ihnen nur nützlich sein." Lola's Wuth steigerte sich aber bei jedem Worte. „Keine Entschuldigung, keine Erklärung", rief sie, „ich bin die Gattin eines der vornehmsten Engländer; wäre er hier, so müßte er Ihnen das Leben nehmen, oder Sie mindestens zur Thüre hinauswerfen; das sollen aber meine Leute thun!" Lola schellte fast die Klingel ab und unter ihren Verwünschungen stürzt ihre Kammerjungfer herein, die achselzuckend wieder hinausläuft, als sie ihre Gebieterin in solcher Leidenschaft findet. Hr. N. wollte ihr folgen, als ein Herr mit höflicher

Miene hereintrat: es war Hr. Mabille, welcher Lola nach Brüssel begleitet. Der Eingetretene suchte ebenfalls Lola zu besänftigen, die dadurch aber nur in noch größere Leidenschaft gerieth und Hrn. Mabille ebenfalls zurief, er möge sich hinauspacken. „Wie Madame", antwortete er, „ich bin hier auf meinem Zimmer." „Nein! Sie sind bei mir, machen Sie sich fort, oder... Lola Montez überließ sich hier jenen tragikomischen Gesten, die man an ihr gewohnt ist. „Louise!" rief sie, „packen Sie ein, ich will fortreisen, mit solchen Leuten will ich Nichts mehr zu thun haben!" „Madame, spielen Sie keine Komödie, so ist's und ich habe das Recht, es zu fordern!" Bei diesen Worten stürzt Lola wie eine Tigerin auf den Hereingetretenen und in Ermangelung eines Dolches oder Hetzpeitsche ergreift sie vom Tische eine Gabel, um ihn zu erstechen; unterdessen machte sich der unglückliche Hippodrombote fort und seine Erzählung belustigt nun ganz Brüssel.

Das gelungene Projekt.

Ein junger angehender Advocat gewann die schöne Tochter eines reichen Arztes unaussprechlich lieb und merkte bald, daß seine Bewerbung der Tochter nicht mißfalle, wohl aber — dem Vater. Auch das Hinderniß, das sich der Erfüllung süßer Wünsche entgegenstellte war nicht zu verkennen: die „beschränkten Umstände," in denen unser Jurist damals noch lebte. Es galt also, ein Mittel aufzufinden, um dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen; dann war der Prozeß gewonnen. Ein geschickter Advocat aber wird unter allen Umständen sich zu helfen wissen, zumal wenn er selbst Partei ist, und seine eigene Sache auf dem Spiele steht. So geschah es auch hier. — Der Advocat hatte einen Freund, der sehr reich war, und dessen Angelegenheiten er besorgte. Diesem entdeckte er seine Lage und bat ihn dann, ihm einige tausend Thaler seiner Obligationen auf ganz kurze Zeit zur Ausführung eines Planes, den er ihm zugleich eröffnete, anzuvertrauen. Die Bitte wurde gern erfüllt. Nun spielte der Jurist mittelst einer Flasche schweren Burgunders, die er zum Frühstück mit seinem Freunde eingenommen hatte, geschwind den Fieberkranken und consultirte, wie leicht zu erachten, den Schwiegervater in spe. Ob nun dieser gleich das Uebel eben nicht bedenklich fand, äußerte doch der Kranke desto stärkere Besorgnisse wegen eines gewissen Vorgefühls, das ihn, wie er sagte, einen schlimmen Ausgang befürchten ließe. Dann aber rückte er mit der Hauptsache hervor. „Ich besitze," sprach er mit schwacher, zitternder Stimme, „einige tausend Thaler in Obligationen, habe hier Niemanden im Hause, dem ich selbige anvertrauen könnte. Wollten Sie nicht die Güte haben, selbige einstweilen, bis alles sich entschieden hat, in Verwahrung zu nehmen?" Dabei zeigte er dem Arzte, der ein schwaches Gesicht hatte, oberflächlich einige der bezeichneten Summen, versiegelte dann das Päckchen und übergab es dem alten Herrn, der einen kurzen Empfangschein ausstellte. — Wie leicht zu vermuthen ist, erfolgte die Genesung des Kranken in Kurzem; auch der rührendste Dank für die Errettung aus der schaudervollen Nähe des Grabes und nicht minder ein sehr anständiges Honorar; von Seiten des Arztes aber die freundlichste

Einladung, den angenehmen Besuch recht oft zu wiederholen. Zugleich wurde das Päckchen mit den Obligationen mit huldreichem Lächeln zurückgegeben. — Die angenehmen Besuche wurden dann auch recht oft wiederholt. Immer günstiger leuchteten die Sterne. Eine offene Werbung durfte ohne Bedenken gewagt werden. Sie wurde mit entgegenkommender Freundlichkeit angenommen und bewilligt. Eine sehr glückliche Ehe war die Folge; und die Summen, welche der junge Sachwalter nur scheinbar besessen hatte, erwarb nachmals der ältere — ein höchst achtbarer, fleißiger, geschickter, rechtlicher Mann — doppelt und dreifach.

Der Schnurrbart und das Ehrenkreuz.

Nach der Schlacht bei Wagram — so erzählt der Kommandant Parquin in seinen „Erinnerungen und Feldzügen" — ließ der Kaiser Napoleon am andern Tage die Division des Generals Claparede die Revue passiren, um selbst die den Tapfersten gebührenden Belohnungen auszutheilen. Der General Claparede bezeichnete dem Kaiser, als dieser Ehre würdig, auch einen jungen Officier, der mit sechs Stück Geschütz eine die Brücke beherrschende Stellung genommen, dem Feinde außerordentlichen Schaden zugefügt und die Division beim Uebergang über die Brücke kräftigst unterstützt hatte. Der Kaiser ernannte den jungen Mann zum Kapitän und ritt weiter. Der Officier hatte indeß weniger den Wunsch nach Beförderung, die ihm in einem solchen Feldzuge nicht fehlen konnte, als das glühende Verlangen nach dem Kreuze der Ehrenlegion gehegt, das damals nicht so leichten Kaufes wie heute zu erlangen war, und dessen Besitz für die größte Auszeichnung galt. Er suchte also sich dem General Claparede zu nähern und bat ihn, er möge doch den Kaiser veranlassen, ihm statt des Kapitänsgrades die Ehre des Legionkreuzes gnädigst zu verleihen.

Der General erfüllte die Bitte des Officiers, indem er zum Kaiser sagte: „Sire! Da ist ein Officier, welchen Sie so eben zum Kapitän beförderten. Er fühlt sich nicht glücklich in dieser Stellung, welcher er den Besitz des Ehrenkreuzes vorzieht." —

Der Kaiser wandte sich rasch um, und mit seinem Adlerblick den jungen Officier betrachtend, sagte er zu ihm:

„Junger Mann! Du wünschest die Dekoration und hast noch nicht einmal einen Schnurrbart?"

„Sie haben Recht, Sire!" versetzte der Angeredete, ohne sich außer Fassung bringen zu lassen, „aber es war auch nicht ein Schnurrbart, welcher gestern meine Batterie kommandirte!" —

Dem Kaiser gefiel die entschlossene und treffende Antwort. Er lächelte und erfüllte sofort den Wunsch des Officiers, indem er ihn zugleich in dem wenige Minuten zuvor verliehenen Kapitänsrange nochmals bestätigte.

Englische Speculation.

In den Straßen Londons sieht man neben den Dahinwandelnden oftmals eine Reihe schwarzgekleideter Männer. Sie schreiten vorwärts im langsamen Schritt, als begleiteten sie Jemand zu Grabe, haben auch den Blick ernst zu Boden gesenkt; oft ziehen ihrer zehn bis zwölf hinter einander, aber Jeder hat auf der Brust und auf dem Rücken eine lange Tafel herabhängen, gewöhnlich von grüner oder gelber Farbe, worauf mit großen Buchstaben geschrieben steht, daß z. B. in Vauxhall nächstens ein großes schottisches Fest stattfinden werde ꝛc. Es sind wandelnde Anzeigen, diese armen Teufel; sie gehen Schritt vor Schritt, von Morgens bis in die Nacht, durch so viele Straßen wie ihnen möglich ist. So erreicht Der, welcher sie gemiethet hat, seinen Zweck: sie erregen Aufsehen. Man bleibt stehen, wenn dieser sonderbare Zug bei Einem vorüber kommt, und wenn man ihnen nachsieht, so liest man auch unwillkürlich die Anzeige auf ihren Rücken. Einen einzelnen Menschen — fährt der Berichterstatter fort — mit ähnlichen weißen Schildern sah ich in der Gegend der Bank häufig, er machte mir beständig einen traurigen, peinlichen Eindruck. Es war ein alter, sehr dürftig gekleideter Mann, dem der Hunger aus den Augen sah, und auf seinen Schildern stand zu lesen, daß in der und der Straße ein gutes Speisehaus sei, wo man für zwei und einen halben Schilling köstlich zu Mittag esse. Zuweilen hört man auch in den Straßen eine auffallende Musik; man drängt sich durch und bemerkt eine Gesellschaft von Negern in weißen phantastischen Costümen, die seltsame Tänze aufführen zu einer noch seltsameren Musik, bestehend aus einer Trommel, einer Pfeife, einem Triangel und Becken. Kommt man näher, so sieht man, daß diese Neger durchaus nicht die so kenntliche Kopfbildung haben, auch tragen einige langes glattes Haar, sogar Bärte, und einem schaute unter der wolligen Negerperücke hellblondes Haar hervor. Es ist dies eine Speculation, wie so Vieles in London. Vor langen Jahren trieb sich auf den Straßen eine Bande wirklicher Mohren in ähnlicher Beschäftigung umher, und da diese nach und nach ausstarben, so setzten die heutigen gefärbten Wüstensöhne jenes lucrative Geschäft fort.

A. von Humboldt als Studiosus der Philologie.

Ernst Kossak, der geistreiche Feuilletonist, hat unter dem Titel „Berlin und die Berliner" bei Hofmann und Comp. in Berlin ein von seinem bekannten Humor durchwürztes Buch herausgegeben. Darin wird denn auch erzählt, wie der greise Alexander von Humboldt, der Naturforscher beider Welten, als Studiosus der Philologie Morgens neun Uhr im Hörsaal Nummer 8 bei Boeckh erschien, um noch etwas griechische Alterthümer zu profitiren. Erkannten wir ihn im Saale, erzählt Kossak, so wichen wir ihm ehrerbietig aus, denn obgleich wir vor Niemandem, am allerwenigsten aber vor Professoren Respect hatten, so machte Humboldt hierin doch eine Ausnahme, denn er wußte „höllisch viel". Humboldt saß im Auditorium auf

der vierten oder fünften Bank in der Nähe des Fensters, zog aus einer unscheinbaren Mappe sein Heft hervor und schrieb sorgfältig nach. War da auch ein Student im Collegium, der sich später als staatswissenschaftlicher, oppositioneller Schriftsteller einen Namen gemacht hat, damals aber von den Studenten seines dummen Aussehens wegen „Moscherosch", zu deutsch Kalbskopf, genannt wurde. Da Moscherosch meistens zu spät kam, so war es Styl, ihn mit einem grandiosen Tusch von trampelnden Füßen zu empfangen. Einst kam Humboldt zu spät; es war der Moment, wo Moscherosch zu erscheinen pflegte. Alles scharrte, ohne von den Heften aufzublicken, unbarmherzig und Humboldt schlich bescheiden und verlegen an seinen Platz. Der Irrthum klärte sich indessen in demselben Augenblick auf und machte einem lächelnden Murmeln Platz.

Lustige Chronik.

Alles schon dagewesen. Vielfach ist die Geschichte der „Gräfin mit dem Todtenkopf" bekannt, welche vor acht Jahren in Berlin und etliche Jahre darauf in Hamburg so viel Aufsehen machte. Einer ähnlichen Begebenheit gedenkt schon Fülleborn in dem „Breslauer Erzähler" vom Jahre 1802, wo um selbige Zeit zu Breslau sich eine reiche polnische Gräfin in einem Gasthofe aufgehalten, baare zwölf Millionen im Vermögen aber — einen Schweinskopf habe. Auch sie habe einen Mann gesucht und nach dem Gerücht, welches sich in Breslau verbreitet, sei auch ein Heirathscandidat gekommen, der aber bei dem Anblicke seiner Zukünftigen vor Schreck wie ein Nußsack umgefallen und drei Tage später gestorben sei. — Auch in Glogau soll sich Aehnliches ereignet haben, denn in einer Familien-Chronik vom Jahre 1632 ist bemerkt: „Auch soll in diesen Tagen eine Mohrenfürstin auf dem Dom allhier angekommen sein, die große Schätze eigends hat, aber eher einem Teufel, denn einem Menschen gleich sieht. Wer sie zur Frau begehrt, soll sie sammt Geld, Gut und Teufelsgestalt überkommen. — Aber noch nicht genug, auch die Henneberger Chronik weiß davon ein Lied zu singen und sagt Pag. 648: „Da man schrieb 1493 ist in vielen Städten umhergezogen eine fremde fürstliche Frau, von wunderlich häßlichem Antlitz, als daß sie einer Nachteulen glichen, die hat wollen ein Gemahl suchen mit ihrem vielen Reichthum, ist aber nicht gelungen." — Alles wiederholt sich nur im Leben.

Charakteristische Züge des Volks im Baierschen Gebirge Zwei Brautpaare waren ihrer Vermögensverhältnisse wegen vor den Landrichter beschieden. Sie erschienen, allein man wartete vergebens, daß sie ihre Angaben machten. Seitwärts standen sie und verhandelten heimlich mit einander. Als man endlich des Wartens müde wurde und sie hervorrief, gab der eine Bräutigam an: „Wir haben uns überlegt; wir tauschen. I nehm' die Sein' und Der da die Mein'." „„Ja"", fiel der Andere ein, „„i nehm' die Sein' und er giebt mir ein Kronthaler drauf."" Als

hierauf die Bräute befragt wurden, antworteten sie einstimmig: „Uns is oa Ding!“ (Uns ists ein Ding — einerlei.) Hierauf wurde der Bräutigam, der aus einem entfernten Orte war, nach seinem Namen gefragt; er antwortete: „I hoaß Jakob.“ Aber Familiennamen? hieß es weiter; immer dieselbe Antwort. Er wußte nicht, was man von ihm wollte. Man heiße ihn nur: „den Jakob vom Rührmilinannerl“, war Alles, was er zu sagen wußte. Seine Mutter, die Nannerl hieß, verkaufte saure Milch (Rührmili). Man mußte hierauf nach seiner Heimat schicken, um seinen eigentlichen Familiennamen zu erfahren.

Wieder etwas Neues: Bei dem letzten Quartalwechsel haben einige Gauner zu Paris ein gutes Geschäft dadurch gemacht, daß sie sich falsche Zeitungsquittungen anfertigten, und auf dieselben die Abonnements für ein Vierteljahr einzogen. Der Streich gelang vollkommen, indem sie sich an solchen Orten, wo sie unrichtige Quittungen vorzeigten, mit einer leichten Entschuldigung zurückzogen, ohne daß dadurch ein Verdacht rege wurde. Der Plan war auch insofern gut angelegt, als das erste Winterquartal für die Journale wegen der Rückkehr ihrer Leser vom Lande das ergiebigste zu sein pflegt.

Probe von Industrie im Glaspalast zu London. Während ich an einem Freitage, wo die Reichern vorzugsweise den Glaspalast besuchen, an einer noblen Dame vorübergehe, nimmt ein Gentlemen ihr anscheinend etwas mit dem Daumen und Zeigefinger vom Shawl. „Entschuldigen Sie, Mylady, was haben Sie da?“ Mylady erschrickt — er zeigt ihr eine Wanze, die er auf den Boden wirft und zertritt, während sie verbindlichst dankt und sich in Vermuthungen ergeht, woher sie dieselbe bekommen, und schon ihre ganze Haushaltung im Geiste von Wanzen infizirt sieht. — Die Sache hat Mylady so affizirt, daß sie nothwendig in eine der Restaurationen gehen muß, ein Glas Eis zu essen. Sie fühlt sich wunderbar erquickt; ihr durch die Verlegenheit entstandenes Echauffement ist fast beseitigt; — sie will bezahlen, greift in die Tasche nach der Portemonnaie, und Portemonnaie ist verschwunden! Der Gaudieb hat ihre Wanzen-Verlegenheit benutzt, ihr dieselbe zu stibitzen. Mylady ruft aber sofort einen der Hunderte von Polizeimännern herbei, die dort ohne alles Aufsehen still umherwandeln, und theilt ihm die Sache mit: — in fünf Minuten ist der Vorfall ihnen Allen bekannt; nach 25 Minuten macht unser Industrieritter die obige Procedur mit einer anderen Dame, der Polizeimann faßt ihn, führt ihn auf die Seite, leert seine Taschen und findet bereits 9 Stück Portemonnaies im Werthe von 100 Pfd. St., die alle auf ähnliche Weise erworben sind. Und diese neun Börsen hatten nur einen Aufwand von neun Wanzen gekostet, indem aus einem ebenfalls vorgefundenen feinen gedrechselten Büchschen von Pflaumenholz zu jedem neuen Experimente nur Ein Exemplar hervorgeholt und zwischen die beiden vordersten Finger genommen war. Der Schelm hatte aber den Druck mit den bereits bewanzten Fingerspitzen so natürlich gemacht, daß keine der bestohlenen Damen auch nur einmal auf den Gedanken gekommen war, getäuscht worden zu sein.

Bajazzo.

Große Zuneigung. Unter den vielen Sonderlingen, welche Großbritannien liefert, befand sich einer dermalen in der französischen Hauptstadt, welcher von einer sonderbaren Liebe beherrscht ward: Sir George Burnt war nämlich in das 64. französische Linienregiment verliebt. Zufällig befand er sich in Marseille, als eines Tages das dort in Besatzung liegende 64. Linienregiment auf den Exerzierplatz ausrückte. Sir George fand sich unter den Zuschauern ein, und faßte auf der Stelle eine solche Zuneigung für die Mannschaft, daß er seine auf den nächstfolgenden Tag festgesetzte Abfahrt aus diesem Grunde verschob! Bald ward der Engländer der Vertraute aller Offiziere im Corps, und keine Revue, kein Manöver durfte ohne ihn mehr Statt finden; was ihn auch endlich bewog, sich eine Jahreswohnung in jener Stadt zu nehmen. Achtzehn Monate darnach wurde das 64. Linienregiment nach Bordeaux translocirt. Sir George ließ seine Jahreswohnung fahren, und zog dem geliebten Regimente nach letztbenannter Stadt nach, wo er sich zur Aufnahme des befreundeten Offiziers-Corps zweckmäßig einrichtete, als ein Befehl des Kriegsministers das 64. Linienregiment nach Paris berief; es blieb der Anhänglichkeit Sir Georg nichts anderes übrig, als seine Halbseligkeiten mit einzupacken, und nach Paris zu ziehen, wo er, nachdem er mit dem Regimente 22 Tage unterwegs geblieben, den Einzug hielt. Später wird dem 64. Regimente Vannes zum Besatzungsorte angewiesen, und Sir Georges Dienerschaft transportirte die Effecten auch dorthin.

Bekenntniß eines Vatermörders. Der größte Tyrann ist die Mode. Nero, Christiern, Mulei Ismael, sie sind eine Griseldis gegen die Mode, dies habe ich erfahren. Schön und steif ging ich aus dem Mode-Magazin hervor und fiel in die Hand eines Stutzers. Am Sonntag trug er mich, wie ich geschaffen, gerade und aufrecht wie die Worte: „Stolz will ich den Spanier sehen." — Montags hatte sich die Mode geändert, ich wurde umgekippt und der sonst freie Blick gen Himmel starrte auf den Fußboden. — Der Dienstag war unser Sterbetag. Wer noch einen Vatermörder trug, der wurde Philister gescholten. — Ich wurde also hinweggeworfen, ich, ein Wesen voll Kraft und Stärke. Immerhin! „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde," man begrabe mich, hier ist meine Grabschrift:

„Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute in die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab."

Ein Intermezzo fand jüngst bei der Aufführung des „Freischütz" auf der Kroll'schen Sommerbühne in Berlin statt:

Samuel (eine Geisterstimme): Was rufst Du mir?

Ein Berliner unter den grünen Bäumen (überlaut): Ich bitte Ihnen, es heeßt nicht mir! Mich heeßt es! Verstehen Sie mir?

Samuel: (ärgerlich): Nein! Mich heißt es!

Dativ und Accusativ wurden mit Heiterkeit aufgenommen. Si non e vero, e ben trovato.

Um der deutschen Titelwuth zu genügen, machte Jemand den Vorschlag, folgende Titulaturen einzuführen: Köchin: Speisenmachermeisterin, Feueressen-Directrice, Küchen- und Kellerrevisionsräthin, Beherrscherin des deutschen Grünzeuges und Suppenkrauts, Küchengeschirr-, Spinden-, Schloß-Kastellanin und approbirte Rauchfängerin. — Hausknecht: Haus- und Hofgeräths-Rath, Flurpforten- und Hofthorwegs-Oberinspektor, Hausbezirks-, Pflaster-Prellstein- und Stacheten-Conducteur, Schippen-, Spaten- und Birkenreiserkometen-Manipulations-Commissarius, Familien-Faktotum 2c. 2c. — Kutscher: Rossebändiger, Karreten-Admiral und hippologischer Hausprofessor, Lenker der herrschaftlichen Wohlfahrt, Pferde-Quartiermeister und Pferde-Coiffeur mit Striegel und Kartätsche, hoher Wagenbock-Inhaber und Pferdebremsen-Vertilger.

Eine junge Dame, welcher Ueberfluß an Geist nicht vorzuwerfen war, besaß die Sucht, ihre Muttersprache mit Fremdwörtern zu spicken, wenn sie auch deren eigentliche Bedeutung nicht verstand. So hatte sie ein Mal gehört, daß man einen großen „Leuchter" auch Candelaber nennt. Als sie einst auf einem Balle ohnmächtig zur Erde fiel, und sie, nach Verlauf einer Stunde, um ihr Befinden befragt wurde, antwortete sie sehr naiv: „Gott sei Dank! mir ist jetzt candelaber!" (Sollte „leichter" heißen.)

Poesie und Prosa. Rath. „Junger Freund, Sie können den ganzen Sommer zu jeder Zeit ungenirt in meinem Gartenhause verweilen; es ist so ein ruhiges, lauschiges Plätzchen und zur Poesie wie geschaffen.

Dichter. „Herr Commerzienrath ich acceptire mit Vergnügen.".

Rath. „Und nebenbei, nicht wahr? schauen Sie auf, daß kein Obst gestohlen wird.

Unter den Linden in Berlin saßen auf einer Bank zwei niedliche, junge Mädchen, in deren Nähe sich ein junger Mann setzte. Um ein Gespräch anzuknüpfen, sagte er plötzlich zu einer der Schönen: „Fröhlen, hinter Ihnen kraucht ein Thier!" — „Entschuldigen Sie," erwiederte die Erschreckte, indem sie sich umsah, „det ick Ihnen nich früher bemerkt habe!

„Sie müssen sich mehr auf die Grammatik legen, junger Mensch!" sagte ein Lehrer zu einem nicht gar fleißigen Student, „sonst kommen Sie nirgends hin." — Tags darauf fand man den Studenten im nahen Wäldchen auf der Erde liegen, ein Buch unter dem Kopfe. Der gute Mensch hatte dem Rathe seines Lehrers, sich mehr auf die Grammatik zu legen, pünktlich Folge geleistet.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 43. Nordhausen, October. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Viel Lärm um nichts.

Vor einigen Jahren fand ein tumultuarischer Zusammenlauf, hauptsächlich von Weibern aus der niedern Volksklasse, vor den Eingängen zu dem Polizeibüreau in Marlborough-Street in London statt. Die sonderbarsten Gerüchte waren in Umlauf, der Ruf des Schreckens und Staunens entschlüpfte jedem Munde. Nach der am glaubwürdigsten scheinenden Erzählung handelte es sich um ein von einem Handelsmanne begangenes, in den Jahresbüchern der Criminalgerichtsbarkeit unerhörtes Verbrechen. Das Innere des Gerichtssaales bot ein nicht minder aufgeregtes Schauspiel dar. „Ach, mein Herr!“ — rief ein vor der Gerichtstafel auf den Knieen liegendes Frauenzimmer — „lassen Sie mich wieder zu Athem kommen. Der Abscheu hindert mich am Sprechen!!! Wie konnte der Elende auch nur einen solchen Gedanken fassen, und eine solche Unthat auszuführen wagen, an einer Frau, die ihn hatte geboren werden sehen, ihn so viele Jahre her bedient hatte, der er so große Dankbarkeit schuldig war!“ Bei diesen von häufigem Weinen unterbrochenen Worten fiel die Klägerin zweien Polizeimännern, die das Ereigniß vorausgesehen, und sich, sie zu unterstützen, ihr genähert hatten, ohnmächtig in die Arme. Sämmtliche Zuhörer erbebten vor Schrecken, und erwarteten in ängstlicher Spannung das Ende der fürchterlichen Angabe. Die Wangen des Hrn. Chambers bedeckten sich mit Todesblässe, und mit einer vergebens unterdrückten Rührung richtete die achtbare Magistratsperson ihre Frage an die halbtodte, wieder zu einiger Besinnung kommende Frau. „Das Ungeheuer! — spricht sie — seine Köchin an den Spieß zu stecken, sie braten zu lassen, bis sie zum Verspeisen recht ist!“ Ein dumpfes Schweigen herrschte in der Versammlung. „Wer ist der Schuldige?“ fragte der Richter die Klägerin. — „Hier steht er!“ — antwortete sie, und zeigte mit dem Finger auf einen neben ihr stehenden, elegant gekleideten kleinen Mann, der mit gleichgültiger Miene dem zusah, was vorging. Das den Saal füllende Publikum ließ ein Geschrei ertönen, wie das Brüllen eines im Käfig eingesperrten Löwen, der, hinderten ihn die

Eisengitter nicht, herausgebrochen wäre, und den Angeklagten in Stücke zerrissen hätte. „Tretet näher, Herr!" — befahl der Richter in strengem Tone. Lächelnd gehorchte der Angeklagte. „Was haben Sie auf die eben vernommene Anklage zu erwidern?" (Tiefes Schweigen.) — „Nichts, als daß sie wahr sei." (Ausrufe des Entsetzens, gefolgt von neuem Schweigen.) — „Sie gestehen also . . . In der That, ich wage nicht, die Frage zu vollenden . . ." — „Ja, mein Herr! ich gestehe, daß dieses hier anwesende Mädchen, oder Frau, meine Köchin sei, daß sie seit einigen Monaten alle ihr ehemals anwohnenden Fähigkeiten verloren hat, daß an diesem Morgen, als sie sich auf die frechste Weise weigert, mir zu gehorchen, ich vom Zorn übermannt ihr sagte: daß, würde sie sich dergleichen wieder herausnehmen, ich sie statt ihres Bratens an den Spieß stecken würde. Das ist der Hergang; das habe ich gesagt." (Zeichen von Verwunderung und Erstaunen.) Der Richter zur Köchin: „Was habt Ihr Eurerseits auf diese Erklärung zu antworten?" — Diese versetzte: „Nichts, als daß sie wahr sei." — „Worüber beklagt Ihr Euch denn?" — „Ich beklage mich über die mir zugefügte Beleidigung, und verlange eine Schadloshaltung von 50 Pfund Sterling. Wie? man sollte mich ungestraft bedroht haben, mich an den Spieß stecken und braten zu wollen, und ich erhielte keine Genugthuung?" — „Keine!" entgegnete der Richter, „und merkt Euch an dieser Lehre, künftig nicht soviel Lärm um nichts zu machen." Zwei Stunden später standen noch zahlreiche Gruppen vor dem Polizeibüreau, und alle Gevatterinnen des Quartiers erzählten jedem Maulaffen die große Neuigkeit, daß so eben ein reicher Kaufmann aus Newgate abgeführt worden sei, um von den nächsten Assisen gerichtet zu werden, weil er überführt sei, seine Köchin an den Spieß gesteckt, gebraten und gegessen zu haben!

Kaffee-Sachsen.

So nennt man uns Sachsen seit einigen Jahren ziemlich allgemein und nicht mit Unrecht, wie der bekannte Reisende Kohl in seinem neuen Werke (Skizzen aus Natur- und Völkerleben) nachweiset. So viel ich weiß, sagt er, giebt es kein Land in der Welt — selbst Mokka in Arabien nicht ausgenommen —, in welchem die geringen Leute solche Quantitäten Kaffee verbrauchen, wie Sachsen. In Frankreich trinkt man selbst des Morgens zum Frühstück nur etwa eine halbe Tasse Kaffee, der freilich gut ist, und ungefähr eben soviel nach Tische. In England ersetzt der Thee den Kaffee beim Frühstück fast ganz und in der Regel ist dies Getränk dort sehr schlecht. In Rußland treten ebenfalls Thee und Branntwein an die Stelle des Kaffees. Deutschland ist das Land des Kaffees, und in Deutschland gebührt Sachsen die Krone. In Frankreich bekommt der Arme eher Wein in's Haus als Kaffee, in England hat der Arme stets Thee, aber nie Kaffee. In Sachsen dagegen ist beinahe Niemand so arm, daß er nicht Kaffee tränke. Mit Kaffee ziehen sie die kleinen Kinder auf, Kaffee trinken die Erwachsenen am Morgen, Mittag und Abend; Kaffee ist ihre Suppe, ihr Wein, ihre Sauce. Das sächsische Mädchen auf dem Lande kocht ihrem Schatz,

der sie in der Nacht vom Tanze nach Hause bringt, Kaffee, und das ist ein großes Zeichen ihrer Kunst; die Eltern kochen Gästen, die geehrt werden sollen, Kaffee; bei den Spinn-, Klöppel-, Stick-, Strickzusammenkünften im Erzgebirge kreiset fortwährend die Kaffeekanne (selbst die Soldaten im Kantonnement kochen sich Kaffee). Kaffeebohnen aber werden zu dem Getränk nicht viel verwendet; ich weiß dagegen in den Gärten, auf den Feldern kaum eine fruchttragende Pflanze, sie sei über oder unter der Erde wachsend, deren Früchte nicht geröstet, zerrieben, mit Wasser begossen und als Kaffee verschlürft würden. Sogar Kohlrüben und Kohlrabi, Pflaumen, Aepfel und Birnen, selbst Hagebutten werden in die allzermalmende Kaffeemühle gebracht. In Folge dessen hat sich denn auch in den meisten Haushaltungen Sachsens ein so permanenter Kaffeegeruch festgesetzt, daß man ihn als vorherrschend bezeichnen kann. Selbst in den Städten verschlingt er alle anderen Gerüche und man könnte, mit verbundenen Augen reisend, allein aus diesem Geruche erkennen, wenn man ein Haus in Sachsen betritt.

Der Gesandte und sein Koch.

Von Rudolph Gernlein.

Mein lieber Collincourt, sprach der Gesandte zu seinem Koch, ich beabsichtige in diesen Tagen ein Souper fin zu geben nnd dazu den berühmten Gastronomen, Grafen R., einzuladen. Daß Sie mir, mein lieber Collincourt, Ehre machen werden, bin ich überzeugt; allein dies ist nicht hinreichend: ich wünsche dem Grafen etwas vorzuführen, was ihm neu, ganz neu ist. Denken Sie also nach; setzen Sie Ihre unerschöpfliche Erfindungsgabe in Bewegung, und gelingt es Ihnen, den Grafen zu überraschen, dann sei diese goldene Cylinderuhr Ihr Lohn! — Collincourt, ein feingebildeter Mann aus einer angesehenen Pariser Familie, war aus Leidenschaft — Koch. Das wußte sein Herr — ein raffinirter Gourmand — und behandelte ihn mehr wie einen Freund, als wie einen Diener des Hauses. — Collincourt, einen verächtlichen Blick auf die Uhr werfend, antwortete dem Gesandten: — Excellenz, ich werde mein Möglichstes thun — meiner Kunst zu Liebe. Was die Uhr betrifft, so erlauben Sie mir wohl zu bemerken, daß die meinige, ein Geschenk des Herzogs von Devonshire, mit Brillanten besetzt ist; ich werde also Ihr schätzbares Cadeau — sollte ich es anders verdienen — meinem Jockey zukommen lassen. — Der Gesandte biß sich in die Lippen, verschluckte die Grobheit, tröstete sich aber mit dem schon oft angewendeten Ausrufe: „Schadet nichts, es giebt nur Einen Collincourt!" Jeder ächte Gourmand steht unter dem Pantoffel seines Koches, wenn Letzterer nur einigermaßen „genial" ist. — Drei Tage darauf versammelte sich gegen 11 Uhr eine Herrengesellschaft, welche aus den ersten Notabilitäten der Gourmandise bestand. Auf den Grafen R., welcher stets als gastronomischer Präsident fungirte und als die erste Autorität in culinarischen Angelegenheiten betrachtet wurde, richteten sich alle Blicke. Ein leises Zwinkern mit seinen Augen bei irgend einem Gerichte war hinreichend, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft darauf zu richten. — Endlich kam die

längst erwartete mysteriöse Schüssel, womit Graf R. überrascht und in Verlegenheit gesetzt werden sollte. Die Schüssel war nicht groß (außerordentliche und seltene Delicatessen werden nie in großen Quantitäten gereicht), doch reichte sie vollständig herum. Man kostet, man lobt, man preist; aber jeder bezeichnet das Gericht mit einem anderen Namen. Aller Augen sind mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den Grafen R. gerichtet. Er fühlt, man erwarte sein Urtheil. — Meine Freunde, nimmt er endlich feierlich das Wort, ich sehe, Sie erwarten meinen Ausspruch. So hören Sie denn: dieses Gericht ist das feinste, originellste und pikanteste, was mir seit vielen Jahren vorgesetzt worden (der Gastgeber machte, strahlend vor Freude, eine tiefe Verbeugung). — Der Graf fuhr fort: Diese Sauce enthält die feinsten Gewürz-Essenzen der Molukken, in einer innigen Verbindung mit der Perigordtrüffel, der südspanischen Weine und der indischen Soja. Die Sauce ist mithin in ihrer Zusammensetzung ein geniales, ein durch und durch vollendetes Meisterstück. Was jedoch das eigentliche Gericht, die in dieser Göttersauce geschmorten kleinen Streifchen anbetrifft, so muß ich bekennen, daß hier meine Wissenschaft ein Ende hat. (Allgemeines Erstaunen; man beneidet sichtbar den triumphirenden Gastgeber.) Der Graf sprach weiter: Doch ist der Geschmack fremd, pikant, ganz absonderlich, durch und durch vortrefflich! Auf den ersten Augenblick schienen es mir die sogenannten „Tripes" zu sein, welche in Marseille so vortrefflich zubereitet werden. Später hielt ich sie für Maccaroni, auf irländische Art zubereitet, doch irre ich mich wohl. Wir werden also wohl unsern liebenswürdigen Wirth um Aufklärung bitten müssen .... — Der Gesandte machte eine tiefe Verbeugung, gestand aber, daß auch er das neue Gericht nicht kenne und daß nur sein Koch Alphonse Magloire Collincourt dies culinarische Räthsel zu lösen im Stande sei. Er ließ ihn rufen. Collincourt erschien in einer Toilette, wie sie der feinste Pariser Salon nicht geschmackvoller bieten kann; man war erstaunt über die vollendete Eleganz dieses ehrwürdigen Kochkünstlers.

Mein Herr, nahm Graf R. das Wort, Sie haben uns heute Abend mit einer Schüssel überrascht, deren eigentlicher Kern und Namen uns Allen unbekannnt ist. Wir bitten Sie, uns zu sagen, **was** wir Ihrem Genie eigentlich zu verdanken haben?

Meine Herren, erwiederte der Koch, es war eine Grille von mir, eine Künstlerlaune — das, was Sie in der mysteriösen Schüssel genossen, war ein — **Glaçè-Handschuh**!

Lautlose Stille. Das Erstaunen der Gesellschaft war grenzenlos. Alles blickte auf den Grafen R. Man war im höchsten Grade gespannt, **wie er** diese dreiste Mystification aufnehmen werde. — Graf R. ergriff das mit Moët rose gefüllte Glas und rief mit der höchsten Feierlichkeit: Mein Herr! diese Mystification war der höchste und vollendetste Triumph Ihrer großen erhabenen Kunst; Sie und Ihr Genie sollen leben!

Die ganze Gesellschaft brachte ein donnerndes Hoch!

Collincourt entfernte sich mit ruhiger Verbeugung.

(Unterhalt.-Bl.)

Lustige Chronik.

Der ehemalige König von Spanien, Joseph Bonaparte, bewohnte eine Zeit lang das Schloß Prangins bei Nyon in der Schweiz. Aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes erzählt ein Waadtländer im Morgenblatt folgende Anecdote: Als Joseph einst in dem schönen Walde, welcher das Schloß umgiebt, einsam spazieren ging, begegnete er einem fremden Herrn, der sich verirrt hatte und ihn bat, ihm den nächsten Weg nach dem Städtchen Nyon andeuten zu wollen. Mit vieler Gefälligkeit bietet sich der Napoleonide selbst zum Führer an und es entspinnt sich nach und nach ein interessantes Gespräch, in welchem der Fremde, obgleich sehr zurückhaltend und vorsichtig, Verstand und Bildung, überhaupt den Mann verräth, der viel gesehen, viel erfahren hat. Am Rand des Waldes, wo man Nyon vor sich sieht, dankt er verbindlich und wünscht den Namen Desjenigen zu erfahren, der ihm so gefällig aus der Verlegenheit geholfen. Ich heiße Joseph, antwortete der Befragte, und bin der ehemalige König von Spanien. Ich schätze mich glücklich, einem so ausgezeichneten Mann einen kleinen Dienst erwiesen zu haben und darf mir wohl erlauben, nach dem Namen dessen zu fragen, dem ich eine so angenehme halbe Stunde verdanke? — Ich, versetzte der Fremde, heiße Gustav und bin der ehemalige König von Schweden. — Die legitime Majestät aus Stockholm und die illegitime aus Madrid hatten sich hier in einem Walde der Schweiz getroffen.

Wenngleich Napoleon die italienische Musik besonders liebte, so war er doch nicht unempfänglich gegen die Reize der französischen Tonkunst, und in seinen Concerten wirkten sowohl französische, als italienische Virtuosen mit. Die Künstler der komischen Oper spielten oft in den Tuilerien und in St. Cloud. Für Grétry war Napoleon vorzugsweise eingenommen; während der Revolution waren dessen Opern in Vergessenheit gerathen; zu Anfange des neuen Jahrhunderts aber holte man sie mit einer Art von Wuth wieder hervor. Eines Tages, als man „Zemire und Azor" in den Tuilerien gegeben hatte, erblickte Napoleon im Gedränge einen Greis, den er nicht gleich erkannte.

— Wie heißen Sie? fragte er rasch.

— Noch immer Grétry, Sire, antwortete der geistreiche Musiker.

— Ach, Herr Grétry, wenn ich Sie auch nicht erkannte, so kenne ich doch Ihre Musik, die ich sehr gern höre. Warum sieht man Sie nie? Warum schaffen Sie nichts Neues mehr?

— Ach, Sire, wenn die Nachtigall alt wird, verbirgt sie sich und singt nicht mehr.

— Mit Ihnen ist dies nicht der Fall, entgegnete lebhaft der Kaiser. Ihre Töne wird man immer singen!

Am nächsten Tage erhielt Grétry das Kreuz der Ehrenlegion.

Einer der eifrigsten englischen Sectenprediger war Whitefield, und einer seiner drolligsten Feldzüge ist der, welchen er 1740 gegen den Hanswurst unternahm. Der Prediger nahm seinen Platz der Marionetten-

bude gegenüber auf der Straße, und fing an, mit Bibelstellen gegen den armen Hanswurst zu donnern, der allerdings manches Unanständige herausbrachte, gewaltig fluchte und den Zuhörern ein schlechtes Beispiel gab. Das Merkwürdigste dabei ist, daß Hanswurst in dem Kampfe unterlag; man verließ ihn, um Whitefield zu hören, und die Menge strömte zu dem Prediger, wie vorher zu dem Hanswurste. — Franklin, der amerikanische Weise, gesteht, daß kein Redner jemals auf ihn einen so starken Eindruck gemacht habe, als Whitefield. „Er predigte auf einer Straße," erzählt Franklin, „und bat um milde Beiträge für irgend eine wohlthätige Anstalt; in der Mitte der Predigt fing ein Mann an, ganz laut zu schluchzen und zu weinen. Whitefield hielt inne; der Mann ging auf ihn zu, warf fünf oder sechs Steine, die er in der Hand hatte, vor Whitefield nieder und sagte: „ich war hierhergekommen, um Dir diese Steine an den Kopf zu werfen, aber Du hast mir das Herz erschüttert." „Ich selbst," fährt Franklin fort, „hatte anfangs keine hohe Meinung von diesem herumziehenden Prediger, aber er fesselte meine Aufmerksamkeit, ich fühlte mich gerührt; ich griff in die Tasche, worin mein Geld war, und nahm so viel, als ich zu opfern gedachte. Aber je weiter der Redner sprach, um so mehr vermehrte sich die Summe, und endlich wurde er so beredt, daß ich ihm mein ganzes Geld gab und mit leerer Tasche davon ging."

Eine Amerikanische Bloomer — veranstaltete kürzlich im Sopo-Theater in London ein öffentliches Meeting, um die Vorzüge der neuen Frauentracht theoretisch und praktisch zu demonstriren. Das Haus war zum Erdrücken voll, und als der Vorhang in die Höhe ging, zeigten sich auf der Bühne 8 „Bloomers", die Hälfte davon Kinder unter 14 Jahren, die sehr schüchtern in's Parterre sahen und sich in der neuen Tracht recht unbehaglich und ungeschickt ausnahmen. Desto kühner war die theoretische Auseinandersetzung der etwa 26jährigen Frau Professorin Bloomer selbst. Sie donnerte gegen den Tyrannen „Mode" mit einer Männlichkeit, die einer ernsteren Sache würdig gewesen wäre, entlockte dem Publikum durch ein paar politische Anspielungen zahlreiche Beifallsrufe, und eben so häufiges Gelächter. Zum Schluß sang eine der kleinen Amerikanerinnen das God save the Queen; das Publikum bestand meist aus Leuten, die sich einen Jux machen wollten.

In der Themsestadt giebt es bekanntlich einen „Hundeclub." In demselben versammeln sich jeden Dienstag Abends alle Hundefreunde. Jedes Mitglied soll nach der vorgeschriebenen Regel einen Hund mitbringen. In dieser Weise findet man eine große Anzahl von Hundearten, theils englisch, spanisch, dänisch, italienisch 2c. versammelt. Im Hintergrunde des Saales befindet sich ein ungeheurer Käfig mit eisernen Stäben, in welchen die Hunde während der Soirée eingeschlossen werden. In der Mitte des Saales ist eine Art von Arena gebaut, in welcher die Thiere ihre Kämpfe aufführen. In dieselbe werden abwechselnd die vorzüglichsten Hunde hineingelassen, nebst einer gewissen Anzahl von Ratten, und dann werden unter den Clubmitgliedern Wetten gemacht. Sie wetten auf diesen oder den andern Hund, wie viel Ratten er binnen fünf Minuten zu tödten im Stande ist. Ein Hund,

der zehn Pfund wiegt, muß fünfzehn Ratten in fünf Minuten tödten. Ein Hund im Gewichte von zwanzig Pfund tödtet fünfundzwanzig Ratten in fünf Minuten. Der berühmteste Hund dieses Clubs ist gegenwärtig Billy, der große Rattenfänger; er hat keinen Nebenbuhler. Billy ist im Stande, in fünf Minuten hundert Ratten zu tödten. Er wiegt nur 18 Pfund. Die Fantasiehunde (Fanci pets) sind bei diesen Versammlungen ausgeschlossen. Es sind dies die bei den Damen so berühmten King Charles; sie taugen zu nichts. Ein guter Rattenfänger, der schwarzes einfärbiges Fell besitzen muß, weiße Krausen auf den Tatzen und ein weißes Jabot und weißen Punkt auf der Nase, kostet zwanzig Pfund Sterling. Die schönste Race, vollkommen einfarbig, wird nur um den Preis von vierzig Pf. Sterl. verkauft. Ein Mitglied des Clubs besitzt einen Hund von spanischer Race mit Namen Prinz; für diesen wurden ihm bereits zweihundertfünfzig Pf. Sterl. geboten und er hat sie ausgeschlagen.

Bajazzo.

Der getäuschte Dieb. Die London News erzählen in einer ihrer letzten Nummern eine Geschichte, die uns so spaßhaft erscheint, daß wir unsern Lesern glauben einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen dieselbe in unserem Blatte ebenfalls mittheilen. Ein französischer Herr, so wird berichtet, der kürzlich einen Gastfreund in London besuchte, nahm in dessen Gesellschaft natürlich auch die Exhibition in Augenschein. Beim Durchwandern dieser kolossalen reichgefüllten Räume, lobte der Engländer die Sicherheit, mit der man dies Alles betrachten und vor Diebstahl sich geschützt fühlen könne, was, wie er meinte, in Paris nicht der Fall sein würde. Der Franzose, den das verdroß und welcher seinen Freund necken wollte, zog diesem im Nebeneinandergehen unvermerkt das Taschentuch aus der Tasche und steckte es zu sich. Kaum, daß dies nun aber geschehen war, so kam ein junger, elegant gekleideter Herr, welcher den Franzosen bei Seite drängte und indem er ihm eine goldene Tabatière überreichte zu ihm sagte: „Nehmen Sie, mein Herr, diese Kleinigkeit zurück, die ich Ihnen eben entwandte. Ich wußte nicht, daß Sie einer der Unserigen wären!" Man kann sich denken, wie glücklich erstaunt der Franzose sein Eigenthum an sich nahm und mit welch' einem herzlichen Gelächter er seinem Freunde jenes Taschentuch zurückgab, dessen Entwendung ihn zur Rückerlangung seiner Dose verholfen. Leider war es, da der Dieb sich rasch entfernt hatte, nicht möglich, dessen habhaft zu werden; doch hofft man, daß er der Ausstellungs-Polizei nicht entgehen werde.

In der Leipziger Theaterchronik findet sich folgende kuriose Ankündigung: „Allen geehrten Intendanten und resp. Directoren von Bühnen erlaubt sich der Unterzeichnete ergebenst anzuzeigen, daß es ihm gelungen ist, den Regenbogen und das Nordlicht für die Bühne zu restauriren, sowie einen ganz neuen Regenapparat, welcher nicht allein das Geräusch des Re-

gens täuschend nachahmt, sondern auch den Schauspieler mitten im Regen erscheinen läßt, vom sogenannten Tröpfeln an bis zum stärksten Platzregen. Sollten die geehrten Herren Intendanten und resp. Directoren auf eines derselben reflektiren, so wende man sich an Wilhelm Kreisch."

Ein merkwürdiger Fall trug sich im Saale des Gerichtshofes in Paris zu. Nachdem nämlich das Gericht über einen Inquisiten die Strafe achtzehnmonatlicher Einsperrung ausgesprochen hatte, und dieser von den Municipalgarden abgeführt werden sollte, gelang es ihm, auf eine so schnelle Art ihren Händen zu entkommen, daß alle Bemühungen der Obrigkeit, seiner wieder habhaft zu werden, fruchtlos blieben. Während der Staatsanwalt den Anführer der Gerichtswache eben zur Verantwortung ziehen wollte, trat, etwa eine Stunde nach dem Vorfalle, der Flüchtling heitern Angesichts herein, und sprach zu dem Erstern: — „Sie werden entschuldigen, daß ich mich ohne Erlaubniß entfernte; wenn man aber 18 Monate lang von seinen Bekannten getrennt bleiben soll, ist es Pflicht, sich von denselben gehörig zu beurlauben, was ich denn auch so eben gethan habe.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 44. Nordhausen, October. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Die Mode.

Von Louis Wurm.

Wie man vor alten Zeiten
Die Kleidungsstücke trug,
So ist's jetzt wieder Mode,
Gewiß ist das sehr klug.

Macht banquerott jetzt Einer,
Kommt er erst recht zu Geld;
Es ist 'mal jetzo Mode,
Daß man betrügt die Welt.

So Mancher macht jetzt Hochzeit,
Um nur ein Mann zu sein:
Denn, sagt er, jetzt ist's Mode,
Daß man nicht bleibt allein.

Doch bald die Frau ihm zeiget,
Wie viel die Glocke schlägt;
Es ist bei ihr die Mode,
Daß sie Pantoffel trägt.

So mancher junge Stutzer
Hängt sich vor's Aug' ein Glas,
Weil's eben jetzo Mode,
Das macht aus ihm etwas.

Doch kommt zu ihm nach Hause,
So findet ihr kein Brod,
Denn überall ist's Mode,
Daß man erleidet Noth.

Wenn nur die Außenseite
Ganz glänzend ist gemacht,
So ist es ja die Mode,
Daß man sich nichts d'raus macht.

So mancher kühne Jüngling
Holt sich 'ne reiche Braut;
Auch huldigt er der Mode,
Mit seinem theuren Haupt.

Einst prügelte sein Weibchen
Ihn tüchtig nach Verlauf
Der Flitterwochen, da sah sie
Er hatt' 'ne Perücke auf.

Er huldigte der Mode,
Weil fehlte ihm das Haar;
Sie stand auf gleicher Stufe,
Und zählt' schon dreißig Jahr.

D'rum folgt ihr auch der Mode,
Und habt ihr mich belacht,
So tröst' ich mich, 's ist Mode,
Wer schlechte Witze macht.

Ein Katzenprozeß.

Eine arme Frau in Paris besaß eine wunderschöne Katze, eine Katze, die sie Gogo nannte. Gogo war ihre Freude, ihr Stolz, ihr Glück, denn Gogo war nicht allein nur schön, sondern außerdem auch noch sehr klug, verständig und, wie die Frau behauptete, sogar etwas geistreich. Wie unglücklich mußte sie daher nicht sein, als sie eines schönen Tages Gogo vergebens erst in ihrem Hause, dann in ihrer Straße und zuletzt im ganzen Viertel suchte. Gogo fort! Gogo verschwunden! Das traf die arme Frau wie ein Donnerschlag. Sie weinte, sie klagte, sie ließ einen Aufruf in die Zeitungen setzen, alles vergebens. Gogo blieb verschwunden, Gogo kam nicht wieder. Die arme Frau lebte traurige Stunden. Jeden Augenblick dachte sie an Gogo. Was wird jetzt Gogo zu Mittag essen? Wo wird Gogo schlafen? Wie wird Gogo behandelt werden? Gogo, ach mein Gogo! Die arme Frau konnte über Gogo nicht zur Ruhe kommen. Um sich einigermaßen etwas zu zerstreuen, ging sie eines schönen Tages zu Herrn Comte in die Katzenkomödie. Man gab gerade „die beschuhte Katze", dieses klassische Stück, das schon seit Jahr und Tag im Theater des Herrn Comte en vogue ist. Diese geputzten agirenden Thiere zerstreuten die arme Frau in der That. Sie folgte mit Spannung der Handlung, sie sah den König, seine Tochter, den ganzen Hofstaat — alles von Katzen gespielt. Zuletzt kam auch eine Oberhofmeisterin, um die Königstochter zu bedienen. Diese Oberhofmeisterin sehen und Gogo rufen, waren eins. Gogo, Gogo hieß es. Und Gogo, Gogo vergaß sein Schleppkleid, seine silberne Suppenterrine, das ganze ihm so mühsam eingelernte Hofceremoniel, ließ sich auf seine vier

Beine nieder, machte einen Katzenbuckel und flog in die Arme seiner Herrin. Herr Comte, der durch diese rührende Erkennungsscene sein ganzes Schauspiel gestört sah, kam hinter den Coulissen hervor und reclamirte die ausgerissene Oberhofmeisterin im Galakleide. Die Frau aber verweigerte die Rückgabe standhaft, indem sie sagte: Was, meine Gogo eine Komödiantin, eine Theaterprinzessin, eine verlaufene Heldin der Bühne! Nein, dazu ist Gogo viel zu gut erzogen und sittlichen Charakters. Das hat Gogo nie aus freiem Antriebe gethan, dazu hat man Gogo gezwungen, meine schöne, gute Gogo! Während dieser Expectorationen war Gogo des Theaterpompes entkleidet und von der Frau unter das Ueberschlagtuch genommen worden. Umsonst protestirte Herr Comte und erzählte, daß er Gogo für theures Geld gekauft, umsonst klagte er über die verlorene Mühe und Kost, die Frau ließ sich nicht stören, sagte ihre Wohnung und ihren Namen und schritt, vom Publikum in Schutz genommen, ruhig aus dem Theater hinaus. Herr Comte, wie es heißt, soll die Frau richtig verklagt haben. Man wartet nun des weisen Salomo, der den Richterspruch sprechen soll.

Lustige Chronik.

Ein Kürbis-Congreß ist jetzt zu Berlin im Königstädt'schen Tivoli eröffnet worden, welcher an 5000 Vertreter der sonderbarsten und buntscheckigsten Art zählt. Diese Kürbisausstellung gehört zu dem Komischsten, was man sich denken kann; wie man sie betritt wird man zum Lachen angeregt. Es möchte nicht leicht sein, eine zweite Frucht zu finden, die sich in so fabelhafter Mannigfaltigkeit zeigt, wie der große Wischnu in tausend Verwandlungen, tritt uns hier in immer neuer und verschiedener Gestalt Freund Kürbis entgegen. Da giebt es ohne Uebertreibung, Kürbisse, wie gelbe dicke Gnomen, wie feuerfarbene Turbane, wie Mohrenköpfe, wie zierliche Orangen, wie Straußen- und Kibitzeier, wie kleine grüne Stachelbeeren, wie lange Würste, wie Birnen, Schlangen, Zwiebeln, Aepfel, Gurken, Melonen, wie Weltkugeln, wie gestreifte Luftballons und wie mit schwarzen Käppchen bedeckte Pastorenhäupter; kurz, es giebt keine Farbe und keine Form, die der Kürbis, dieser geschickteste Schauspieler, nicht anzunehmen wüßte.

Unter dem Namen des Köpefahrens herrschte in Lüneburg vom dreizehnten bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein Gebrauch, den Herzog Johann von Braunschweig im Jahre 1273 einführte, nach welchem Niemand auf eine andere Weise Sülffmeister (ein Patrizier, der Salzpfannen hatte und Salz sieden durfte) werden konnte, als wenn er zuvor in der Fastnacht ein großes, mit schweren Steinen angefülltes Weinfaß mit zwei davor gespannten starken Pferden im schnellen Laufe durch die ganze Stadt umhergeführt hatte. An die beiden Böden des Fasses waren Achsen befestigt, woran das Seil zum Ziehen und Fortwälzen gebunden wurde. Der Aufzug, der den neuen Köpefahrer begleitete, war sehr feierlich, denn es ge-

hörten dazu: Trompeter, Vorreiter, Köpenführer, Sülffmeister und Baermeister, welche letztere die Pflicht hatten, alle im Salzwesen vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten. Alle waren zu Pferd. Sobald die Fahrt vorüber war, wurde die Köpe auf einem Holzstoß verbrannt und die Theilnehmer tanzten um das Feuer, bis es verlöschte.

Eine handschriftliche Chronik der Stadt Schwäbisch-Hall erzählt folgende That, die ein Beleg ist, daß auch Frauen zuweilen jene Tugend besitzen, welche schon Tacitus den Deutschen nachrühmt: „Anno 1532 seind drei adliche Geschwister, die Friderichin genannt, von Eltershofen bürtig, nach Johannistag im Sommer, gen Undermünkheim von Hall in des Mühl-Michels Haus kommen, alda des besten Weins 32 Maas, ohn die Kost, ausgetrunken, die Zech bezahlt, und seind ruhig vor Nachts wieder mit einander gen Hall gangen."

Auch in unsern Tagen giebt es noch Klostergeschichten. Ein Reisender, welcher Südamerika besuchte und sich eine Zeit lang in Arequipa aufhielt, wurde eines Tages auf eine Dame auf einem Balcon aufmerksam gemacht: es sei Donna Mercedes, die verbrannte Nonne. Auf die Bitte des Reisenden wurde ihm die seltsame Geschichte erzählt. Sie stammte aus einer adligen Familie und ihr Vater wünschte, daß der Sohn das ganze Vermögen erbe, weshalb sich die Tochter in das Kloster begeben solle. Donna Mercedes fügte sich, weil grade unglückliche Liebe ihr Herz betrübte. Aber die Reue stellte sich bald ein, namentlich als sie wirklich den Schleier genommen hatte, wenn sie auch ihre Pflichten tadellos verrichtete und sogar Pförtnerin wurde. Einst in der Nacht aber kam Feuer in der Zelle derselben aus; man löschte zwar dasselbe bald, aber in der Zelle fand man den halbverbrannten Leichnam der Nonne. Das Begräbniß fand statt, die Familie trauerte und das Ereigniß war beinahe vergessen, als eine Dienerin des Klosters eines Tages Donna Mercedes an dem Fenster eines Hauses der Stadt zu erkennen glaubte. Man erkundigte sich und sie war es wirklich. Sie hatte sich mit einem Arzte verabredet, der Zutritt im Kloster hatte und ihr einen Leichnam aus dem Hospital verschaffte, welchen sie mit Spiritus im Bette begoß und dann anbrannte. Der Arzt wollte sie heirathen und mit ihr in eine entfernte Provinz gehen; als aber die Nonne wirklich erschien, erschrack er vor den Folgen seines Schrittes und fürchtete die Verfolgungen der Geistlichkeit; er beichtete demnach alles dem Bischof von Arequipa, dieser wollte die Nonne, welche sich zu einer Freundin begeben hatte, zwingen in das Kloster zurückzukehren, sie erklärte aber so bestimmt, sie würde sich in diesem Fall das Leben nehmen, daß man sie gewähren ließ.

Das Wiener Fremdenblatt erzählt: Vor einigen Tagen überbrachte in unsere Expedition eine Dame ein Inserat, in welchem sie anzeigte, daß sie 12,000 Gulden besitze und „nicht schön" sei, und lud durch dasselbe alle Jene, die sie zu heirathen beabsichtigten, Sonntags um 1 Uhr auf den Minoritenplatz ein. Das Erkennungszeichen war eine Scheere in der Hand. Der Expeditor unseres Blattes beurtheilte es, wie Jeder gethan

hätte, als einen der vielen folgenlosen Scherze, und das Inserat wurde in dem Freitagsblatte abgedruckt. Sonntags Mittags um 1 Uhr nun war in Folge dessen der Minoritenplatz mit Neugierigen bedeckt, welche der „Dame mit der Scheere" lachend und scherzend harrten, obwohl wahrscheinlich Niemand ernstlich daran glaubte, daß sie erscheinen werde. Trotzdem hatte die Heirathslustige, die in der zahlreich versammelten Menge doch die Folgen ihres Scherzes sehen mußte, die unglaubliche Unvorsichtigkeit, plötzlich mitten in der Menge mit einer Scheere in der Hand zu erscheinen und sich so als die heirathslustige Heldin zu erkennen zu geben. Sie soll, wie man uns erzählt, wirklich „nicht schön" und überdies über 27 Jahre alt sein. Es entstand nun ein solcher Lärm und Scandal, sie wurde mit solchen Namen belegt, daß die Polizei einschreiten, und die Heirathslustige sich durch die Flucht in einem Fiacre vielleicht den ernstesten Folgen ihres zu weit getriebenen Scherzes entziehen mußte. Das Mädchen soll eine Sprachlehrerin sein.

Bajazzo.

Lessing, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, bewohnte in Weimar in einem Hotel ein abgelegenes Zimmer und lehnte an der Mittagstafel jede Unterhaltung ab. Ein Fremder, welcher hörte, daß Lessing anwesend sei, wünschte diesen berühmten Mann kennen zu lernen, und ging deshalb wider Abmahnen des Wirths nach dessen Zimmer. — „Habe ich vielleicht das Vergnügen, den berühmten Herrn Lessing zu sprechen?" fragte derselbe. Lessing wandte sich um und antwortete: „Ich bin der Evangelist Lucas!" Verdutzt durch diese Antwort wiederholte der fremde Herr sein Anliegen, erhielt aber dieselbe Antwort: „Ich bin der Evangelist Lucas!", Der Fremde entfernte sich und theilte den Gästen mit erschrecktem Gesichte mit, daß der berühmte Mann in Folge seiner gelehrten Untersuchungen den Verstand verloren habe und namentlich die fixe Idee hege, daß er der Evangelist Lucas sei. Alle hörten der Erzählung des Fremden zu und bestätigten seine Meinung. Plötzlich erhob sich ein Gast und bat, daß er eine nähere Erklärung der Antwort geben dürfe. „Die Apostel," sagte er, „haben bestimmte Symbole, mit denen man sie zeichnet. So wie Johannes mit einer Schlange, die aus dem Kelche trinkt, als Zeichen, daß er auch die schlimmsten Menschen umzugestalten wußte, dargestellt wird, so wird Lucas mit einem ihm zur Seite stehenden Ochsen gezeichnet."

Unter schallendem Gelächter der Anwesenden verließ der Fremde, der für seine Zudringlichkeit hinlänglich bestraft war, das Zimmer und hat nie wieder an Lessing's Verstand gezweifelt.

Der verstorbene Dr. Heinsius, Professor der deutschen Sprache, wurde stets ärgerlich, wenn er von Leuten, mit denen er umging, Sprachfehler hörte, und gab er auf fehlerhafte Fragen nicht eher Bescheid, als bis er die Fehler corrigirt hatte, was oft zu hübschen Scenen Anlaß gab.

— Einst wurde er durch das Vergessen seines Hausschlüssels genöthigt, seinen Wirth zu wecken; nachdem er verschiedene Male geklopft hatte, öffnete derselbe das Fenster und fragte: „Na wer stört mir hier in meiner Ruhe?" — „Es ist der Accusativ!" antwortete Heinsius ärgerlich. „Na! der scheere sich zum Teufel, den kenne ich nicht!" damit warf der schlaftrunkene Wirth sein Fenster zu, und Heinsius mußte warten bis der Wächter kam.

Ein Greis Namens Gentilly von Sannois, in Meaux wohnhaft, verlangte kürzlich die kirchliche Einsegnung seiner im Jahr II. der Republik durch den Gemeindevorstand geschlossenen Ehe. — Wir wollen sie an einem Abend feiern, ganz geräuschlos, sagte der Pfarrer. — Nein, nein, erwiederte der Greis, ich will, daß es mit Ceremonie am hellen Tage geschehe. — Wie Sie wollen; Sie müssen aber Zeugen bringen. — Ich nehme meinen Sohn, der ist sechszig Jahr alt. — Sie wissen, man braucht zwei Zeugen. — Dann nehmen wir noch den Sohn meines Sohnes, der ist achtunddreißig Jahre alt, und dann bleibt noch der Enkel meines Sohnes mit sechszehn Jahren, welcher die Braut zum Altar führen kann. Gesagt, gethan. Der sechzehnjährige Brautführer bot der Braut, seiner Urgroßmutter von zweiundachtzig Jahren den Arm; der Bräutigam ist sechsundachtzig Jahre alt.

Ein junger Pariser aus einer adlichen angesehenen Familie, deren Vermögen und Geduld er indessen durch Verschwenden erschöpft hatte, wurde auf das Unablässigste von seinen Gläubigern verfolgt. Entschlossen, den Plackereien auf irgend eine Weise ein Ende zu machen, lud er die Herren für eine bestimmte Stunde in seine Wohnung. Sie kamen. Der Kammerdiener empfing sie im Vorsaale. „Ihre Rechnungen meine Herren", bat er. Die Papiere wurden mit unzähligen Bücklingen überreicht. „Warten Sie gefälligst wenige Minuten, die Berichtigung wird sogleich erfolgen." Mit diesen Worten und einem artigen Winke, Platz zu nehmen, verfügte er sich in das Zimmer seines Herrn. Eine Sekunde später fällt drinnen ein Schuß, der Kammerdiener stürzt todtenbleich mit der Miene des Entsetzens heraus und schreit: „Sie haben ihn getödtet! Sehen Sie das Opfer Ihrer Grausamkeit, da liegt mein Herr mit zerschmettertem Hirne." Die Gläubiger ringen die Hände und eilen davon, dem Verhöre des Polizeikommissärs und andern Justizweitläufigkeiten zu entgehen. — — Eine Viertelstunde später wechselte der Graf von T. seine Wohnung und sein Stadtviertel. Seine Gläubiger, die ihn alles Ernstes für todt hielten, erfuhren erst die List, deren Opfer sie geworden, als der Selbstmörder Paris und Frankreich verließ, und ihnen dies in einem sehr verbindlichen Schreiben anzeigte.

Eine separate Wohnung. In einer belebten Gasse Prags wurde der an einem Hausthore befindliche Vermiethungszettel einige Male von Gassenjungen abgerissen. Der Hausherr übergab dem zu ebener Erde wohnenden Tischler, welcher blos Särge fertigte, die Obhut über denselben. Dieser klebte den Zettel auf einen vor seinem Hause als Schild stehenden Sarg und zwar mit den Worten: „Hier ist eine separate Wohnung" für einen ledigen Herrn.

Englische Geduld. Einem Engländer, der mit besonderer Genauigkeit täglich die Herrlichkeiten der Industrie-Ausstellung musterte, wurde mit besonderer Ausdauer auch täglich sein seidenes Taschentuch gestohlen. — Um endlich Aufklärung über seinen diebischen Verfolger zu erhalten, kaufte er ein Dutzend ostindischer Taschentücher von auffallend karrikirtem Muster. Aber täglich wurde ihm eines derselben entwendet, so, daß von dem ganzen Dutzend nur noch der trübe Rest eines einzigen verblieb. Beim zwölften gelang es seinen fieberhaft gespannten Gefühlsorganen, die Diebe zu ertappen. „Wäre es mir heute nicht gelungen," sagte der Sonderling, „so hätte ich morgen mit einem neuen Dutzend angefangen."

Dr. Heim, der einer der größesten Mediciner Deutschlands war und in Berlin lange Zeit eines europäischen Rufes genoß, hatte zur Gewohnheit, gleich des Morgens, während seines Ankleidens die Klinik zu eröffnen, d. h. Kranke, die sich bei ihm meldeten, von den jungen um ihn versammelten Aerzten untersuchen und nöthigen Falls auch operiren zu lassen. Gewöhnlich sprach Heim nur dann und wann einige einzelne lakonische Worte dazwischen, meist nur bezweckend, Abschweifungen zu vermeiden und die Untersuchung auf den wirklichen Leidenspunkt zurückzuführen. Eines Tages war zu dieser Klinik auch ein armer Arbeitsmann gekommen, der sich vor den jungen Aerzten auf das Kläglichste geberdete und diese durch seine Schilderung auf alle möglichen Krankheitsvermuthungen brachte. Heim, der dem ruhig eine Zeit lang zusah, trat endlich, als die Sache immer weiter und weiter ging, seine Cravatte und Weste anlegend, dicht an den Kranken heran, indem er ihn fragte, ob er verheirathet sei. Als der Leidende dies bejahte, sagte Heim ganz gelassen, indem er an den Spiegel zurücktrat und sich das Haar ordnete: „Nun dann, mein Lieber, geh Er nach Haus und nehme Er ein Brechmittel ein." Der verblüffte Arbeitsmann verbeugte sich, gestand, daß er sich mit seiner Frau gezankt, und drückte sich dann ehrfurchtsvoll, mit dem Versprechen, das vorgeschlagene Vomitiv prompt und richtig einzunehmen, zur Thür hinaus. Die jungen Aerzte sahen ihm beschämt nach, und Heim, der während dessen seinen Anzug beendet hatte, ging mit seinem gewöhnlichen kurzen, aber freundlichen Morgengruße hinaus, um in den Wagen zu steigen und seine Patienten zu besuchen.

In Paris besaß der Marquis de Lavalette einen prächtigen Marmorpalast. Ein Amerikaner, Namens Tuffon, gehörte, obgleich er nicht reich war, zu den Freunden des Marquis. Als der Amerikaner einmal bei ihm speiste, äußerte Lavalette, wie er gerne seinen Palast für das, was er ihn gekostet, hingeben würde, da er selten nach Paris käme. Während dieser Rede bringt der Bediente dem Amerikaner einen Brief, der als dringend bezeichnet war. Tuffon liest den Inhalt und wendet sich darauf ruhig zu dem Marquis, das abgebrochene Gespräch wieder fortsetzend. — „Und welche Summe würden Sie für Ihr Haus verlangen?" fragte er. — „Nicht viel . . . . um 400,000 Franken gebe ich es hin." — „So wie es steht, möblirt?" — „Ja, wie es ist." — „Ich kaufe es . . . . morgen sollen Sie das Geld haben," versetzte ruhig der Amerikaner, und als ihn der Marquis erstaunt ansah, und dessen Miene verrieth, daß er das Ganze für

einen Scherz halte, reichte er ihm den eben erhaltenen Brief, welcher freilich die Sache völlig aufklärte. Tuffon hatte einen sehr reichen Bruder, der aber mit vierzehn Kindern gesegnet war. Die Cholera raffte jedoch alle vierzehn Kinder schnell hinweg und ihnen folgten bald darauf auch die Eltern in das Grab. Ohne daß er eine Ahnung davon hatte, war also der in Paris wohnende Tuffon Erbe von einem Vermögen geworden, das jährlich über 150,000 Dollars abwarf. — Am Tage darauf erhielt der Marquis wirklich den geforderten Kaufpreis für seinen Palast, und jetzt bewohnt diesen der plötzlich reich gewordene Tuffon und seine Frau, die vor zwei Jahren noch ein armes Mädchen war, sich aber jetzt mit vielem Anstand in ihr glänzendes Loos zu finden weiß.

Zu den charakteristischen Genrebildern von Paris gehört unstreitig auch Folgendes: Ein gewisser D. kommt mit einer Matratze auf dem Rücken auf den Quai „du Marché neuf“, an dem er wohnt, herunter, und fängt an, das Stroh derselben auszuschütten. Ein Polizeiagent belehrt ihn, daß dies nicht erlaubt sei, er dürfte das Stroh nicht auf die Straße werfen. D. aber will keine Belehrung, sondern will Freiheit. Der Agent beharrt auf seinem Lehrsystem, Zank, steigende Heftigkeit, endlich Wuth des D., ja blinde Wuth. Denn er geht so weit in seinem Eifer, daß er schreit: „Ich werde die schwere Matratze nicht wieder hinaufschleppen!“ Und — plump, wirft er sie in die Seine! Diese Freiheit gestattete ihm die Polizei, aber nicht seine Frau, welche eben aus dem Hause tritt. „Unglückseliger!“ ruft sie ihm zu, „welch' ein Wahnsinn ergreift dich! Du hast unser ganzes Vermögen in die Seine geworfen! All' unser Geld war in der Matratze versteckt.“ D. sah in dieser Entwickelung seines Schicksals-Drama's einen Grund mehr, seine Wuth zu steigern. Er wüthet gegen den Polizeiagenten, dem er Schuld giebt, die unselige That veranlaßt zu haben. Allem Anschein nach will er ihn um den billigen Forderungen der Nemesis zu genügen, der Matratze nachwerfen. Doch der Agent findet die Jahreszeit noch nicht angemessen zum Baden. Kampf und Sieg der Polizei. D. wird geschlagen, umzingelt, kriegsgefangen, und auf die Festung, der Polizeipräfektur, gesandt. Inzwischen war die Matratze so gescheut gewesen, zu schwimmen, und wurde auf den Hülfsruf der Frau D., die lieber ihren Mann seinem Schicksal überließ, als ihre Matratze und Geldkatze, an einer Waschbank angehalten und glücklich gerettet. Wirklich war ein Beutel mit 375 Francs darin versteckt. D. hatte ebenfalls das Schicksal, diese Nacht ohne Matratze, statt auf einer neugestopften, zu schlafen!

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 45. Nordhausen, November. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Seltsamer Rechtshandel um eine Frau.

Der Kassirer eines großen Handelshauses zu S. machte lange schon einem jungen Mädchen den Hof, welches für seine Zärtlichkeit leider wenig Gefühl verrieth. Allein er konnte sich damit trösten, daß es seinen beiden Nebenbuhlern nicht besser erging; denn außer ihm bewarben sich noch zwei Männer um die Gunst der kleinen Spröden.

Der Vater des Mädchens, der seine Tochter bald versorgt zu sehen wünschte, hätte es gern gesehen, wenn diese für einen der Anbeter sich entschieden hätte; er brachte es auch nach wiederholten Vorstellungen wirklich dahin, daß sie sich seiner Bestimmung zu fügen versprach. Erfreut über diesen Entschluß beschloß der Vater noch einige Zeit zu warten, ob vielleicht nicht einer oder der andere die Vorliebe des Mädchens gewinnen möge. Da aber dies nicht geschah, so lud der Vater die drei Bewerber zum Abendessen ein. Sie erschienen und staunten nicht wenig, sich beisammen zu finden, denn ihr Wirth hatte jedem insgeheim gesagt, daß es heute mit der Verlobung seiner Tochter richtig werden solle. Unsere drei Freier saßen wie auf der Folter! mit dem Essen wollte es nicht vorwärts gehen, es entstand eine peinliche Stille, die der Wirth erst beim Nachtisch durch folgende Rede unterbrach:

Ich kenne Ihre Absichten, meine Herren und billige sie. Wie gern möcht' ich Sie alle glücklich machen; allein, sagen Sie selbst! dies ist unmöglich. Ich habe nur eine Tochter und diese darf nicht mehr als einen Mann haben. Um letzteren zu erhalten, überläßt sie sich ganz meinem väterlichen Willen, meiner eignen Bestimmung. Ich könnte mich in der Wahl irren, also mag das Loos entscheiden. Mein Kind erhält von mir keine Mitgabe, wie Ihnen bekannt ist. Sie aber, meine lieben Gäste, sind alle drei wohlhabende Leute und lieben Röschen, wie Sie behaupten, gleich stark. Wohlan! möge Ihre Liebe Rosa's Vermögen gründen. Jeder von Ihnen lege demnach hundert Louisd'or in meine Hand; dann besitzt sie deren dreihundert!

Man ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Wer ihn nicht hätte annehmen wollen, würde wenig Liebe für Schön-Röschen bewiesen, folglich sich selbst ausgeschlossen haben.

Folgenden Tages brachte jeder Freier sein Geld. Man looste und das Loos entschied zum Vortheile des jungen Kassirers. Der junge Mann jubelte; er war zu glücklich, als daß er seine Freude hätte geheim halten können, und so theilte er sie denn seinem Prinzipal mit, der noch unverheirathet war; keinen Umstand der seltsamen Geschichte verhehlte der trunkene Liebhaber. In seiner Freude gestand er auch, daß er die hundert Louisd'or aus der ihm anvertrauten Comptoirkasse genommen habe. Der Prinzipal, weit entfernt, seinem Kassirer deshalb Vorwürfe zu machen, wünschte ihm vielmehr alles Glück, und um ihm zu zeigen, wie aufrichtig er an seiner Freude Theil nahm, bat er ihn, seine verlobte Braut und baldige Gattin zu einem Feste, das unter Verwandten in seinem Hause gefeiert wurde, mitzubringen. Die junge Braut erschien auch ohne Bedenken bei dem Kaufmanne; — dieser wurde von ihrer Schönheit betroffen und faßte die heftigste Neigung zu dem Mädchen. Armer Kassirer!

Schon Tags darauf war der Prinzipal, nachdem er alle Umstände wohl erwogen hatte, entschlossen, die Braut seines Kassirers selbst als Gattin heimzuführen. Doch sollte dieser Raub mit Anstand ausgeführt werden.

Freund, sagte der Prinzipal zu seinem Kassirer, du verdankst nur dem Zufalle das Glück, die zur Braut zu haben, die ich gestern gesehen; du bist also wohl nicht so verliebt, daß dir nicht auch eine andere Partie genügte. Liebst du mich als Freund, so trittst du mir deine Ansprüche ab. Ich bete Röschen an, aber ich will dich durch deine Gefälligkeit nicht zu Schaden kommen lassen. Die dreihundert Louisd'or, welche Rosa's Mitgabe ausmachen, überlasse ich dir, und will dir die hundert Louisd'or, die du aus meiner Kasse genommen hast, doppelt schenken, also im ganzen fünfhundert Louisd'or. Bedenke dir diesen Vorschlag, damit ich dann sofort mit dem Vater des Mädchens sprechen kann. Der junge Mann aber kränkte seine Erwählte nicht durch langes Besinnen, sondern schlug den Antrag rund ab. Vergebens war alles Bitten und Drängen von Seiten des Prinzipals.

Nun, sagte dieser endlich, so sollen denn die Gesetze selbst mich in den Besitz deiner Geliebten bringen, und du sollst dazu alles verlieren, was ich dir schenken wollte.

Der Kassirer lachte laut auf. Der Kaufmann wandte sich an den Vater von Schön-Röschen und an diese selbst; aber nicht mit größerem Glücke. Da wurde endlich der Kassirer gerichtlich belangt, weil er ein durch seines Prinzipales Geld erworbenes Gut, welches doch dem Eigenthümer jenes Geldes gesetzlich zugehöre, nicht herausgeben wolle.

Die Parteien erschienen vor Gericht. Der Kaufmann berief sich auf das zu Recht bestehende Handelsgesetz, Kraft dessen dem Kaufmanne jeder Vortheil zukommt, den seine Commis mit seinem Gelde machen, so lange letztere in seinem Dienste stehen.

Mein Freund hier, sagte er, hat sich meines Geldes bedient, um eine Frau zu kaufen. Das Capital, die hundert Louisd'or, waren mein Eigenthum, die Rente davon ist seine Braut; folglich gehört letztere mir zu, und ich bitte, sie mir zuzusprechen.

Diese sonderbare Anwendung eines Handelsgesetzes belustigte anfangs die Richter, endlich aber mußten sie die Sache doch ernstlich erwägen.

Der Commis meinte zu seiner Vertheidigung: Kein Gesetz, keine besondere Denkungsart habe jemals das Weib unter die Gewürzwaaren oder Manufakturartikel gezählt, ob es gleich zuweilen wohl von diesen die Leichtigkeit und von jenen die bittere Süßigkeit habe. Nur Barbaren, schloß er seine Rede, treiben mit Weibern Handel.

Die letzten Worte wirkten. Der Kaufmann wurde abgewiesen und der junge Kassirer blieb im vollen Besitze seines süßen Rechtes.

(Illustr. Magazin.)

Moderne Schiffsladungen.

Ein italienischer Impressario hatte unlängst die Direction eines neuen Theaters auf einer der nunmehr civilisirten Südseeinseln übernommen. In einer großen Stadt Italiens warb er tüchtig für sein Unternehmen und es fehlte nicht an Sängern und Schauspielern. Bald war die ganze Truppe unter Segel gegangen und schwamm in Hoffnungen und von den Wellen gewiegt dahin, ihrem fernen Bestimmungsorte zu. Jetzt aber lernten sich die einzelnen Mitglieder erst näher kennen. Nachdem die Seekrankheit der ersten Tage vorüber war und die Künstler etwas fester gegen die bösen Einflüsse der Reise geworden waren, wurden einige Opern ausgetheilt und die Proben sollten beginnen, um die tödtliche Langweile zu verscheuchen. Allein welch ein Sturm erhob sich da! Rollenvertheilen! Probenhalten! Kampf der Elemente! ärger als die wogende See vom Orkane gepeitscht. Zu jeder einzelnen Parthie fanden sich viele Berechtigte; da war eine Menge Tenore, Baritone, Bässe, Primadonnen. Was hatte der Director gemacht? Man bestürmte ihn mit heftigen Anklagen. — Meine werthen Freunde! antwortete er mit kalter Miene, Ihr müßt wissen, daß ich die Reise nach Indien schon dreimal gemacht habe und daher verstehen muß, was ich thue. Es ist wahr, ich habe zwölf Tenore engagirt.

Die Tenore schrieen entsetzt auf, schauten einander verblüfft an und — aus folgendem Grunde. — Wenn wir bei den kanarischen Inseln vorbeikommen, so muß ich darauf rechnen, zwei Tenoristen zu verlieren. Wegen der Fieber, versteht mich wohl. Während des kurzen Aufenthaltes zu St. Thomas, wieder zwei, ganz natürlich, dies thut Viel.

Wie? ganz natürlich, schrieen Alle entsetzt. — Wie ich Euch sage, lieben Freunde: In St. Helena gehen für gewöhnlich drei darauf; beim Cap der guten Hoffnung zwei, das ist richtig, da könnt Ihr Gift darauf nehmen. Lassen wir nur einen auf Bourbon und einen auf Isle de France, so können wir von Glück sagen. Da seht Ihr nun, wenn ich von allen zwölf, die ich mitnahm, einen gesund an Ort und Stelle bringe, so kann ich mich als einen Glückspilz betrachten. Deßhalb keine Sporenzien gemacht, lustig an's Werk und zur Probe.

Glückliches Zusammentreffen.

Ein junger Mann, der unlängst aus Amerika angekommen, dem aber in Paris kein Versuch, sein Glück zu machen, gelungen ist, war in die tiefste Entmuthigung verfallen; ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Gönner, fast ohne einen Erwerbszweig, der nur das tägliche Brot giebt, und an dem Punkte angekommen, wo man dem Hungertode nahe ist, verkauft er seine Uhr und entschließt sich, nur noch einen Tag zu leben: aber dieser Tag soll noch ein glücklicher sein, er will alle Genüsse in demselben zusammendrängen, die ihm fehlten, so lange er lebte. Er überzählt sein Geld und findet es hinreichend, einen Spaziergang zu machen, eine gute Mahlzeit zu halten, in die Oper zu gehen und der geliebten Musik sich zu erfreuen, und dann durch den Dolch oder im Wasser zu sterben, je nachdem er durch die Musik gestimmt werden würde. Nachdem dieser Plan entworfen ist, drängt er jeden unangenehmen Gedanken von sich und nimmt sich vor, noch ein Stück von dem Leben zu genießen, ehe er dasselbe verlasse. Zuerst in das Bad, aber in ein Bad mit allen Genüssen, wie sie das Kapuzinerbad gewährt. „Die Luft ist freilich mild und lau," dachte er bei sich, als er in der Badeanstalt angekommen war; . . . . „aber es hilft nichts, ich muß doch sterben." Dieser traurige Gedanke wird indeß durch ein Geräusch in seiner Nähe unterbrochen; ein alter Mann war auf den Marmorstufen ausgeglitten und gefallen, und hatte sich den Fuß dabei so sehr verrenkt, daß er nicht wieder aufstehen konnte. Der junge Mann fühlte sogleich, daß er noch eine gute That verrichten könne, ehe er stürbe; er eilt also zum Beistande des Unbekannten hinzu, erbietet sich denselben nach Hause zu begleiten und lieset, indem er ihm verschiedene Kleinigkeiten, die ihm aus der Tasche gefallen, wieder hineinsteckt, mit Verwunderung seinen eigenen Namen auf einer Visitenkarte. Sollte der Mann vielleicht ein Verwandter sein, den die Vorsehung ihm sende, um ihn am Leben zu erhalten? Seine Familie stammte aus Paris; und es wäre wohl möglich, daß ein Glied derselben dem Verbannten in der neuen Welt unbekannt geblieben. Die ersten Worte, welche die beiden Fremden mit einander in der Wohnung des Alten sprachen, bestätigten die Hoffnung; es war ein unverheiratheter, edelgesinnter und reicher Oheim, der auf diese Weise seinen einzigen Enkel fand; der eine war erfreut, noch leben und der andere entzückt, nicht sterben zu müssen, und beide segneten ihren Gang ins Bad.

Die Probe.

König Georg III. von England suchte einen zuverlässigen Schiffskapitain für ein Schiff, welches zu neuen Entdeckungen der Länder im großen Ocean sollte ausgesandt werden. Es meldeten sich Viele dazu, worunter mehrere Kapitaine von gutem Rufe waren. Um aber den Würdigsten heraus zu finden, gebrauchte er ein eigenes Mittel. Der König lud sämmtliche Bewerber zu einem Diner ein, um, wie er sich ausdrückte, jedem der Herren

seine Achtung zu bezeigen. Nach aufgehobener Tafel entfernte sich der König und ließ nun Wein, wie viel Jedem zu trinken beliebe, auftragen. Natürlich that jeder Herr sein Möglichstes im Trinken, um seinen Collegen zu beweisen, daß er in jeder Beziehung tapfer sei. Nur ein junger Mann saß schweigsam in der Ecke des Saales und sahe dem Gelage zu, während er alle Aufforderungen zum Trinken zurückwies. Der edle Rebensaft fing bald an zu wirken; Einer nach dem Andern bekam eine schwere Zunge und verlor die Balance, so daß, ehe die Mitternacht kam, die meisten unter den Sesseln lagen. Durch eine Glasthür hatte der König dem muntern Treiben zugesehen und auch den jungen theilnahmlosen Mann bemerkt. Am andern Tage erhielt Sir Walter, so hieß der stille Capitain, das Schiffscommando zum nicht geringen Erstaunen der Uebrigen, die bald erfuhren, daß Georg auf diese Weise den Besonnensten herausgesucht hatte.

Lustige Chronik.

Noch ein Goldland ist in Neuseeland durch einen Herrn Hargraves entdeckt worden, welcher versichert, daß das innere Gebirgsland von Neuseeland ein unermeßliches Goldfeld sei. Bereits befindet sich in Folge dieser Entdeckung die Stadt Bathurst und Umgegend in der größten Aufregung; alle Geschäfte stehen still und die ganze Einwohnerschaft wandert aus nach dem Goldfelde. Der Geolog der Regierung hat die Entdeckung bestätigt und bereits ist reines Gold eingeliefert worden. Alle Dienstboten verlassen die Stellen und die Herrschaften wissen nichts besseres zu thun, als ihnen zu folgen; schon arbeiten Richter, Aerzte, Kaufleute in den Gruben; die Schmiede können den Bestellungen von Hacken und Schaufeln, die Tischler denen auf „Goldwiegen" nicht genügen und die Straßen sind mit förmlichen Karawanen bedeckt.

Während der Ulmer Messe wurden ein Schultheiß und seine Frau aus einem nahen bayerischen Bezirke wegen Ausgabe falscher Zwanziger verhaftet. Die Frau ging von Bude zu Bude, kaufte in jeder eine Kleinigkeit für einige Kreuzer und ließ sich auf die Zwanziger herausgeben. Einem Polizeisoldaten fiel ihr Benehmen auf und er verhaftete sie; die Frau betheuerte ihre Unschuld, später gestand sie, hie und da ein Bischen gestohlen zu haben, um mit der Strafe eines einfachen Diebstahls davon zu kommen. Es ergab sich aber das oben erwähnte schwere Verbrechen. Die Zwanziger, die der Herr Schultheiß verfertigt hat, sind von Silber, aber von Neusilber. Die beiden Leute sollten auch ohne das Zwanzigergeschäft in keiner schlimmen Lage gewesen und nicht durch Noth zu demselben getrieben worden sein.

Vermeintlicher Scheintod. In einem Dorfe des Dep. der Orne wurde am Abend eine Frau begraben. In dem Augenblick, wo der Sarg in die Gruft hinabgelassen ward, vernahm man ein Stöhnen, so daß man

veranlaßt ward, den Sarg zu öffnen; indeß überzeugte man sich, daß sich wirklich ein Leichnam und keine lebende Person in demselben befand. Kaum war der Sarg wieder hinabgesenkt und die erste Schaufel mit Erde auf denselben gefallen, so wiederholte sich das Stöhnen in dem Grabe, daß das ganze Leichengefolge nebst Todtengräber und Geistlichen die Flucht ergriff. Nur ein alter Soldat hielt Stand, unternahm auf eigene Hand eine neue Untersuchung, und fand zuletzt in der Gruft halb unter dem Sarge und halb bereits mit der Erde bedeckt einen Betrunkenen, welcher in der Finsterniß dort hineingestürzt war und beinahe lebendig begraben worden wäre.

In Baiern ist neulich eine geistreiche Namensvertauschung vorgekommen, die sich zwei Bauern zu Schulden kommen ließen und deshalb vor Gericht standen. Schnofel und Pimmelhuber, so heißen die beiden geistreichen Leute, waren in den königlichen Forst mit einem Handwagen gefahren und hatten Holz gestohlen. Wie sie sich mit ihrer Beute entfernen wollen, sehen sie einen Gendarmen auf sich zukommen. Um diesen, der sie natürlich wegen dieser Langfingerei zur Rede stellen wird, irre zu führen, bereden sie sich rasch, ihn durch Angabe falscher Namen zu täuschen, und auf folgende geniale Weise wird dies auch ausgeführt. Der Gendarm fragt den Schnofel aus Ebertshausen: Wie heißt Er? Worauf Schnofel antwortet: Pimmelhuber heiß' ich und bin da drüben in Gumholzkirchen zu Haus! Der Gendarm bemerkt dies in seiner Schreibtafel. Und so fragt er nun den Pimmelhuber, worauf dieser, eben so pfiffig wie sein Dorfnachbar, antwortet: Ich bin halt der Schnofel aus Ebertshausen. — In den nächsten Tagen werden beide vor den Landrichter citirt und wundern sich über alle Maßen, wie man sie trotz ihrer pfiffigen falschen Namensangabe doch entdecken konnte.

Auf dem Kirchhofe Père Lachaise befindet sich eine Grabschrift an einem eisernen Gitter, die so lautet: „Der hier in Gott ruhenden Frau Jeanne Madelaine Leblanc hat ihr untröstlicher Gatte dieses prächtige Grabgitter eigenhändig gearbeitet. Wer sich ein ähnliches wünscht, beliebe die Bestellung in der Straße des Capucins Nro. 205 bei Charles Maurice Leblanc zu machen."

Bajazzo.

In Paris hatten in der grande rue verte (im Fauburg St. Honoré gegen Mitternacht) die Vorübergehenden vor Kurzem ein sonderbares Schauspiel. Aus dem dritten Stock eines Hauses flogen Silber- und Goldstücke, Banknoten, Möbeln aller Art, und hätten diese Methode, in so später Stunde auszuziehen, die Vorübergehenden und Nachbarn nicht zu auffallend gefunden, hätten sie sich nicht in die Wohnung des Narren bemüht, eine schöne junge Frau hätte denselben Weg wandern müssen wie Möbeln, Banknoten, Gold- und Silberstücke. Die Leute brachten den erzürnten Gatten

zur Besinnung, und es stellte sich heraus, daß derselbe soeben einen geheimen Briefwechsel seiner liebenswürdigen Ehehälfte entdeckt hatte; allein der geheime Briefwechsel, wie die Liebesgeschichte waren — einem Feuilleton zugedacht; die junge Dame, ein „Blaustrumpf," hatte ihren ersten Roman geschrieben, während der arme Mann glaubte, sie habe ihren ersten Roman gespielt. Dieser Vorfall erinnert an einen andern. Eine Dame, die ebenfalls Liebesbriefe, aber nicht fürs Publikum, geschrieben, endigte dieselben, in der Furcht, sie könnten in die Hände ihres Mannes fallen, stets mit der Nachschrift: „Die Fortsetzung in der nächsten Nummer." Eine andere Dame, deren Mann äußerst eifersüchtig war, aber eine solche Furcht vor dem Tode hatte, daß er bei dem Anblick eines Leichenwagens fast in Ohnmacht fiel und beim Anblick anderer Gegenstände, die an den Tod erinnern, z. B. Trauerkleider, schwarzes Siegel u. s. w. leichenblaß wurde, unterhielt unter den Augen ihres Mannes einen unrechtmäßigen Briefwechsel, indem sie mit ihrem Korrespondenten verabredete, daß er immer auf Papier mit schwarzem Rand schreiben und die Briefe schwarz siegeln solle. Kam nun zufälliger Weise ein an die Dame gerichteter Brief von dieser Form in Gegenwart ihres Mannes an, so beeilte sie sich, ihn seinen Blicken zu entziehen, und der Eifersüchtige hatte nicht nur keine Ahnung, daß er hintergangen werde, sondern sah einen Beweis zarter Aufmerksamkeit und Liebe darin, daß die Frau den Anblick beängstigender Gegenstände seinen Augen sorgfältig entziehe.

Der berühmte Buffon hatte eine Mittagsgesellschaft von anderen ausgezeichneten Naturforschern bei sich, und nach Tische trat man aus der Thür ein Viertelstündchen in's Freie. Es war ein heißer Sommertag, obgleich die Sonne tief stand. Im Garten stand auf einem Postamente eine Glaskugel, wie man sie in Gärten hat, um die Aussicht zu spiegeln; einer aus der Gesellschaft legt die Hand darauf und findet, daß dieselbe auffallender Weise an der Schattenseite heißer ist, als an der Seite, wo die Sonne sie bescheint. Er theilt dem Nächsten seine Bemerkung mit, und Einer nach dem Andern legt die Hand auf und findet sie bestätigt. Die ganze Gesellschaft sammelt sich um die Glasglocke und beginnt ein Gespräch darüber. Jeder hat eine Theorie zur Erklärung: der Eine nimmt die Reflexion, der Andere die Exhalation, der Dritte die Repulsion zur Hülfe, was der Eine nicht weiß, weiß der Andere, und kurz — sie kriegen's nach den Naturgesetzen heraus, daß es gerade so sein muß, und daß man sich nur würde verwundern müssen, wenn es umgekehrt und die Kugel in der Sonne heißer wäre, als im Schatten. — Buffon wollte die Sache jedoch noch nicht einleuchten. Er ruft seinen Gärtner herbei und fragt: „Sag' mal, woher mag es wohl kommen, daß die Kugel hier im Schatten wärmer ist, als in der Sonnenseite?" — „Woher?" sagt der Gärtner, „ich habe sie eben rumgedreht, damit sie nicht zu heiß würde!"

Unlängst entkam ein Galeerensclave aus dem Bagno zu Brest. Unkundig des Weges, geräth er mit anbrechender Dunkelheit in einen Pachthof, wo eben eine Hochzeit gefeiert werden soll. Einige von den Gästen bemerken ihn, wie er sich in einem Schuppen verbergen will; sie eilen hinzu

und der Arme wird verhaftet. Was soll aber nun mit ihm geschehen? Die guten Leute wollen den Hochzeitsschmaus nicht einbüßen, aber eben so wenig des Preises verlustig sein, der auf einen solchen Fang gesetzt ist. Sie entschließen sich daher, den Galeerensträfling an der Tafel Platz nehmen zu lassen, wo er zwar zu essen und zu trinken bekommt, aber streng bewacht wird. Nachdem er so die Nacht hingebracht, wird er am andern Morgen abgeführt und den Gerichten übergeben.

Gespräch am Krankenlager.

Pastor: Ja, liebster Freund, sollte das Krankenlager auch Sein letztes sein, drüben findet er die vorangegangenen Freunde und Lieben alle wieder!

Winkler: O Buchholze? —

Pastor: Er meint wohl Seinen Nachbar, der im vorigen Winter in trunkenem Zustande im Sauteiche ertrank? — Allerdings auch wohl den!

Winkler: Herr Pastor, das wär' mer gar nich lieb!

Pastor: Warum denn?

Winkler: Ja, da geht die verfluchte Sauferei von Neuem los!|

Pastor: Ach, lieber Freund, dort wird von so etwas nicht die Rede sein, und auch Buchholz wird nicht mehr, — wie Er es nennt — saufen!

Winkler: Buchholze nich mehr saufen? Herr Paster, da kenn'n Se Buchholze schlecht!

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 46. Nordhausen, November. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr

Werragründer Deutsch.

(Gegend zwischen Eisenach und Salzungen.)

Velten mit bedächt'gem Schritt
In den Kaufmannsladen tritt:
„Harre, hun Se Deise?"

„„Deise? Deise? lieber Mann,
Damit ich nicht dienen kann;
Kenne keene Deise.""

Velten sieht die Dosenreih'n,
Schwarz und bunt und groß und klein:
„Jo — durt senn ju Deise!"

„„Dosen! Ah — die meinet Ihr!
Dosen heißen wir sie hier;
Nennt Ihr Dosen Deise?""

„Ach was Dosen henn unn her,
Euer Dütsch is mei ze schwer —
Deise heise mei se!"

Velten kauft und kommt nach Haus,
Kramt, sein Glück erzählend, aus:
„Kenn'er! Da gob's Deise!"

(Fliegende Bl.)

Das große Alphabet.

Anfang. „Aller Anfang ist schwer," sagt ein altes Sprichwort. Dieses ist aber nicht wahr, denn der Anfang dieses Alphabets hat wenig Mühe gekostet, während beim Ende gewiß größere Schwierigkeiten aufstoßen werden; denn für die Buchstaben X und Y sind schwerer Worte zu finden, welche in dieses Alphabet passen dürften. Es läßt sich daher behaupten,

daß kein Anfang schwer sei, man muß nur den Anfang beim Anfange anzufangen wissen, man muß vom Bettlerstab nicht gleich auf Crösusschätze denken, man muß aus der Tiefe nicht gleich die Spitze des Chimborasso erspringen wollen, man muß bedächtig Stufe für Stufe hinansteigen, und nicht mit den Gedanken vorwärts fliegen, während man von der bleiernen Wirklichkeit zurückgezogen wird.

Böcke werden geschossen. Das Recht, Böcke zu schießen, haben nur die Männer, man sagt den Frauen nie: meine Gnädige, Sie haben einen Bock geschossen, sondern: „es ist Ihnen eine Schleife aufgegangen." Wenn z. B. eine alte, reiche Frau einen jungen Mann heirathet, so hat er einen Bock geschossen.

Chamäleon. Dieses Thier besitzt einer alten Sage nach die schöne Eigenschaft, seine Farbe nach Belieben wechseln zu können. Es gleicht darin vollkommen jenen Frauen, welche nach Wunsch erröthen oder erblassen, und die, wenn es ihnen gefällig ist, auch in Ohnmacht fallen können.

Dichter. Jedem Mädchen ist zu rathen, einem Dichter ihre Hand zu geben. Die Dichter sind die glücklichsten Menschen auf der Welt. Die Sonne scheint ihnen golden, der Mond silbern, ihre Frauen weinen Perlen, haben diamantene Augen, Zähne von Elfenbein, Hände von Alabaster. Trotz diesem goldenen und silbernen Scheine fehlt ihnen oft der wahre Schein, um sich die Wege ihres Lebens zu erleuchten.

Ehe. Die Ehe ist eine Oper, in welcher der Text von Hymen, und die Musik von Amor ist. Nur mit dem Unterschiede, daß in der Oper der Text meistens gesungen, und in der Ehe gelesen wird.

Fieber und Liebe sind zwei ähnliche Krankheiten, nur mit der Variation, daß bei jenem sich früher die Kälte, dann die Hitze, bei dieser aber früher die Hitze, und dann die Kälte sich einfindet. So wie beim Fieber, haben wir auch eine zwei-, drei- und viertägige Liebe, letztere ist schon etwas seltener geworden. Die siebenjährige Liebe hat sich bereits in das Reich der Sage verloren.

Gold. Das Gold war früher ein Hauptwort, jetzt aber ist es ein Haupt- und Bindewort.

Holz und Stroh. Die neue Zeit hat ein Holz- und Strohinstrument gebracht, ein gewisser Gusikow hatte diesem Instrumente gar zauberische Accorde zu entlocken gewußt. Jenes Holz- und Strohinstrument enthält die ganze Geschichte der Liebe. Das Stroh zeigt ein für das Feuer der Liebe leicht empfängliches Herz, es zeigt aber auch, daß diese Flamme schnell verlodert, daher ist das Holz das Bild der Treue, das jedem Sturme Trotz bietet, und sich eher entwurzeln, als brechen läßt. Das Stroh ist ein Bild der Schwäche des menschlichen Herzens, und das Holz ist der feste Glaube, an dem sich dieses halten soll. Das Stroh ist schwach, das Holz ist stark, und

Wo das Weiche mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.

Ikarus. Sie kennen, holde Leserinnen, schon die Schicksale dieses Jünglings, welcher mit wächsernen Fittigen sich zur Sonne emporschwingen wollte, und nachdem diese in ihrer Nähe zerschmolzen waren, ins Meer herab stürzte. Eben so geht es jeder falschen Schönheit, jeder falschen Tugend,

jeder affectirten Herzensgüte, jedem erkünstelten Mitleiden, sie sinken von den glühenden Strahlen der Wahrheit verzehrt in die Tiefe ihrer Nichtswürdigkeit herab.

Krankheit. Eine Krankheit, welche, so wie ehedem die Blattern, jeder Mensch passiren muß, ist die Liebe! Haben Sie schon geliebt? ist jetzt eine eben so verfängliche Frage, als ehedem: haben Sie schon geblattert? — Es ist zu verwundern, daß in unserer spekulativen Zeit noch Niemand auf den Gedanken gekommen ist, eine Liebeeinimpfungsanstalt zu errichten.

Langeweile. Die Langeweile ist eine jener grassirenden Epidemien, deren Giftstoff man aller Orten einathmet. Im Schauspielhause, im Concerte, auf der Promenade, in Gesellschaften, Soireen u. s. w. Es wird noch so weit kommen, daß die Langeweile modern wird, und wenn eine Dame von Jemandem sagen wird: das ist ein recht liebenswürdiger junger Mann, so wird das mit andern Worten nichts anders heißen, als: „der Mensch ist entsetzlich langweilig!"

Monumente. Unsere Zeit ist die Zeit der Monumente. Man hat sich hin und wieder über das den braven Weibern von Weinsberg zu errichtende Monument aufgehalten, dies, verehrte Leserinnen, war das feinste Compliment, welches man Ihnen machen konnte. Jene Einwendung wollte so viel sagen: warum gerade diesen braven Frauen ein Monument setzen, haben wir ihrer nicht genug?

Name. Sie werden gewiß schon, liebenswürdige Leserinnen, die bittere Erfahrung gemacht haben, daß in diesem Leben auf den Namen alles ankommt; ja es ist sogar oft nicht genug, einen Namen zu besitzen, sondern er muß auch einen guten Klang haben. Um allen diesen Uebeln abzuhelfen, wählt man sich mehrere Namen, und wem der eine nicht recht ist, der nimmt den andern.

Opfer. Jemandem ein Opfer bringen, ist jetzt nicht mehr modern, wiewohl sich viele damit brüsten, Jemandem ein Opfer gebracht zu haben. Eine junge Schöne, die einem bejahrten Millionär ihre Hand gereicht, weil sie kein anderer mehr mochte, sagt dennoch, sie hätte ihren armen Eltern ein Opfer gebracht; eine Dame, die freiwillig vom Theater zu Hause geblieben, weil gerade nicht ihr Lieblingsstück gegeben wurde, brüstet sich, sie hätte ihrem Ehegemahle ein Opfer gebracht, und so giebt es noch viele Opfer, die den Opfernden keine Opfer kosten.

Putz ist ein Hauptwort, und zwar jetzt ein sächliches Hauptwort, weil sich sowohl Männer und Frauen putzen, man weiß also nicht, welchem Geschlechte es angehört. Sich putzen ist ein Zeitwort thätiger Art, geputzt werden ist leidend. Putzen ist ein regelmäßiges Zeitwort, weil es in der Regel zu jeder Zeit geschieht, und durch alle Personen und Zeiten geführt werden kann.

Quittung. Quittungen werden auf dieser Welt verschieden ausgestellt. Man stellt Quittungen an den Kopf, an das Herz und an den Beutel aus. Die Quittungen an den Kopf sind meistens auf Strohpapier; die Quittungen an das Herz auf Rosa- und an den Beutel auf Conceptpapier ausgestellt, dies mag auch die Ursache sein, daß die Letztern dem Aussteller so oft das Concept verderben.

Rolle. Seine Rolle gut spielen, nicht aus der Rolle fallen, sind zwei

Bosco-Kunststücke im Leben. Eine Rolle gut spielen, ist nicht so schwer, als nicht aus der Rolle zu fallen. Das Erstere verstehen die Fauen, das Letztere die Männer, zu dem Ersteren gehört blos Verstellungskunst, zu dem Letztern aber auch Stärke. Wenn eine Frau ihre Rolle gut spielt, so fällt ihr Gemahl zwar nicht aus der Rolle, aber oft aus den Wolken.

Shawl. Diese sind die Blitzableiter der Ehestandsungewitter, die Feuerversicherung gegen das eheliche Zankfeuer, und die Schützungsdämme gegen die Fluth der Gardinenpredigten.

Toleranz. Ist ein Wort, welches bei uns bereits das Bürgerrecht erhalten hat. Es heißt eigentlich zu deutsch nichts anderes als „Geduld." Auf diese Art haben die Ehemänner oft eine große Toleranz mit ihren Frauen, die Recensenten mit ihren Dichtern u. s. w. Die größte Toleranz müssen unstreitig die Gläubiger eines Schuldenmachers besitzen.

Uhren und Mädchen. Ehedem sah man bei den Uhren und Mädchen nur auf die Güte des innern Werkes, heut zu Tage sieht man nur auf die Façon; man kümmert sich nicht mehr darum, ob die Uhren gut oder schlecht gehen, und trägt sie nur zur Parade.

Versprechen. Versprechen geben und Versprechen halten, sind zwei entgegengesetzte Dinge, wenn das eine positiv, ist das andere negativ. Der zu viel verspricht, hält gewöhnlich gar nichts. Daß so viele Herzensbündnisse zerrissen werden, liegt blos an dem Versprechen; wer kann es einer Dame verargen, wenn sie ihre Untreue an dem Ehegemahle mit den Worten rechtfertigt: „mein Gott, ich habe mich ja nur versprochen!" —

Wechsel. Dem Wechsel ist alles auf dieser Erde unterworfen. Schönheit, Reichthum, Glanz und Ehre sind Kinder seiner Laune. Die Frauen selbst lieben auch den Wechsel, welcher überdies noch oft selbst von ihren Eheherren acceptirt und honorirt werden muß.

Xantippe. Sie vergeben wohl, liebenswürdige Leserinnen, daß diese Dame in Ihre Gesellschaft tritt. Wie Sie wissen, soll sie böse gewesen sein, daß sie ihrem Ehegemahle das Leben außerordentlich verbitterte, sie soll eine Quintessenz von Bosheit gewesen sein, und sehen Sie, geehrte Damen, sie hat durch diese Untugend die Unsterblichkeit erworben, und wiewohl manche ihrer Nachkommen in ihre Fußtapfen getreten ist, hat doch noch keine jenen Ruhm erreicht, wenn gleich ihr viele in dieser Kunst schon ziemlich nahe gekommen sind.

Y. Es hat ein langes Nachdenken erfordert, welches Wort mit diesem Anfangsbuchstaben in dies Alphabet anwendbar wäre; dessen ungeachtet hat sich kein passendes finden wollen, daher mag er ausfallen. Er ist ja so ein Fremdling, welcher sich bei uns nur eingeschmuggelt hat, und der jetzt ohnedies höchst selten anzutreffen ist, weil man ihm überall die Thüre weißt.

Zeit. Die Zeit, holde Leserinnen, ist das kostbarste Kleinod, dessen Besitz sich jeder Sterbliche erfreuet, und mit dem er nicht genug geizen kann. Ein Mathematiker würde die Zeit mit einem periodischen Decimalbruche vergleichen, der sich immer wiederholt, aber oft in so langen Perioden, daß ein dreifaches Menschenalter sie kaum erleben würde. Lassen Sie sich, geehrte Damen, nicht irre führen, durch die vielen Volkssprüchlein, die da lauten: „Zeit bringt Rosen, mit der Zeit kommt Alles," u. s. w. Manche hat auf ein solches Sprüchlein sich stützend die Zeit vorüberfliehen lassen,

hat die Rosen versäumt, und sich zuletzt mit den Dornen begnügen müssen. „Kommt Zeit kommt Rath." Dieses ist auch eine solche Schlinge, in welcher sich schon manche gefangen. Die Damen besonders sollen die Zeit, die, aufrichtig unter vier Augen gesprochen, ihnen nicht gar zu hold ist, ja nicht unbenutzt vorüber ziehen lassen. Darum, holde Leserinnen, fassen Sie die Zeit, diesen buntfarbigen Schmetterling, bei den Flügeln, aber nur mit den Fingerspitzen, daß Sie den kostbaren Goldstaub ja nicht abstreifen, und den Winden preisgeben, welchen zu sammeln eigentlich der Zweck des Lebens ist, und der kostbarer prangt, als das goldene Vließ zu Kolchis.

(Abendzeitung.)

Lustige Chronik.

Die Londoner Aerzte sind bekanntlich sehr theure Kunden und ohne die erste Guinee zu haben nimmt selten einer die Feder zum Receptschreiben in die Hand. Manchmal aber gelingt's doch, daß Einer umsonst aus der Welt hinauskurirt wird. So neulich, als die Frau eines nicht gerade bemittelten Handwerkers lebensgefährlich erkrankte. Herr Doctor, sagte Meister Winkelmaaß zu dem eintretenden Arzte, sehen Sie her! hier in dem Tischkasten liegen fünf funkelnagelneue Sovereigns, sie sind die Ihren, Sie mögen nun machen, was Sie wollen, meine Frau umbringen oder wieder gesund machen. In der Hoffnung auf fünf Sovereigns kann man schon ein Recept schreiben und nachdem der Herr Doctor sich überzeugt hatte, daß zwei vollgültige Zeugen die Gültigkeit des angebotenen Contractes constatiren konnten, schlug er ein und nahm die arme Frau in Kur, die nach wenigen Tagen mit dem Tode der Patientin endete. Kaum aber war die letzte Schaufel Erde auf den Sarg der Todten gefallen, so stellte sich der Doctor ein, um die ausbedungenen fünf Sovereigns in Empfang zu nehmen. Meister Winkelmaaß machte ein pfiffig Gesicht und fragte: Haben Sie meine Frau umgebracht, Herr Doctor? — Ganz gewiß nicht, war die Antwort, der liebe Gott hat sie in seiner Gnade und Weisheit zu sich genommen. — Haben Sie dieselbe geheilt? fragte Winkelmaaß weiter. — Leider nicht! lautete die Antwort. — Nun, sagte der Handwerker, so begreife ich nicht, wie Sie das Geld von mir verlangen können; Sie haben Ihrerseits den Contract nicht gehalten, was soll mich denn an ihn binden? Der Herr Doctor ging ohne Geld heim, hat sich aber fest vorgenommen, keinen Puls mehr zu fühlen, ehe er das Geld im Beutel hat.

Valentin Friedland Trotzendorf, Rector des vormaligen Gymnasiums zu Goldberg, einer der originellsten Pädagogen seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten, pflegte seinem Auditorium jeden Morgen vor Beginn der Lectionen in folgender Anrede das Prognostikon zu stellen: „Gott grüß Euch, Ihr edlen kaiserlichen und fürstlichen Räthe, Bürgermeister, Rathsherren, Künstler, Handwerker, Kaufleute, Krämer, Büttel, Höker und Lumpenvolk." — Der Rector starb, mitten unter seinen Schülern, vom Schlage gerührt, auf dem Katheder, mit den Worten: „Nunc advocer in aliam scholam." (Jetzt werde ich in eine andere Schule abgerufen.)

Ein geprellter Erbe. Als bei einer kürzlich in Paris verstorbenen Dame von bedeutendem Vermögen nach einem Testamente gesucht wurde, entdeckte man plötzlich ein ganzes Dutzend derselben in einem Bücherschranke. Es war bekannt, daß die Verblichene, die von ihrem Gatten getrennt lebte, mit mehreren jungen Männern intime Verhältnisse gehabt hatte. Einem jeden derselben vermachte sie der Reihenfolge nach, wie sie einen jeden hatte kennen lernen, ihre ganzen Reichthümer, aber so, daß natürlich das frühere Vermächtniß immer wieder durch das spätere null und nichtig wurde. Der Letzte, den sie zum Erben einsetzte und welchem rechtlich und uneingeschränkt die Hinterlassenschaft zustand, war ein junger Maler, der, wie man sich denken kann, nicht wenig erfreut über dieses Testament, sogleich herbeieilte, um die Erbschaft anzutreten. Schon fing er an, sich prächtig einzurichten und die Glückwünsche seiner Freunde gerührt in Empfang zu nehmen, als plötzlich der Ehemann der Verstorbenen herbeikam, und mit einer gerichtlich festgestellten Clausel in der Scheidungsacte alle die schönen Luftschlösser des Künstlers zu Schanden machte. Dieser Clausel in der Scheidungsacte nach, stand es nämlich der Frau gar nicht zu, über das Vermögen zu verfügen, da darin ausgemacht war, daß es dem Manne, im Fall er die Frau überlebe, nach derem Tode wieder zufallen sollte. Es ist nun nur anzunehmen, daß die Frau ihren Mann todt gewähnt oder mit ihren Liebhabern sich einen Spaß gemacht habe. Der junge Maler nimmt nun zwar noch etwas Drittes an, nämlich daß die Clausel in der Scheidungsacte nicht echt sei, allein diese Annahme, die vor Gericht geprüft werden soll, dürfte, der Meinung der französischen Journale nach, sich als eine völlig irrige erweisen.

Die Schicksale eines Jenny-Lind-Taschentuchs. Bei ihrer Anwesenheit in Heidelberg schenkte Jenny Lind dem dortigen Maler K.... ihr Taschentuch, welches sie in einem Concerte in der Hand gehalten. Als nun eine Versteigerung zum Besten Schleswig-Holsteins Statt haben sollte, ward es von demselben dahin gegeben und von einer Dame zu hohem Preise gekauft. Am andern Morgen empfing der Maler sein Taschentuch von einem zierlichen Billet begleitet zurück; — trotz allen Weigerns mußte er es behalten. Da er es aber einmal zu solchem Zwecke bestimmt hatte, gab er es in eine abermalige Versteigerung, wo es wieder zu hohem Preise erstanden und nach Bonn zu einem Verkaufe zum Besten Hessischer Beamten und Offiziere gegeben wurde. Wie der Ring des Polykrates oder die Pantoffeln des Khalifen zu Bagdad seligen Andenkens, schien das Jenny-Lind-Taschentuch auch immer wieder zu seinem ursprünglichen Besitzer zurückzukehren, denn eines schönen Morgens kam ein Student zu dem Maler und brachte ihm im Namen eines unbekannten Gönners das Taschentuch, welches in Bonn für vierzig Gulden zu diesem Zwecke angekauft war.

Dante befand sich als ein armer Gelehrter an der Tafel eines reichen und vornehmen Italieners, der seiner spotten wollte, indem er heimlich alle Knochen von der Tafel unter Dante's Stuhl legen ließ. Als man ihn nach der Mahlzeit darauf aufmerksam machte und ein Gelächter über ihn erhob, antwortete er: „Habt Ihr Eure Knochen verzehrt, wie die Hunde es thun, so wisset, ich bin kein Hund.“

Der bedeutendste Kopf hat seine Schwächen, die uns anziehen, weil sie von menschlicher Bedingung zeugen. Sokrates glaubte an seinen Dämon, Cardanus an seinen Schutzgeist, Napoleon an seinen Stern, Bernadotte an Astrologie, d'Alembert setzte sich an keinen Tisch, an dem dreizehn Personen saßen; der Marquis d'Argens erschrack zum Tode, wenn ein Salzfaß umgeschüttet wurde. Es giebt recht aufgeklärte, über alle Vorurtheile sich erhaben dünkende Köpfe, die dennoch an keinem Freitag reisen, verstimmt werden, wenn ihnen Morgens beim ersten Schritt aus dem Hause ein altes Weib begegnet, und aus Furcht vor Hautkrankheiten nie am Neujahrstage weiße Wäsche anlegen.

Eine neue Goldgrube in Lübeck. Es giebt aller Orten wunderliche Leute; manche hängen ihr ganzes Lebensglück an irgend eine Grille, mag diese auch noch so seltsam sein. Dies war nun hier bei einem alten Apotheker der Fall. Alle Welt wußte, daß der Mann, dessen Geschäft vortrefflich ging, wohlhabend sein mußte, obwohl er ungemein sparsam lebte. Endlich starb er, soviel bekannt ist, ohne ein Testament zu hinterlassen. Als nun die Erben das Haus betreten und Nachsuchung halten, finden sie es, so zu sagen, vom Keller bis unter den Giebel hinauf mit Gold gespickt. In jedem Winkel, hinter Verschlägen, in Krügen und Säcken, in Kasten, Büchsen und Gläsern, überall rollte und klang gutes, blankes Silber. In den ersten vierzehn Tagen oder drei Wochen des Suchens lieferte diese Geldgrube eine Ausbeute an klingender Münze von 150,000 Mark Cour.

Bajazzo.

Aus dem Salon. Rittmeister v. Hurrah. „Bitte, meine Gnädige, mit welcher interessanten Lectüre beschäftigt sich so eben ihr Geist?"

Frau Banquier v. Schnabel. „O! Es ist nur der Kosmos des Herrn Baron von Humboldt. Sie müssen nämlich wissen, daß mein Herr Sohn wirklich auch in Amerika ist, und von Zeit zu Zeit recht interessante Briefe schreibt. Wir haben ihm aber auch starke Wechselchen mitgegeben und ich glaube nicht, daß Herr Baron von Humboldt so viel hat dran wenden können. Denken Sie ja nur: Kürzlich war mein Herr Sohn auf der Spitze des Mizipissi und sah durch einen Topas nach Deutschland herüber."

In dem Journal eines kleinen französischen Departements befand sich kürzlich folgende kurzgefaßte Notiz. „Es war am fünften Oktober dieses Jahres," lautete sie, „daß meine Frau um acht Uhr des Morgens an den Brunnen der Stadt ging, um ein paar Tropfen frisches Wasser zu holen. Als sie daselbst ankam, traf sie einige ab- und zugehende Nachbarinnen, mit denen sie sich in Unterhaltungen einließ. Als sie zurückkam, war es fünf Uhr Abends. Dies zur Nachricht. Jean Gaspar, Schuhmacher."

An den Grafen von Soissons wurde einst folgende Zuschrift gerichtet: „Hier geht das Gerücht, Sie hätten die Schlacht bei Sedan gewonnen, aber Sie wären dabei um's Leben gekommen. Ich bitte Sie inständig um baldige Aufklärung darüber, da Ihr Tod mir außerordentlich schmerzlich sein würde."

Die Mode in Paris ist jetzt so zu sagen einmal wieder auf den Hund gekommen, denn mehr als je sieht man Damen, die ein kleines Hündchen, ein sogenanntes King-Charles mit sich führen oder in die Falten ihres Shawls verbergen.

Zwei Passagiere in einem Coupé unterhielten sich über Musik. Ein Herr fragte den andern, der ziemlich simpel aussah: „Kennen Sie den Barbier von Sevilla?" — „Nein, antwortete dieser, „ich rasire mich selber."

Als der berühmte Royer Collard Professor an der Pariser Universität wurde, kam ihm von Seiten der Studirenden entschiedene Ungunst entgegen, aus irgend einer jener kleinen Ursachen, die bei jungen Leuten Gewicht haben. Angeblich, weil er stets gelbe Handschuhe trug. Als er seine Vorlesungen über Gesundheitspflege eröffnete, ward er mit Mißfallsbezeugungen und Tumult begrüßt. Nach dem Schluß der ersten Vorlesung sammelten sich etwa hundert Studenten und zogen unter Geschrei, Singen und anderen mißliebigen Demonstrationen hinter ihm her bis zu der Seinebrücke Pont des arts. Dort mußte Brückengeld bezahlt werden. Die Bande hielt einen Augenblick still. Sobald der Professor dieses sah, zog er ein Fünffrankenstück aus der Tasche, warf es dem Brückeneinnehmer hin und sagte: „für mich und mein Gefolge!" Dies änderte die ganze Scene. Die Studenten brachten ihm ein Hoch aus und begleiteten ihn im Triumph nach Hause.

Das heißt mit eigener Münze bezahlt erhalten. In Höchst ereignete sich folgender raffinirte Diebsstreich. Ein Fremder logirte dort in der „Krone," und zechte wacker. Nächtlicher Weile bemächtigte er sich der silbernen Halskette der Kellnerin, die mit Denk- und anderen Münzen behangen war, brach an den Münzen die Oehre ab und zahlte des Morgens die Kellnerin mit ihrem eigenen Gelde. Erst nach der Entfernung des Diebes mangelte ihr die Kette, und sie erkannte dann auch, daß sie mit ihrem eigenen Gelde bezahlt worden war.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 47. Nordhausen, November. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Ein Besuch bei Rossini.

Herr Lumley, der Direktor des Theaters der Königin in London und der italienischen Oper in Paris, hatte dem Publikum für den kommenden Winter eine großartige Ueberraschung zugedacht. Während der freien Zeit, die ihm der Aufenthalt der Königin Victoria in Schottland gewährte, machte er sich in aller Stille nach Italien auf, um Rossini in Bologna zu besuchen und ihm wo möglich eine neue Oper abzupressen.

In Bologna angekommen, wollte der Direktor sich dem Komponisten vorstellen, ohne ihm vorher seinen Namen sagen zu lassen, aus Furcht, Rossini möchte sein Vorhaben errathen und böse werden. Man wies ihn in ein entlegenes Stadtviertel, wo der berühmte Mann in einem kleinen, ärmlichen Hause wohnen sollte. Eine Dienerin öffnete ihm die Thür und benachrichtigte ihn, Rossini habe soeben seine Siesta beendigt, heute etwas früher als gewöhnlich, was für den Besucher ein sehr glücklicher Zufall sei, „denn" — fügte sie hinzu — „mein Herr läßt sich von Niemandem stören, und ich habe strengen Befehl, ihn niemals aufzuwecken, und wäre es auch der Pabst oder der österreichische Kaiser, der ihn sehen wollte."

Mit diesen Worten führte die Dienerin Lumley in einen bescheidenen Salon, in dem sich unter andern Möbeln ein Piano befand, das aber, wie es schien, lange nicht mehr geöffnet worden war. Denn es lag dicker Staub auf dem Piano, und die verschiedentlichen Gegenstände, mit denen es bestellt war, hatten das Ansehen, als seien sie nach und nach dahin gekommen und hätten dahier ihren bestimmten Platz.

Rossini lag behaglich in einem großen Lehnstuhl und spielte mit zwei prächtigen Katzen, einer rothen und einer weißen, die ihm auf Knie und Schulter saßen. Der berühmte Maestro ließ sich ziemlich deutlich merken, daß ihn die Störung belästige und er lieber in seinem Lehnstuhl sitzen geblieben wäre. Doch stand er auf, ließ die eine Katze von den Knieen auf den Boden springen, die andere von der Schulter auf den Vorderarm und

sah den Besucher mit jenem fragenden Blick an, der besagte: Mein Herr, was verschafft mir die Ehre, mit Ihrem Besuche behelligt zu werden?" Die Frage kreuzte sich mit der Antwort: „Ich bin Lumley." — „Lumley?" sagte Rossini und sah zur Decke, „Lumley? Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung, aber ich muß gestehen, daß ich mich Ihrer Person nicht erinnere. Ihr Name ist mir völlig unbekannt." Das war ein böses Wort, nicht sowohl, weil es die Eigenliebe des Besuchers verletzte, als weil daraus hervorging, wie sehr Rossini der musikalischen Welt entfremdet war.

„Sie sind Engländer? fragte er barsch.

„Ja mein Herr. Sollte diese Eigenschaft in Ihren Augen eine schlechte Empfehlung sein?"

„O nein, das eben nicht. Die Engländer sind zwar sehr neugierige und manchmal indiskrete Reisende; aber sie haben auch ihr Gutes. Sie sind unerschrockene Seeleute und geschickte Angler. Können Sie fischen, mein Herr? Ich für meinen Theil thue nichts weiter, und Sie sollen mir sehr willkommen sein, wenn sich Ihr Besuch aufs Fischefangen bezieht."

„So ist es", antwortete Herr Lumley lächelnd, „ich komme eben, um Ihnen einen neuen Angelhaken anzubieten, der, hoffe ich, Ihren Beifall haben soll." Und aus seiner Tasche ein großes Portefeuille ziehend, zeigte er dem verblüfften Komponisten ein ganzes Buch voll Banknoten.

„Was soll das heißen?" fragte Rossini ärgerlich.

„Das bedeutet, daß ich Direktor der Pariser und Londoner italienischen Oper bin, und daß ich mit diesen Haken eine Partitur angeln will. Ich biete Ihnen hiermit hunderttausend Francs in Banknoten als vorläufige Prämie an, wenn Sie mir binnen zwei Monaten eine Oper schreiben, die kommenden Winter in Paris aufgeführt wird."

„Hunderttausend Francs!" wiederholte Rossini und zog ein Gesicht dazu, fast wie ein schnalzender Gourmand. „Oder", meinte Lumley, „sollten Sie lieber Gold wollen?" — „Keineswegés; ich habe alle Achtung vor dem englischen Papiergeld und meine, es sei werth, daß jeder anständige Mann es hochschätzt." — „Also, Sie nehmen mein Anerbieten an?" rief Lumley mit unverhohlener Freude. — „Gott behüte, das nicht. Fast möcht' ich lieber böse werden; denn es schickt sich nicht, so hier hereinzustürmen und die Ruhe eines alten Kerls zu stören, der nichts wünscht, als daß man ihn in Frieden und nach seiner Bequemlichkeit soll leben lassen. Aber sagt einmal, ist denn Noth um Komponisten, daß Ihr mich hier in meinem Winkel aufsucht? Es sind keine neuen aufgestanden, he? und die alten, was ist aus denen geworden? Da war, wenn ich mich recht besinne, ein gewisser Meyerbeer, ein Preuße, glaube ich, und dann ein gewisser Auber, nicht wahr? und noch ein halb Dutzend andere, die ihre Sache gar nicht schlecht machten. Sie haben's also auch aufgegeben! das freut mich, und ich mache ihnen mein Kompliment!"

„Keineswegs", antwortete Lumley, „sie komponiren noch und mit vielem Glück." — Und der geschickte Diplomat erzählte nun mit Wärme von Meyerbeer's und Auber's neuesten Erfolgen, um die Eigenliebe und Ruhmsucht des Maestro aufzustacheln. Aber Rossini blieb eben so gleichgültig gegen den verheißenen Ruhm, als er es gegen das Geld geblieben war.

„Es geht nicht", antwortete er, „es geht durchaus nicht. Ich bin dumm

geworden; ich habe nicht die geringste musikalische Idee mehr; mein Kopf ist erschöpft. Es thut mir leid, um Ihretwillen, mein braver Herr Lumley, und ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Sie werden zum Essen bei mir bleiben und die Maccaroni von Madame Rossini und einen Fisch, den ich gefangen habe, kosten, und dann glückliche Reise!"

Alle Bemühungen Lumley's, einen anderen Bescheid zu erhalten, blieben fruchtlos. Man muß aber nicht glauben, daß Rossini in der That so dumm ist, als er sagt. Seine einzige Dummheit ist die Trägheit, die seinen bekannten Geiz noch zu übertreffen scheint, denn man kann annehmen, daß er sie sich bis jetzt schon an zwei bis drei Millionen Franken hat kosten lassen.

(Magazin für die Literatur des Auslandes.)

Die Fischweiber.

Der französische Präsident Herr Louis Napoleon gleicht auch darin seinem großen Onkel, daß er es mit den unterschiedlichsten Leuten zu thun hat. Während der Alte sich mit Engländern, Oesterreichern, Russen, Preußen, Spaniern herumpaukte, hat der Herr Neveu mit den Legitimisten, Orleanisten, Socialisten und wie die bösen Christen heißen, seine Noth. Neuerdings sind gar noch die Fischweiber, oder wie sie in Paris heißen, die Damen der Halle dazu gekommen. Als Herr Bonapartl neulich den Grundstein legte zu einem öffentlichen Gebäude, kamen auch die Damen der Halle anmarschirt und brachten nach alter Sitte dem Regierungshaupt einen Blumenstrauß. Das Regierungshaupt fand sich durch diese Auszeichnung „söhr geschmeuchelt", und um sich zu revangiren, lud er die ganze Sippschaft der Fischfräuleins bei sich zu Tische. Die Damen der Halle stellten sich auch pünktlich ein und es ging hoch her. Der Champagner that seine Wirkung. Er stieg in die Kronen und machte in einer beleibten Wassernixe den Wunsch rege, den Präsidenten abzuschmatzen. Was wollte der gute Mann machen? Er mußte sich als Gastgeber galant zeigen und hielt daher tapfer den Backen hin. Kaum war aber die Erste mit dem Embrassement fertig, bekam eine Zweite Lust; alsdann eine Dritte, Vierte und so fort. Der Herr Neveu hielten wacker Stand, wie sein Herr Onkel gegen die Mameluken. Endlich setzte sich die gesammte Hauptcolonne in Bewegung, um das Oberhaupt der Republik an's Herz zu drücken und abzuküssen. Das war denn doch der Zärtlichkeit zu viel. Bonapartl war einer so unmenschlichen Liebe nicht gewachsen. Er zog sich erst Schritt vor Schritt zurück und ergriff später aus strategischen Gründen die Flucht. Die beiden Adjutanten hatten alle Mühe, dem fluthenden Fischweiberstrom einen energischen Damm entgegenzusetzen und mußten sich für's Vaterland abschmatzen lassen. Nun wollen sich aber auch die Damen der Halle für die genossene Ehre revangiren und werden in den nächsten Tagen dem Präsidenten einen großen Ball geben, wozu der Magistrat den großen Stadthaussaal bereitwilligst eingeräumt hat. Dieser Ball wird aber sehr exclusiv und aristokratisch ausfallen. Nur die nächsten Verwandten der Fischweiber und nur der allerhöchste Adel wird gebeten. Eine drollige Alliance.

Freiwillige Selbstbestrafung.

Eine englische Zeitschrift theilt die nachstehende Anecdote von dem großen Gelehrten Samuel Johnson mit: Es war im November 1776 bei einem entsetzlichen Wetter, denn es regnete und schneite, und es wehete ein kalter, schneidender Wind. Alle angesehenen Personen der Stadt Lichtfield und der Umgegend hatten sich bei der Gräfin von L. versammelt, um mit dem Dr. Johnson zu speisen, der seinen Geburtsort besuchte. Die Stunde der bestimmten Zeit verging, und Johnson kam nicht; man wartete zwei Stunden vergeblich, und aß endlich ohne ihn. Man hatte bereits den Thee getrunken, es war dunkel geworden und die Gesellschaft wollte sich entfernen, als man den Doctor anmeldete. Er trat ein und sein ungewöhnliches Aussehen fiel sogleich allen Anwesenden auf. Es war nicht mehr jenes stolze und rauhe Wesen, daß ihm so viele Feinde zuzog, trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften; er sah vielmehr bleich, schwach und ermattet aus; sein Anzug befand sich in großer Unordnung und war mit Schnee und Reif bedeckt. Man sah ihn schweigend an. Er schritt auf die Gräfin zu und sagte: „Gnädige Frau, ich bitte, mich zu entschuldigen. Als ich versprach, zu Ihnen zu kommen, dachte ich nicht daran, daß heute — der 21. November wäre. Sie verstehen dies nicht? Nun wohl, ich will es Ihnen erzählen; es wird eine Buße mehr sein. Heute vor vierzig Jahren, am 21. November, sagte mein alter kranker Vater zu mir: „Samuel, nimm den Wagen, da ich nicht wohl bin, fahre auf den Markt nach Walstall und verkaufe für mich die Bücher in dem Laden.“ Ich, gnädige Frau, thöricht stolz auf die Kenntnisse, die er mir gegeben, ich, der ich nur das Brod seiner Arbeit gegessen hatte, ich, dem es bisher an Brod gefehlt hatte.., ich weigerte mich. Der Vater drang mit einer Sanftmuth, an die ich jetzt mit dem tiefsten Schmerze denke, in mich und sagte: „Samuel, sei ein guter Sohn, geh, es wäre Schade, einen Markttag einzubüßen. Ich weigerte mich aus thörichtem Stolze fortwährend, da fuhr mein Vater selbst, und es war ein Wetter wie heute; mein Vater ging, und starb, starb wenige Tage nachher.“ In diesem Augenblicke bedeckte der Doctor mit seinen beiden Händen die Thränen, welche über sein so männliches, so würdevolles Antlitz rannen. Dann fuhr er fort: „Dies geschah vor vierzig Jahren, und seit diesen vierzig Jahren komme ich jeden 21. November nach Lichtfield. Den Weg, den ich damals nicht fahren wollte, mache ich zu Fuße und ohne gegessen zu haben; ich bleibe vier Stunden auf dem Markte von Walstall mit unbedecktem Haupte an der Stelle stehen, wo mein Vater dreißig Jahre lang die Bude hatte, die ihn und mich nährte. Es sind seitdem vierzig Jahre vergangen, ich bin älter geworden, als mein Vater war, da er starb, und kann nicht sterben!“ — Niemand wagte Johnson zu trösten, aber kein Auge blieb bei der rührenden Erzählung des reuigen alten Mannes thränenleer. —

Seltsame Rache.

Man hatte in Paris die Nachricht verbreitet, Voiture sei heimlich verheirathet, welches diesen sehr verdroß.

Bei der Frau v. Ramboillet fragte ihn einst der Graf v. Guise sehr unerwartet: ob dies Gerücht wahr sei.

Voiture stellte sich, als ob er es nicht höre, und Frau von Ramboillet, stieß den Grafen mit dem Ellenbogen, um ihm zu verstehen zu geben, wie er sich einer unzarten Unbesonnenheit schuldig gemacht habe. Der Graf fing sogleich über einen ganz andern Gegenstand zu sprechen an.

Voiture hatte diese Indiscretion aber nicht vergessen.

Nach Verlauf von acht Tagen ging er um 1 Uhr des Nachts nach der Wohnung des Grafen und klingelte, bis ihm der Kammerdiener öffnete.

„Ich wünsche den Herrn Grafen zu sprechen,“ sagte Voiture.

„Der Herr Graf schlafen schon.“

„Schon lange?“

„Etwa vor zwei Stunden hat er sich zur Ruhe begeben.“

„Das verschlägt nichts! Ich hab' ihm etwas Wichtiges zu sagen.“

Da der Kammerdiener Voiture kannte, so machte er keine Einwendungen, trat mit diesem in das Schlafkabinet und weckte seinen Herrn. Der Geweckte öffnete verdrießlich über die Störung die Augen und Voiture erkennend, als er sich auf den Zehen ihm näherte, sagte er:

„Sie sind's Voiture? Was zum Teufel wollen Sie in dieser Stunde von mir?“

„Herr Graf,“ antwortete Voiture sehr ernst: „Sie erwiesen mir vor 8 Tagen die Ehre, mich zu fragen: ob ich verheirathet sei? ich komme jetzt, um Ihnen zu sagen, daß ich es bin!“

„Welche Bosheit, mich so im besten Schlafe zu stören!“ rief der Graf.

„Herr Graf,“ erwiederte Voiture, „ohne mich einer Undankbarkeit schuldig zu machen, durft' ich nicht länger verheirathet bleiben, ohne es Ihnen zu sagen, da Sie die Güte gehabt, sich mit meinen unbedeutenden Angelegenheiten so theilnehmend zu beschäftigen.“

Bei diesen Worten verneigte er sich tief vor dem Grafen und verließ ihn.

Lustige Chronik.

Henri Herz erzählt in Paris jetzt viel von seinen Reisen in Amerika. In San Franzisko suchte er, um sein Concert ankündigen zu lassen, die Redaction des gelesensten Blattes auf. Sie befand sich im Erdgeschosse eines zweistöckigen Hauses. Zwei gewaltige Fanghunde heulten im Hofe, eine halbblinde Negerin beschwichtigte die Bestien und ließ den Fremdling in ein kleines Gemach treten. Dort saß ein Athlet von gewaltigem Gliederbau: der verantwortliche Hauptredacteur mit seinen schwarzen Haaren, dichten Braunen, die über der Nase zusammenstießen, das Gesicht umwachsen mit einem verwilderten Barte. Sein Anzug bestand in einem rothen Wol-

lenhemd, einer Hose von gestreiftem Sammet und einem Paar hohen Reiterstiefeln. Auf dem Schreibtisch lagen zu seiner Rechten ein Paar Pistolen, zu seiner Linken eine Art von Keule. Die Zeile kostete 4 Dollars Insertionsgebühren, die ganze Anzeige eine Goldunze für jedesmal. Die Concerte waren glänzend an Einnahmen. Die Besucher sahen zum Theil wie Strauchdiebe aus, verwahrlost und verwildert; aber wenn der Cassirer einem solchen Gesellen eine Karte zum zweiten Platz für 4 Dollars anbot, ward ihm ein verächtlicher Blick zur Antwort: sie wollten Alle auf den ersten Platz zu 8 Dollars. — In Sacramento zu Concerten aufgefordert, fragte Herz nach einem Concertsaal. Es war keiner vorhanden, doch erbot man sich, in 6 Tagen einen zu erbauen. So geschah es und die Concerte hatten den besten Erfolg. Ländlich, sittlich.

Der rechte Gebrauch des Bartes. Einer der bedeutendsten Publizisten in Paris, der einen sehr starken Bart trägt, stattete der Familie Orleans öfters Besuche ab. Einmal äußerte sich bei dieser Gelegenheit der kleine Herzog von Chartres zu ihm: „Sie haben einen hübschen Bart, aber Sie wissen ihn noch nicht recht zu gebrauchen. Wenn mein Onkel Joinville im Waggon allein reisen will, so steckt er den Kopf heraus und — die Engländer weichen erschrocken zurück, so, daß er allein ist.“

Ein Dampfschiff mit Musik ohne Musikanten fährt jetzt auf dem Mississippi. Am Vordertheil des Schiffes ist ein großer Kasten, ähnlich einem großen Kleiderschrank, angebracht, in welchem sich Walzen befinden, die von den Schaufelrädern des Schiffes aus ihren Druck empfangen, und so gar herrliche Stücklein zu Tage fördern.

Ein Weber im Würtembergischen hat eine entsetzliche Entdeckung gemacht, durch ganz besondere Connexionen nämlich erfahren, daß nicht nur die Hölle so voll ist, daß keine Seele mehr darin aufgenommen werden kann, sondern sogar auch der Himmel für einige Zeit zugeschlossen ist, so daß die armen Seelen der jetzt Sterbenden in der Luft umherschweben oder gar in andere Menschen fahren müssen, wo sie natürlich mit der da heimischen Seele in unangenehme Berührung und deshalb in Zank und Streit kommen. Namentlich auf junge Mädchen sollen es die ruhelosen Seelen abgesehen haben. Die Polizei hat dem Weber zwar seinen Glauben nicht nehmen können, aber die Betstunden, die er namentlich mit solchen unglücklichen Mädchen hielt, untersagt.

Eine deutsche Zeitung berichtete von einem transportablen Hause aus Filz, das in Paris aufgestellt worden und einer ganzen Familie Raum zu geben im Stande sein soll. Wie es heißt, sind dazu dreiundzwanzigtausend alte Hüte verbraucht worden.

Bajazzo.

Ein Beispiel von der Frechheit eines Diebes gab sich kürzlich zu Brüssel kund. Auf offener Straße wird einem armen Trödler der Geldbeutel aus der Tasche gestohlen. Der Trödler bemerkt dies und will den Dieb festhalten. Dieser aber, nicht faul, dreht die Sache um und übergiebt, unter Geschrei von Raub und Diebstahl, den Trödler dem nächsten Wachtposten. Der arme Bestohlene ist von der Frechheit des Diebes so verblüfft, daß er vor Schreck nicht zu antworten weiß, während der Dieb ruhig mit der gestohlenen Börse von dannen geht.

Ein junges Fräulein, welches mit ihrer Mutter im Conzertsaal saß und bei obligatem Flötenspiel vom Vortrage eines Adagio hingerissen wurde, rief ganz entzückt: „Mutter, der junge Mann bläst mir aus der Seele!"

Ein Geizhals war seinem Ende nahe. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Kranke höchstens noch 48 Stunden zu leben habe. „Das wäre schrecklich!" rief der Sterbende, „in drei Monaten ist erst Georgi und ich habe den Miethzins bis dahin schon bezahlt."

Ein Student hatte in einem Gasthause viel von seinen mannigfaltigen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß und er ziemlich barsch sagte: „Jetzt haben wir wirklich genug von dem gehört, was Sie können; sagen Sie mir auch ein Mal was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen gut dafür,' das kann ich." — „Ich?" sagte der Student, „nun, ich kann meine Zeche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie das können." — Unter allgemeinem Gelächter entsprach der Gast seiner Erwartung.

General Spork, der im dreißigjährigen Kriege oft den Franzosen gegenüber stand, pflegte vor jedem Gefechte folgendes Gebet zu verrichten: „Lieber Gott! stehe mir gegen die Franzosen bei, oder wenn Du mir nicht beistehen willst, so sei wenigstens neutral und Du sollst Deine Freude haben, wie ich die Kerls herumhauen will."

Ein reicher israelitischer Banquier ließ seinen Sohn in der Musik unterrichten und fragte eines Tages den Lehrer: „Nu, wie gaiht's, wie staiht's? Wie seyn Se zefridde mit maim Jingelch?" — Mit der Fertigkeit geht's wohl an," äußerte der Instructor, „aber mit dem Takte kann er sich noch nicht befreunden, denn er spielt z. B. statt Achtel-Noten, Sechszehntel." — „Des is geschaidt von dem Jingelche," entgegnete der Vater, „as er auskimmt mit ä Sechszehntel, warum soll er geben ä Achtel?"

Guter Rath. „Ich weiß, lieber Neffe, Du ißt gedürrte Zwetschgen über Alles gern und hierin gleichst Du ganz Deinem Onkel. Sieh da, in dieser Düte waren delicate; so oft Du nun ein Gelüste nach solchen

Früchten verspürst, so rieche nach Herzensbegier daran. Du hast dann einen weit feineren Genuß, verdirbst Deinen Magen nie und, was die Hauptsache bleibt, Du ersparst Dir dabei in einem Jahre leicht so viel Geld, daß Du Dir davon den Rock kaufen kannst, um den Du mich eben gebeten hast."

ANZEIGEN.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

☛ Hierbei eine literarische Anzeige des Verlegers.

Nr. 48. Nordhausen, November. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Der Quartals-Erste.

Quartals-Erster! Furchtbares Wort im Wörterbuche des Berliners! grausame Erfindung eines Menschenfeindes zur Pein aller Derer, die auf die vollste Freiheit Anspruch machen!

Eine lange bange Nacht — die Nacht vom 30sten September zum 1sten October. Die Gaslaternen brennen trübe und unheilverkündend. Horch! Dort öffnet sich leise — leise ein Parterre-Fenster. Gleichzeitig schlüpft eine Gestalt hinter dem nächsten Brunnen hervor, hebt die Arme empor, und aus der dunkeln Fensterhöhle, in welcher nur der Glühwurm einer einsamen Cigarre funkelt, wird ein Bündel mit unschätzbarem Inhalt dem händestreckenden „Freunde" zugeworfen. Dem folgt ein Ballen Papiere unter leisem Zuruf: „Paß auf, meine Trauerspiele!"

Doch ein tückischer Windstoß zerstreut die Blätter über den Straßendamm. Ein tiefer Seufzer in der Fensterhöhle. In dieser wird ein langes, dürres Bein sichtbar — noch eines streckt sich telegraphirend heraus. Es folgt ein struppiger Kopf, ein Sprung voll Todesverachtung und der Wohnungs-Flüchtige steht auf dem Trottoir.

„Scheiden thut weh!" seufzt er aus Herzensgrund und reibt sich schmerzlich die Kniee. Das tiefe Dunkel der nächsten Ecke nimmt die Geheimnißvollen schützend auf.

„Durchgebrannt!"

Still! Dort drüben dreht sich leise der Schlüssel in der Hausthür. Ein Schlafrock und sein Besitzer werden sichtbar. Er schwingt jubilirend den Stiefelknecht durch die Luft und singt: „Leb' wohl, Madrid, nie wende sich dein Glück!" Sein einziges Hab' und Gut ist eine Zehntel-Kiste schlechter Cigarren. Das unbekannte Genie verduftet gleichfalls.

„Durchgebrannt."

Doch mit dem wachsamen Auge vieljähriger Erfahrung hat ein anderer Wirth sein Haus behütet und packt eben eine zitternde Flüchtlingsseele am Frackzipfel, welche vergeblich versichert, daß sie „man blos habe frische

Luft schöpfen wollen; mit den schönen Nächten sei es ja so bald vorüber." Zehn gehobene Finger blinken drohend in dem fahlen Mondlicht — einen Schleier darüber!

„Der arme Kerl is abjefaßt!" brummt der aus Gewohnheit gutmüthige Nachtwächter, welchem das eben durchgebrannte Genie ein halb Dutzend Cigarren geschenkt mit dem Bemerken, er solle nur ja aufpassen, denn es werde Einer mit einem Stiefelknecht noch in dieser Nacht in seiner Nähe durchbrennen. Der Wächter der Nacht hatte den Eulenspiegel nicht erkannt.

Die Sonne geht auf — die Sonne des Quartals-Ersten!

Blicken wir in ein Haus der Mittelstraße. Die dicke Madame vom Hause, mit ihren vier Kadern unterm Kinn, bindet sich eben zur Feier des Geldtages eine neue Schürze um und ist seelenvergnügt. Sie schreibt schon im Voraus unter die Rechnungen des Hauptpumps: „Betrag dankent erhalten" — die gute Madame Schulze, verwittwete Müller, separirte Lehmann, geborne Schmidten.

Der Käsehändler vom „Parterre links" tritt ein und wirft geringschätzend die Kleinigkeit von zehn Thalern auf den Tisch, ohne die Rechnung eines prüfenden Blicks zu würdigen. Stolz lieb' ich den Spanier.

Parterre rechts! Herr Kaulbarsch, Maler. — „Madame, Sie haben mir fünf Dreier zu viel angerechnet!"

Dunkel erglüht das Gesicht der Dame vom Hause. Die Haube flattert gewitterdrohend. Leise rückt sie schon den Pantoffel vom Fuß — Herr Kaulbarsch zahlt schüchtern die ganze Summe.

„Jut, deß Se zahlen, sonst, — ick bin eene anständige Bürjerstochter — und bedrieje niemals nie nich!"

Jetzt zittert die morsche Treppe unter dem steigenden Gewicht der Tyrannin. In der Rechten hält sie die Rechnungen — in der Linken den entfallenen drohenden Pantoffel. Leise legt sie den gespitzten Mund an ein Schlüsselloch und spricht mit sanftem Tone: „Herr Püseke!" — Alles still! — „Herr Püseke!" Sie betont das letzte „e" schon bedenklich mit kurzem, hohen Fisteltone. — Alles still! nur eine Katze läßt ein leises Klagen vernehmen.

„Schwere Brett! Herr Püseke!"

„Wer da?" fragt eine schüchterne Stimme.

„Sind Sie etwa durchjebrennt, Herr Püseke?

Die Thür öffnet sich. Herr Püseke steht in vollem Wichs da. Mehrere zusammengeschnürte Bündel deuten auf eine zu früh gestörte „flüchtige" Absicht. Aber Madame Schulzen ist eine kluge Frau. „Bezahlen Sie!"

„Ja, gleich!" Herr Püseke grübelt in allen Taschen und sucht sogar hinter dem Ofen. Endlich stammelt er: „Ich muß das Geld verlegt haben. Ich werd' es aber wohl bis zum nächsten Ersten wiederfinden, so wahr ich Rentier bin. Hier haben Sie auch ein Theaterbillet, junge Frau. Bei Ihrer Bildung ist einem der Theaterbesuch ein Bedürfniß. Sie sollen alle Sonntage eins erhalten. Der Schwiegersohn des Stiefsohns der zweiten Halbschwester meines Onkels mütterlicher Seits ist beim Theater — Sie verstehen mir — also —"

„Na! Na! Damit Se sehn, daß ich nich so bin! Aber alle Sonntage!?" —

„Allemal derjenige, welcher!"

Herr Püseke ist gerettet.

„Nu noch der Student, der mir schon vier Monate schuldig is," sagt Madame Schulze zu sich selber und sieht zu ihrem Erstaunen schon den Herrn Studiosus in der weit offenen Thür stehen.

„Stören Sie mich nicht, ich muß „oxen"! Mein Salon ist heute geschlossen." — „Jeld!" — „Madame!" — „Jeld!"

„Elende! Fleuch!" —

„Na verdefendiren Se sich man nich! Jeld will ick."

„Madame Schulze, können Se mir nicht zwei Thaler pumpen?

„Ne, so was lebt nich! Is es de Möglichkeit!",

„Ja, die is es, sehr, Madame Schulze!"

„Ach, wie weren sich Ihre Herren Aeltern jrämen, weil Se mir nich bezahlen wollen!"

Der Student führt die „Philöse" (weiblicher Philister) sanft bis zum Treppenabsatz und sagt: „Wenn Sie mal wieder 'was brauchen —"

Brecht nicht, ihr Pfosten, haltet fest, ihr Wände, denn furchtbar schmettert die zarte Stimme der Wirthin die schmeichelhaftesten Liebesnamen über die Treppe, über den Flur, über die Straße, wo Jung und Alt zusammenläuft. Dann verschließt sie stolz ihr schmerzliches Weh in der Brust und blickt in ihrem Zimmer erbittert auf ihre sieben alten Katzen, auf die fruchtlose Rechnung mit der schönen Ironie: „Betrag dankent erhalten", und vertilgt eine doppelte Portion Kaffee mit Spandauer Zimmtbrezeln.

Tiefernst aber hallt von dem obern Flur die Baßstimme des Studenten herunter: „Schauderhafter Plebs! Still!"

Und stille wird's im Hause der Madame Schulze, verwittwete Müller, separirte Lehmann, geborne Schmidten — bis zum nächsten Ersten!

Ludwig Tieck und Nicolai's originelle Kasse.

Wie so vielen andern deutschen Dichtern erging es auch Ludwig Tieck als ihm der Ruhm noch fehlte, war auch sein Geldbeutel gewöhnlich lee r In der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Laufbahn kämpfte er nicht nur mit der Mißgunst, sondern auch oftmals mit der Noth. Am Schlußtag eines Vierteljahrs ging er, gedrängt von seinem Wirth und seinem Schneider, zu seinem Verleger, der das gewagte Geschäft übernommen, des jungen Tieck Erstlingswerk drucken zu lassen; er ging zum alten Nicolai, klagte ihm seine Noth und bat um einen Vorschuß. Der alte Herr hörte ihm sehr theilnehmend zu und sagte mit warmem Händedruck: „Wenn es mir irgend möglich ist, werde ich Ihnen einen Vorschuß auf Ihr nächstes Werk bewilligen. Wir werden ja sehen, ob Geld in meiner Kasse ist." — So sprechend öffnete er seinen Schreibtisch und zog eine Schatulle hervor, welche das Herz des jungen Dichters hüpfen machte vor freudiger Hoffnung, denn diese Schatulle war ganz mit Silber und Goldstücken angefüllt. Sie lagen, in Häufchen getheilt und zierlich aufgestapelt in dieser, in viele einzelne Fächer abgetheilten Schatulle, und jedes Fach war mit einer Inschrift versehen.

Der Buchhändler Nicolai deutete mit dem Finger auf die einzelnen Inschriften. „Auf diese Weise," sagte er, „theile ich mir jedes Vierteljahr die zu Ausgaben bestimmte Summe ein. Dieses Fach ist für die Druckerei bestimmt und, Gott sei Dank, noch ziemlich gefüllt. Da kommt das Fach für meine Portosendungen; es ist auch noch gut versehen. Da haben wir die Abtheilung für Vergnügungen, Wein und Champagner; sie ist ganz gefüllt, denn ich habe in letzter Zeit, Dank meinem Arzt, sehr still gelebt. Hier haben wir das Fach zur Garderobe; es ist auch noch gefüllt. In dieser Abtheilung liegt das Honorar für Schriftsteller." — „Ach," rief Tieck ganz freudig aus, „es ist Gott sei Dank ganz angefüllt. Sie werden mir also den erbetenen Vorschuß geben können." — „Nicht doch, dieses Fach enthält ja nur das zu Honoraren bestimmte Geld, aber nicht das, welches ich zu Vorschüssen verausgaben kann! — Aber sehen Sie, dieses letzte Fach trägt die Inschrift: zu Vorschüssen für Schriftsteller! Doch dieses Fach ist leider schon leer, es sind schon andere Autoren vor Ihnen dagewesen und haben es seines Inhaltes beraubt, und so kann ich Ihnen leider auch nicht den kleinsten Vorschuß anbieten." — „Aber," flüsterte der junge Dichter kleinlaut, „da ist dieses mit lauter Goldstücken gefüllte Fach für Vergnügungen, Wein und Champagner; könnte man da nicht eine Anleihe machen?" — „Mein Herr," rief der alte Nicolai mit zürnendem Stolz, „Ordnung und Pünktlichkeit ist die erste Bedingung für einen Geschäftsmann. Würde dieses für Vergnügungen bestimmte Fach leer, so würde ich in dem ganzen Vierteljahr kein Glas Wein mehr trinken und wenn mir der Gaumen verschmachtete. Eben so wenig kann ich jetzt, da die Abtheilung für Vorschuß leer ist, Ihnen ein solches bewilligen." — Er schob die Schatulle wieder zu und der junge Ludwig Tieck ging, um seine Uhr zu verkaufen und dafür Wirth und Schneider zu bezahlen!

Unglückliche Enttäuschungen.

Hofrath Böttiger besuchte in Dresden Dr. Franz Horn, den seine Kränklichkeit verhinderte, bei seiner Durchreise durch Dresden Besuche zu machen, und bat diesen, ihm seine Frau, die im Nebenzimmer beschäftigt war, vorzustellen. Franz Horn rief sie und stellte ihr den Hofrath mit einigen lobpreisenden Worten vor.

„O," antwortete sie, „ich habe schon das Vergnügen, Sie zu kennen," — Böttiger, geschmeichelt, verbeugte sich — „und zwar," setzte sie hinzu, „aus dem gestiefelten Kater." Böttiger mußte alles aufbieten, um seinen Aerger nicht durch Worte Luft zu machen, als er an Tieck's boshafte Schilderung im gestiefelten Kater erinnert wurde, und er verwünschte seine übertriebene Artigkeit, einem Durchreisenden einen Besuch gemacht zu haben, da es dem Letztern doch überlassen bleiben mußte, bei wem er Besuche machen wollte.

Franz Horn, trotz seiner scheinheiligen Sanftmuth, war sehr anmaßend. Er wohnte in Berlin unter den Linden; in dem Nebenhause wohnte ein Material-Waarenhändler, der einen offenen Laden hatte. Er verkaufte da-

her auch gestoßenen Zimmt, Pfeffer, Zucker und dergleichen. Er ließ indeß erst des Abends spät dergleichen von seinen Lehrlingen stoßen. Ohne Erschütterung konnte es nicht geschehen, und diese dehnte sich auch bis zu Horn's Wohnung aus. Ihn belästigte dies Geräusch bei seinen literarischen Arbeiten, und er sandte zu dem Kaufmann und ließ ihm diese Störung untersagen.

Die lakonische Antwort war: Der Herr Dr. Horn habe ihm nichts zu verbieten; er würde nach wie vor Zimmt und andere Artikel seiner Handlung stoßen lassen; wenn ihm das zuwider wäre, so möge er ausziehen und sich wo anders einmiethen.

Dr. Franz Horn fand diese Antwort sehr impertinent und glaubte, wenn er auf seine Berühmtheit und auf seine Vorlesungen vor Damen provocire, den Kaufmann geschmeidiger und fügsamer zu machen. Dies geschah denn auch, aber ohne Erfolg. Der Kaufmann erwiederte, er hätte nie eine Sylbe von dem berühmten Schriftsteller Dr. Horn erfahren, es sei möglich, daß er von seinen Schriften manches Exemplar als Makulatur zu Tüten oder zu Unterlagen von Butter und Heringen verbraucht habe, aber er und seine Gehülfen könnten ihre Zeit nützlicher anwenden, als mit Lesen solcher Makulatur.

Wortspiele.

Welchen Fehler kann sich ein Neger nie angewöhnen? — Er kann nie naseweiß werden.

In welchem Lande bekömmt man leicht einen Schnupfen? — In Nassau.

Warum ist Gastwirthen nie recht zu trauen? — Weil sie immer etwas im Schilde führen.

Was kauft auch der reichste Dummkopf nie? — Genie.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen Sternkundigen und eitlen Hofleuten? — Sie suchen immer nach Sternen.

Welche Thiere sind bei der Erschaffung der Welt betrogen? — Die Fische, denn sie sind beschuppt.

Lustige Chronik.

Vor die Karren der Milchmädchen sind in Genf Esel gespannt. So ziehen sie durch die Thore der Stadt herein, halten da und dort in den Straßen und musiciren, während die Milcherinnen ihre Waare verkaufen. Die Kultur der Musik hat aber große Fortschritte gemacht in Genf, die Eselconcerte gefielen nicht mehr, es wurde daher dekretirt, daß die Grauen außerhalb der Stadt stationiren sollten. Hierauf Verschwörung, Rebellion der Milchmädchen gegen Gesetz und Regierung. Montag den 6. October rückten sie, über 60 Mädchen stark, kühn auf ihren Streitkarren sitzend, von ihren muthigen Langmüthigen gezogen, in die Stadt. Keck flatterten die

Bänder der aufgeputzten Streitesel, pfiffig reckten sich die langen! Spitzohren von rechts nach links, von links nach rechts, herausfordernd schwangen die Mädchen ihre rothgelben Fahnen. Da stellte sich ihnen die bewaffnete Macht entgegen in der Gestalt von sechs Gensdarmen. Wer könnte diesen Kampf beschreiben? Wer nennt die Scheltworte, wer die Witze, wer findet die Wahrheit im Schreien der Esel, im Knarren der Karren, im Kreischen der Weiber? Endlich behielt indessen das Gesetz Recht und die Milchmädchen zogen sich zurück. Das Weib muß aber bekanntlich immer das letzte Wort haben, und so zogen sie des andern Tags wieder in die Stadt und durch die Stadt, die Esel mit Flor und Blumen umhängt; eine kecke Maid stand auf dem vordersten Karren und las dem Volke eine Proklamation vor. Welche Namen aber die Tollköpfe ihren Eseln gegeben, das sage ich nicht. Das schöne Geschlecht ist im Allgemeinen und insbesondere zu Genf stets dasselbe.

In England ist es nichts Seltenes, daß Familien, der Kosten wegen, ihre Kinder viele Jahre lang ungetauft lassen. So kam vor einiger Zeit der Fall vor, daß ein Brautpaar schon vor dem Altare stand und noch nicht getauft war. Auch nicht übel.

Ein Pesther Localblatt kündigt ganz naiv „Strohhüte aus Roßhaaren" an.

Ein reicher Georgier, aus der Umgegend von Tiflis, hält sich gegenwärtig in Paris auf. Er besucht alle Theater und öffentlichen Vergnügungsorte in Gesellschaft seiner Frau, welche eine große Schönheit ist. Diese junge Frau ist besonders auffallend wegen eines physischen Phänomens von einer außerordentlichen Seltenheit. Sie hat himmelblaue Haare, die in langen Locken malerisch ihren Kopf umgeben und einen prächtigen Effect hervorbringen.

Bajazzo.

Das Perpetuum mobile ist auch einmal wieder entdeckt worden. Diesmal in Constantinopel. „Meine Maschine," erzählt der Erfinder, „ist so eingerichtet, daß, sobald das letzte Rädchen in Bewegung gesetzt worden ist, sich alle übrigen Räder in Bewegung setzen." Der Lauf des Modenwägelchens ist so stark und so schnell, daß er durch einen besondern Mechanismus gehemmt werden muß. Dieses Wägelchen ist 24 Wiener Zoll breit, und 18 Zoll hoch, schleppt 20 Centner und läuft damit eine deutsche Meile in 5 Minuten.

In der Philadelphia-Zeitung stand ein Mal die Anzeige: „Es ist eine Uhr gestohlen worden, 100 Dollars werth. Wenn der Dieb sie zurückgiebt, soll er gratis benachrichtigt werden, wo er eine stehlen kann, welche zwei Mal so viel werth ist, und soll ihm weiter keine Frage gestellt werden."

Wenn es Leute giebt, die mit ihrem Namen nicht ganz zufrieden sind, z. B. die ehrenwerthen Familien Bratwurst, Lauffköter u. s. w., so mögen sie sich mit dem Gedanken trösten, daß es noch unangenehmere Namen gibt, wie aus folgender amtlicher Nachricht der Wiener Blätter hervorgeht: „Der Kaiser hat dem im Jahre 1850 wegen Falschwerbung zu achtjähriger Schanzarbeitsstrafe verurtheilten ungarischen Landmanne Josef Sauhammel den Rest seiner Strafzeit nachgesehen."

Im Jahre 1602 war ein sehr saurer Wein gewonnen worden, der fast nicht zu genießen war. Einige Pfarrherren in Württemberg hielten deswegen an, „daß man ihnen, als Seelsorgern, die guten Magenwein vonnöthen hätten, einen bessern verabreichen möchte." — Herzog Friedrich I. schrieb auf das Gesuch: „Mit gesündigt, mit gebüßt!"

Der leuchtende Spaziergänger. In der Mitte des Monats Juni erregte ein junger Mann in Paris die allgemeine Aufmerksamkeit, indem er am ganzen Körper brennend, nächtlicher Weile die lebhaftesten Straßen durchwandelte. Eine große Volksmenge war ihm nachgezogen und alles schien höchst verwundert über diese auffallende Erscheinung. Der Feuerkönig fand auf seiner Promenade nicht das geringste Hinderniß, denn selbst die Neugierigsten hielten sich in ehrerbietiger Ferne, aus Furcht durch die hellglänzenden Funken an ihren Kleidern Schaden zu leiden. Da der Zusammenfluß des Volkes immer größer wurde, erhielt der Lustwandelnde von mehreren Polizei-Agenten die Weisung, ihnen zu folgen, um über diese Repräsentation sich gehörigen Orts zu äußern. Das Räthsel löste sich sehr einfach, denn die ganze Erscheinung war das Resultat eines unschuldigen Scherzes. Es zeigte sich bei näherer Untersuchung eine große Quantität von Johanniswürmchen, welche auf die Körperbedeckung mit Gummi geklebt waren, und die sich der junge Mann zum Behuf dieser Mystifikation von flinken Gassenjungen auf dem Lande gegen ein angemessenes Honorar einsammeln ließ.

Ein Mann verlor neulich in P. auf dem Wege von der Börse bis nach Hause 1000 Thaler in einer Brieftasche. Als er den Verlust bemerkte, war er untröstlich und seine Frau konnte ihn nur damit beruhigen, daß sie sagte, er möchte den Verlust der Brieftasche öffentlich anschlagen lassen, er würde sicher sein Geld wieder erhalten. „Ja, sagte der gescheidte Mann, das wollen wir thun, aber mein Schatz, wenn die Leute sehen, daß ich 1000 Thaler verloren habe, so halten sie mich für reich und bringen das Geld nicht zurück. Ich werde daher nur 100 Thaler angeben, desto eher bekomme ich mein Eigenthum."

Eine amerikanische Zeitung berichtet, daß sich zu Boston ein Mann befindet, welcher ein solcher Ausbund von Schönheit sei, daß man denselben nicht gern in die Kirche lasse, um die Damen in ihrer Andacht nicht zu stören.

ANZEIGEN.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 49. Nordhausen, December. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Wasserlied.

Von J. V. Kutscheit.

Wenn auf der Erd' kein Wasser wär',
Da könnt' man sich nicht baden,
Und käm' auch auf dem großen Meer
Kein Schiffersmann zu Schaden.

Kein Bier dann freilich braute man,
Wär' aber schon zu tragen;
Wir führten ja den Wein sodann
Ganz ungetauft zu Magen.

Gekocht würd' alles auch in Wein,
Kaffee und Thee und Brühsupp',
Und mancher, dem's jetzt große Pein,
Genöss' dann ohne Müh' Supp'.

Doch eins wär' schlimm, es käm' die Frau
Und wollt' auch Wein zur Wäsche,
Das machte in dem Flaschenbau
Doch zu gewalt'ge Bresche.

Drum mag, wie's nun mal Sitte ist,
Bergab das Wasser laufen,
Nur soll der Wirth, als guter Christ,
Blos seine Kinder taufen.

Die hübsche Nachbarin.

Ich kenne keine größere Plage, als die hübsche Nachbarin, und dennoch betheuere ich euch, daß ich nicht minder als jeder andere für das Verdienst zweier schönen Augen, eines aufgestülpten Näschens, eines lieblichen Fußes oder eines sentimentalen Gesichtes empfänglich bin. Die hübsche Nachbarin

ist gewöhnlich mit all diesen Vorzügen begabt, sie ist das hübscheste Weib des Viertels, sie ist frisch wie der Frühling, sie ist würdig der Anbetung des ganzen Universums, der ganzen Stadt und der Nachbarschaft. — Ich sagte vorhin: die Nachbarin sei eine Plage; wohlan! ich widerrufe nicht. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viele Existenzen entartet und zerstört worden sind, aus der einfachen Ursache, eine hübsche Frau zur Nachbarin zu haben. Ein junger Mann arbeitet von Morgen bis Abends immer an seinem Schreibtische gebeugt; er verspricht der Welt einen ausgezeichneten Rechtsanwalt, einen emsigen Mediciner, oder wohl gar einen tüchtigen Gelehrten; auf ein Mal wird der liebe Mann faul, bringt den ganzen Tag mit Rauchen, die Fliegen herumflattern zu sehen, hin; was sage ich, Fliegen? Glücklich priese ich seine Familie, wenn er nur die Fliegen betrachtete! aber nein, was er betrachtet, ist die gegenüberstehende Schönheit, die schöne Austernhändlerin, die Marquise von ***, Cleopatra, Helena, Aspasia, mit einem Worte alle Schönheiten, Vollkommenheiten alter und neuer Zeit, denn was immer ihr Rang auch sei, die hübsche Nachbarin stellt alles dies vor. Sie ist ein achtes, unter der Dachrinne wohnendes, Wunderwerk der Welt. Ich habe viele Stadien über die hübsche Nachbarin zurückgelegt. Sie hat immer Nelken, Rosenstöcke und Kapuzinerblumen, welche sie zu festgesetzter Zeit begießt und pflegt; es ist die Viertelstunde des Liebäugelns. Alsdann schlägt der Nachbar Feuer mit allen Vieren, bringt all' seine Gliederfügung in einen telegraphischen Stand, um der hübschen Nachbarin den Zustand seines Herzens, die Ausdehnung seiner Liebe zu schildern. So lange der Nachbar mit dem Liebäugeln vorlieb nimmt, erwiedert die Nachbarin, und begnügt sich, ihm in gleicher Pantomime zu entgegnen; allein wenn die Geberden, Zeichen oder die Kußhändchen kommen, zieht die Nachbarin höhere Saiten auf, macht eine Grimasse, schließt rasch das Fenster und erwiedert der stummen Scene des Verliebten ein Hohngelächter, das ihn vernichtet.

Ich bedaure euch, wenn ihr eine hübsche Nachbarin habt: ihr seid den ganzen Tag an euer Fenster angenagelt; das leiseste Zittern des Vorhanges macht euer Herz erbeben; das Fenster wird geöffnet, ein Schauder durchläuft euch von der Zehe bis zum Wirbel, ihr werdet sie sehen, sie betrachten — Täuschung! Die Zofe ist es, die das Fenster geöffnet, um den Teppich des Schlafzimmers auszuklopfen! Wenn ihr dann viel geseufzt, wenn ihr durch lauter Sehnsucht und Leidenschaft, eurer Phosphor-Zündmaschine gleich, in Feuer gerathen und wie eines ihrer Schwefelhölzchen mager geworden seid, scheint die Nachbarin milder zu werden. Sie lächelt, sie zeigt ihre Zähne, sie legt die Hand auf ihr Halstuch. Nun glaubt ihr euch begünstigt — Täuschung!

Diese Aufmerksamkeitszeichen sind an einen jungen, schönen, blonden Mann gerichtet, der über eurem Haupte wohnt, der seit vierzehn Tagen eben so wie ihr verfährt, mit einem Meerschaumkopfe und geblümten Schlafrocke.

Hütet euch überhaupt, wenn ihr eine hübsche Nachbarin habt, ihr ein Liebesbriefchen zuzuwerfen; ihr seid verloren. Es giebt keine Neckerei, keine Verdrießlichkeit und Beleidigung, die ihr in solchem Falle nicht hinunterschlucken müsset.

Bald ist sie es, die mit euern Liebesphrasen und Treueschwüren ihre Haarwickel zu machen affectirt; bald ist es ihr Töchterlein, das gleichfalls papierne Vögel am Fenster ihrer Mutter macht, und euere Liebesbezeugungen sind es, aus denen auch diese Vögel gemacht werden.

Man hat Männer aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft Schäferinnen heirathen sehen, nie sah man Nachbarn ihre Nachbarinnen heirathen. —

Es giebt ein Alter, in dem man sich der Liebe durch's Fenster ergiebt, es ist das Alter der ersten Täuschungen, der keimenden Schnurbärte. —

Man kann des Mannes, der in seine Nachbarin verliebt ist, spotten, allein man würde sicher unrecht thun, ihn deshalb zu tadeln. —

In der That, selbst in den Stürmen des Lebens, in den behaglichsten Umständen findet man nicht immer die Glorie von Frische, mit der man die Stirne und die Haarwickel seiner hübschen Nachbarin umkränzt. —

Verwünscht daher nicht euere Anrufungen an den Mond, die Romanzen, die ihr des Abends, um sie zu erweichen, gesungen, die Guitarresolo's, die Geberden, die ihr an sie verschwendet habt. Die hübsche Nachbarin ist eine Erscheinung, die man nur ein Mal grüßt, nur ein Mal liebkost. Das reifere Alter hat Eroberungen, Besitzthümer, Realitäten; aber sehr oft bedauert es, nicht ein Mal ein häßliches Gesicht in der Nachbarschaft zu haben. (Abendztg.)

Graf Rastopschin, ein Sonderling.

Der Name des Grafen Rastopschin ist durch den Antheil, der diesem hochbegabten Manne am Brande von Moskau zugeschrieben wird, zu einem geschichtlichen geworden, so daß die Bekanntschaft damit bei jedem gebildeten Leser vorausgesetzt werden darf. Weniger bekannt dürfte es sein, daß Graf Rastopschin einer der größten Sonderlinge seiner Zeit war und daß man sich noch heute in Rußland eine Menge der seltsamsten Geschichten von ihm erzählt. Wir theilen hier ein kleines, durch die Gräfin R. in die Oeffentlichkeit gelangtes Schriftstück mit, welches von des Grafen eigener Hand herrührt und in welchem sich allerdings ein gut Stück Absonderlichkeit abspiegelt. Dieses Schriftstück, von welchem behauptet wird, daß der Graf es kurz vor seinem Tode in weniger als einer Viertelstunde abgefaßt habe, ist überschrieben: „Memoiren des Grafen Rastopschin; geschrieben in zehn Minuten," und lautet in der Uebersetzung wie folgt:

Cap. 1. Meine Geburt. Am 12. Mai des Jahres 1762 trat ich aus der Finsterniß ans Licht. Man maß mich, man taufte mich. Ich wurde geboren, ohne zu wissen warum, und meine Eltern dankten dem Himmel, ohne zu wissen wofür.

Cap. 2. Meine Erziehung. Man lehrte mich allerhand Geschichten und allerlei Sprachen. Bei angelernter Unverschämtheit und Charlatanerie wurde ich zuweilen für einen Gelehrten gehalten; mein Kopf wurde eine ungeordnete Bibliothek, wozu ich allein den Schlüssel hatte.

Cap. 3. Meine Leiden. Ich wurde geplagt von meinen Lehrern, welche mir den Kopf zu voll pfropften, von meinen Schneidern, welche mir das

Zeug zu eng machten, von unnützer Reue und Traurigkeit, von den Frauen und von dem Ehrgeiz, von Souverains und Souvenirs.

Cap. 4. Entbehrungen. Drei der größten Genüsse des menschlichen Geschlechtes habe ich entbehren müssen: Diebstahl, Wohlschmeckerei und Hochmuth.

Cap. 5. Denkwürdige Epochen. Mit dem 30. Jahre habe ich aufgehört zu tanzen, mit dem 40. Jahre dem schönen Geschlechte zu gefallen, mit dem 50. Jahre mich um die öffentliche Meinung zu kümmern, mit dem 60. Jahre zu denken. Ich bin nach und nach ein wahrer Weiser oder ein Egoist geworden, was gleichbedeutend ist.

Cap. 6. Charakteristik. Ich bin eigensinnig wie ein Maulesel, launenhaft wie eine Kokette, munter wie ein Kind, träge wie ein Murmelthier, thätig und energisch wie Bonaparte, und alles dies nach Belieben.

Cap. 7. Wichtiger Entschluß. Da ich niemals die Herrschaft über mein Gesicht erlangeu konnte, so entschloß ich mich, meiner Zunge freien Lauf zu lassen und ich nahm die schlechte Gewohnheit an, laut zu denken. Hierdurch verschaffte ich mir einiges Vergnügen und viele Feinde.

Cap. 8. Was ich war und was ich hätte sein können. Ich war immer sehr empfänglich für Freundschaft und Vertrauen. Wäre meine Geburt in das goldene Zeitalter gefallen, so hätte ich der gutmüthigste Tropf auf der Welt sein können.

Cap. 9. Respectable Grundsätze. Ich habe niemals Hand und Zunge zu Heirathsangelegenheiten und Klatschereien hergegeben. Ich habe niemals Andern Köche und Aerzte empfohlen und habe mir also keinerlei Attentat auf das Leben meiner Mitmenschen vorzuwerfen.

Cap. 10. Meine Neigungen. Ich liebte kleine Gesellschaften und einen einsamen Spaziergang im Walde. Ich hatte eine unwillkürliche Verehrung für die Sonne; ihr Aufgang stimmte mich immer andächtig und ihr Untergang immer traurig. Unter den Farben liebte ich die blaue am meisten; von Tafelgenüssen war mir Rindfleisch mit Meerrettig das Liebste; allen Getränken zog ich ein Glas frisches Wasser vor; im Theater gefiel mir das Lustspiel am besten; im Umgange mit Männern und Frauen war ich offenen und ausdrucksvollen Gesichtern am meisten zugethan. Die Buckligen beider Geschlechter hatten für mich einen Reiz, dem ich niemals widerstehen konnte, obgleich ich noch heute keinen Grund dafür anzugeben weiß.

Cap. 11. Meine Abneigungen. Ich hielt mich fern von allen Dummköpfen, von allen Achselträgern, Schurken und Intriguanten, welche Tugendrollen spielten; Ekel erweckten in mir alle Frömmelei, Heuchelei, geschminkte Männer und überladene Frauen; unausstehlich waren mir allezeit Ratten, Liqueure, Metaphysik und Rhabarber; ein wahres Entsetzen hatte ich vor der „Gerechtigkeit" (Justiz) und vor wilden Thieren.

Cap. 12. Analyse meines Lebens. Ich erwarte den Tod ohne Furcht, wie ohne Ungeduld. Mein Leben ist ein schlechtes, aber sehr geräuschvolles Melodrama gewesen, worin ich die Rollen von Helden, Tyrannen, Verliebten, edlen Vätern, aber niemals von Lakaien gespielt habe.

Cap. 13. Belohnung des Himmels. Als ein großes Glück betrachte ich es, vollkommen unabhängig zu sein von drei Individuen, welche Europa beherrschen. Da ich ziemlich reich bin und allen öffentlichen Geschäften den

ter Hast zu seinem in der Apotheke beschäftigten Prinzipal, bemühte sich aber vergebens, ein Wort hervorzubringen. Nachdem der Apotheker ihn sehr ersucht hat, doch nur langsam zu reden, dann werde es schon gehen, und es dennoch nicht gehen will, sagt er endlich: „Nun, so singen Sie doch lieber, was Sie mir zu sagen haben!" worauf der Provisor nach der Melodie des Kranzjungfern-Liedes aus dem Freischütz anhebt:

„Der Spiritus im Keller brennt
Und Alles steht in Flammen!"

Ein Verhör. Amtmann. „Du warst also gestern im Krug, Jochen (Johann)?"

Bauer. „Jo, Harr Amtmann."

Amtmann. „Und da haben sie auf mich geschimpft und mich einen Esel genannt?"

Bauer. „Jo, Harr Amtmann, dat hebbens dahn."

Amtmann. „Und auf die andern Beamten haben sie auch geschimpft und sie Esels genannt?"

Bauer. „Jo, Harr Amtmann, dat hebbens dahn."

Amtmann. „Jochen, gestehe es, was haben sie weiter gesagt?"

Bauer. „Je, se sähren (sagten) se wullen mi dat schriftlich gäben.

Amtmann. „Und das hast du doch angenommen?"

Bauer. „Ne, Harr Amtmann, ick hefft se dat so to glövt (geglaubt)."

Schwierige Umstände. Ein Amerikaner hat in einer Zeitung alle erdenklichen Umstände zusammengestellt, in die ein Mann kommen kann, und welchen hält er für den allerschwierigsten? der schwierigste Umstand sagt er, ist, wenn ein Mann auf einem Sopha zwischen zwei schönen Mädchen sitzt, von denen die eine schwarze Augen, schwarze Locken und einen blendenden Nacken, die andere sanfte blaue Augen, goldene Locken, rothe Wangen und Lippen hat, die beide lachen und gleichzeitig mit ihm sprechen.

In einem mit Kranken angefüllten Zimmer des Friedrichshospitals zu Kopenhagen lag unter andern ein Kutscher, der den übrigen mit seinen lauten Ausbrüchen seiner Fieberphantasien äußerst beschwerlich fiel.

Ein anderer Patient, ein witziger Kopf, der selbst durch seine Krankheit seine muntere Laune nicht verloren hatte, konnte das ewige Geschrei des Kutschers: „da steht der Teufel und will mich holen!" nicht länger ertragen.

Er schleppte sich mühsam bis zu dem Lager des Kutschers hin und rief diesem in einem sehr barschen Tone zu:

Was bildet Er sich ein! Meint Er, der Teufel wird sich die Mühe geben und einen so gemeinen Kerl holen, da hier im Saale so viele vornehme Leute sind?

Ganz bestürzt über diese Anrede, versetzte der Kutscher mit gebrochener Stimme:

Es ist schon gut; ich will mit dem Herrn Doctor sprechen.

Von dieser Zeit an wagte er es nie mehr, die Besorgniß laut zu äußern, daß ihn der Teufel holen werde.

„**Je, Du lieber Gott!** wer mag wohl alle diese Verordnungen halten?“ sagte ein Reisender, der in Ermangelung anderer Unterhaltung die in einer Dorfschenke aufgehangenen Edicte und Reglements durchlas. — „Wer sie hält, mein Herr? das will ich Ihnen sagen, wenn sie mir einen Schnaps geben lassen,“ sagte schmunzelnd ein Bauer, der in der Ecke saß. — Der Reisende ging darauf ein, der Wirth brachte den Schnaps und der Bauer zeigte nun lachend dem Reisenden den Nagel, an welchem die Verordnungen hingen, indem er sagte: „Der hält sie Alle!“

Der französische Novellist Alexander Dumas ist bekanntlich ein Mulatte von Geburt und hat einen sehr dunkeln Teint. Nun ist der Schriftsteller von einer solchen Eitelkeit geplagt, daß er, um dieser Leidenschaft zu fröhnen, oft hinten auf seine eigne Equipage steigt, nur, damit die Leute sagen sollen: „Seht! der Dumas hat sich auch einen Mohren angeschafft.“

„**Dem Mann kann geholfen werden.**“ Ein Kaufmann in Liverpool, der einen Laufburschen brauchte, heftete an seine Ladenthür einen Zettel, mit den lakonischen Worten: „Hier wird ein Knabe gewünscht.“ — Am nächsten Morgen, als er seine Thür öffnete, hing ein, ihn freundlich anlächelnder Säugling in einem Korbe neben dem Wunsch mit einem Zettel versehen, auf welchem stand: „Hier ist er!“

Einem auf dem Lande einquartirten Hauptmanne begegnete ein Mann, der ihn mit den Worten grüßte: „Guten Tag mit 'n ander!“ Der Hauptmann, dem dieser Gruß auffiel, rief den Mann zurück und sprach zu ihm: Was will Er denn mit seinem Gruße sagen und warum spricht Er: Guten Tag mit 'n ander, da ich doch allein gehe? — Ist doch die Sache ganz in der Ordnung, erwiederte der Mann, Sie liegen ja für vier Mann einquartirt. Da muß ich doch sprechen: Guten Tag mit n' ander.

Dienstgesuch. „Eine solide Köchin, der schon zwei Dienstherrschaften gestorben, wünscht bei einer ähnlichen Familie von Stand einen ruhigen Dienst. Da sie sehr genügsam ist, sieht sie mehr auf guten Lohn, als reichliche Kost.“ D. U.

„**Wie geht's Ihnen?**“ fragte Jemand einen Bekannten. — „Wie Sie sehen!“ war die Antwort. — „Dann bedaure ich Sie,“ entgegnete der Erstere, „denn ich sehe sehr schlecht und muß eine Brille tragen.“

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 50. Nordhausen, December. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1¼ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Lob des Krakeels.

Mel.: Ich hab' meine Sach' auf Nichts gestellt, Juchhe!

Was ist des Weltalls Grundbestand?
Krakeel.
Was gährt durch Luft und Meer und Land?
Krakeel.
Fort mit dem Harmoniegeschwätz!
Der Ding' und Menschen Urgesetz
Das ist und bleibt Krakeel!

Was führt im Schilde der Komet?
Krakeel.
Und was hier unten der Magnet?
Krakeel.
Der schlägt sich mit den Polen 'rum
Und jener kehrt den Sternlauf um
Zum Schreck manch' frommer Seel'.

Und was treibt Amor allerwärts?
Krakeel.
Was schießt er selbst in Sappho's Herz?
Krakeel.
Wo seinen Doppelschuß er thut,
Krakeelt Don Cäsar bis auf's Blut
Mit Bruder Manuel.

Was gab es schon im Paradies?
Krakeel.
Was trieb die Schlang' beim Apfelbiß?
Krakeel.
Doch schlecht bekam ihr selbst die Tort;
Krakeelend warf sie über Bord
Der Erzfürst Michael.

Was ist der ganzen Welt ein Spaß?
Krakeel.
Und was John Bull beim Branntweinglas?
Krakeel.
Von Kopenhagen bis Algier,
Von Zitzschewig bis Siehdichfür
Geht's hierin parallel.

Was schreibt der Herrn Autoren Kiel?
Krakeel.
Und was des Fuhrmanns Peitschenstiel?
Krakeel.
Der gröber, jener zierlicher,
Dort künstlich, hier natürlicher,
Doch immerdar Krakeel.

Was formet neu den Erdkoloß?
Krakeel.
Was macht die Völker klein und groß?
Krakeel.
Er bauet Rom und macht's zu Schand',
Er giebt und nimmt's gelobte Land
Den Kindern Israel.

Was macht das halbe Recht bald ganz?
Krakeel.
Was ist die beste Spruchinstanz?
Krakeel.
Laßt Schöppenstuhl und Hofgericht
Und sichert selbst mit Faustgewicht
Die Litis-Curatel.

Was macht zuletzt der Pauk' ein Loch?
Krakeel.
Wo nichts mehr hilft, was hilft da noch?
Krakeel.
Geduld ist jeden Langohrs Schmuck,
Der Mann gewinnt durch Gegendruck
Sein köstlichstes Juweel.

So bleib' denn unser Stoßgebet:
Krakeel,
Und unsre Waff' und Heergeräth:
Krakeel!
Der Frieden kommt schon hinterdrein,
Erst muß nur durchkrakeelet sein,
Drum lebe der Krakeel!

(Fliegende Blätter.)

Eine seltsame Heirathsgeschichte.

Die folgende sonderbare Geschichte, die sich in diesen Tagen in Berlin zugetragen haben soll, macht in der Stadt viel von sich reden. Die Ladenmamsell eines Berliner Conditors nämlich bittet diesen um die Erlaubniß, den Abend fortgehen zu dürfen, da sie zu einer Hochzeit gehen möchte. Der Herr bewilligt es. Kaum ist sie fort, so kommt ein Freund zu ihm in den Laden. „Was?“ ruft der Freund voll Verwunderung, „Sie sind zu Hause? Sie sind nicht mit auf der Hochzeit?“ — „Auf welcher Hochzeit? fragt der erstaunte Conditor. — „Mein Gott, auf der Hochzeit Ihrer Mamsell!“ erwiderte der Freund. — „Meiner Mamsell? Ach ja, es ist wahr, sie ist zu einer Hochzeit gegangen. Aber was geht das mich an? Ich kenne nicht alle ihre Bekannten, und weiß nicht einmal, wer die Leute sind, welche Hochzeit halten.“ — „Aber es ist ja Ihre Mamsell selbst!“ — Der Conditor will das erst nicht glauben, aber der Freund, um ihn zu überzeugen, zieht ihn eiligst mit sich fort, da sie noch gerade zur rechten Zeit kommen können, um in der Kirche die Trauung anzusehen. Da findet der Conditor denn bestätigt, daß seine Mamsell die Braut ist. Ohne von ihr gesehen worden zu sein, geht er still mit seinem Freund nach Hause, und erwartet voll Spannung, ob sich seine Mamsell wieder bei ihm einfinden oder irgend eine Nachricht geben werde. Zur rechten Zeit erscheint sie auch, ohne sich das Geringste merken zu lassen. „Wie, Sie haben sich verheirathet, ohne mir ein Wort davon zu sagen?“ ruft endlich der Conditor. Sie will das Anfangs leugnen, aber als ihr Herr versichert, selbst ihrer Trauung zugesehen zu haben, muß sie die Sache eingestehen. „Nun ja, es ist wahr, ich habe mich verheirathet,“ sagte sie schnell gefaßt, „aber was schadet das? Ich werde nach wie vor bei Ihnen wohnen und bei Ihnen verkaufen.“ — „Damit wird Ihr Mann nicht zufrieden sein,“ erwidert der Conditor. — „O ja!“ ist die Antwort. „Uebrigens habe ich bereits ein Gesuch um Scheidung eingereicht.“ — Der immer mehr verwunderte Conditor verlangt dringend die Aufklärung dieses räthselhaften Ereignisses. Da erfährt er denn Folgendes: Das Mädchen war in einem Ausstattungsverein, der ihr, im Falle sie sich bis zu einem gewissen Punkte verheirathete, fünfhundert Thaler auszahlen mußte; der Termin war beinahe abgelaufen, und um sich die Summe zu sichern, hatte sie sich zu einem festgesetzten Preise einen Bräutigam engagirt, der versprechen mußte, sich gleich nach der Hochzeit wieder scheiden zu lassen. Diese seltsame Speculation erwies sich aber später doch als unpraktisch, da der Bräutigam sich nachträglich überlegt hatte, daß es vortheilhafter sei, anstatt sich mit dem kleinen, ihm zugewiesenen Geldantheile zu begnügen, die Frau und die ganzen fünfhundert Thaler für sich zu beanspruchen. Zu ihrem nicht geringen Schrecken erschien er am andern Morgen bei ihr und wollte von Scheidung nichts mehr wissen. Sie wird also nun eine neue List ersinnen müssen, um den Mann wieder los zu werden, den sie sich aus falscher Berechnung angeschafft und gekauft.

Die Mühle auf den Höhen von Passy.

Ein Seitenstück zu der bekannten Anekdote von der Mühle bei Sans-Souci theilt General Montholon in seiner Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena mit, und halten wir diese, weniger bekannt gewordene Anecdote der Veröffentlichung schon deshalb werth, weil sie einen Beitrag zur richtigen Würdigung des Charakters Napoleons darbietet.

Der Kaiser wollte auf den Höhen von Passy, dem Marsfelde gegenüber, den Palast für den König von Rom, seinen Sohn, bauen lassen, mußte aber zu diesem Behufe nicht nur den Grund und Boden zum Bau, sondern auch die auf dem Platze befindlichen Gebäude erwerben.

Nun besaß auch ein armer Bötticher ein Haus daselbst, welches nothwendiger Weise abgetragen werden mußte.

Es wurde von den Baumeistern auf tausend Francs taxirt, und mit dem Eigenthümer unterhandelt. Dieser jedoch, welcher dachte, daß sich eine so günstige Gelegenheit, ein hübsches Stück Geld zu verdienen, wahrscheinlich nicht zum zweiten Male darbieten würde, verlangte 10,000 Francs.

Der Kaiser befahl, ihm die geforderte Summe auszuzahlen. Doch die unerwartete Freigebigkeit Napoleons machte den Bötticher nur noch habgieriger; er sagte, der Kaiser störe ihn durch die Hinwegnahme seines Häuschens in seinem Gewerbe, er wisse nicht, ob er an einem andern Orte wieder sein Brod finden würde und müsse deshalb 30,000 Francs fordern.

Der Kaiser, als er das hörte, versetzte: „Die Forderung ist allerdings eine hohe, jedoch haben die Gründe des Menschen etwas für sich; man zahle ihm die 30,000 Francs und lasse mich von der Sache nicht mehr hören."

Doch auch jetzt war der Eigenthümer nicht zufrieden, er stellte vor, was ihm die Niederlassung und Einrichtung in Paris kosten würde und schloß damit, daß er sagte, er habe es genau berechnet, daß er, ohne Schaden zu erleiden, sein Häuschen nicht unter 40,000 Francs verkaufen dürfe.

Der Kaiser wurde über diese unverhältnißmäßig hohe Forderung zwar anfangs ärgerlich, befahl aber dennoch die 40,000 Francs zu zahlen.

Diese Nachgiebigkeit diente jedoch nur dazu, den Bötticher in seiner Forderung noch unverschämter zu machen; als man den Contract mit ihm abschließen wollte, nahm er sein Wort zurück und verlangte 50,000 Francs.

Da aber war die Geduld des Kaisers erschöpft. „Er ist ein elender Mensch," sagte er, „und ich mag nun seine Hütte gar nicht; sie soll da, wo sie ist, stehen bleiben als ein Zeichen meiner Achtung vor dem Gesetze."

Liebe und Narrheit der civilisirten Welt bei sieben Nationen.

Der Engländer liebt am Weibe — Ernst und Würde; der Russe — Geist und Schönheit; der Ungar — Offenheit und Vaterlandsliebe; der Italiener — Hingebung; der Spanier — verzehrende Gluth; der Franzose — feines Benehmen; der Deutsche — Häuslichkeit. — Der verliebte

Engländer in der Verzweiflung trinkt — Punsch; der Russe — Branntwein; der Ungar ersäuft seinen Kummer im ersten besten Weine; Italiener und Spanier trinken — Gift; der Franzose trinkt — Champagner; der Deutsche — Rheinwein. — Der Engländer — reist aus Liebe; der Russe — kämpft aus Liebe; der Ungar — vergißt Alles bis auf sein Vaterland aus Liebe; Italiener und Spanier — singen aus Liebe; Franzosen — tanzen und Deutsche — trinken und schmausen aus Liebe. — Aus unglücklicher Liebe oder aus Eifersucht werden Engländer den — Spleen bekommen und sich — erhängen oder ersäufen; Russen sich — duelliren oder prügeln; der Ungar — flucht über sein Geschick; Italiener und Spanier werden sich — erdolchen; Franzosen — sich wieder verlieben; Deutsche — hypochondrisch werden. — Engländer — achten, Russen schmücken, Italiener und Spanier — bewachen, Franzosen — vergöttern, Deutsche — besingen die Geliebte. — Ungarn machen keine Umstände mit derselben. — Der Engländer ist — philosophisch, der Russe ist — natürlich, der Ungar ist — leidenschaftlich ohne Dauer, Italiener und Spanier sind — rasend, der Franzose ist — galant, der Deutsche ist — poetisch verliebt. — Der englische Narr ist — originell und genial; der russische — derb; der italienische ist — fein; der spanische ist — gravitätisch; der französische ist — galant; der deutsche Narr ist — gelehrt und der ungarische — läßt Alles mit sich machen. — Die Hauptquelle der Narrheit des Engländers ist — Regierungseinfluß; die des Russen — Natürlichkeit; die des Ungars — gekränktes Ehrgefühl und Erniedrigung; die des Italieners — das dolce far niente; die des Spaniers — Adelstolz; die des Franzosen — Weltherrschaft; die des Deutschen — Ueberschwenglichkeit. — Der englische Narr — philosophirt; der russische — tobt; der ungarische — wüthet, doch läßt er sich zu Zeiten — binden; der italienische — spielt Intriguen; der spanische — macht Donquixotterien; der französische — Windbeuteleien; der deutsche — Affenstreiche. — Der englische Narr wird — bewundert; der russische — geprügelt; der ungarische — wird betrogen und zuletzt noch verläumdet; der italienische — belacht; der spanische — gefürchtet; der französische — bemitleidet; der deutsche — eingesperrt. (Charivari.)

Lustige Chronik.

Von Tribuzzi, einem bekannten österreichischen Gourmand aus Triest, erzählt man folgende Anekdote. Er war 1819 in Wien, als er hörte, daß man sich in Venedig genöthigt gesehen, einen unbändig gewordenen Elephanten zu erschießen. Er wußte, daß im Orient Elephantenfüße und Rüssel zu den ausgezeichnetsten Delikatessen gehören. Er bat also schriftlich dringend, man möge Theile von beiden einsalzen, ordnete seine Geschäfte, nahm Courrierpferde und reiste nach Venedig. Als er durch die Kärnthnerstraße in Wien fährt, sieht er bei einem Delikatessenhändler eine gewisse lange weiße Wurst hängen, deren Eigenschaften unter den Feinschmeckern berühmt und nach der er längst getrachtet hatte. Aber er hält keine Minute: der Elephant läßt ihm keine Ruhe und doch verfolgt ihn wieder auf der ganzen

Reise das Bild dieser seltenen ausländischen Wurst. Sie schwebt seinen Träumen so gut wie der Elephant vor. Endlich in Venedig angekommen findet er, daß man seine Aufträge versäumt hat. Nun läßt er den Elephanten ausgraben. Der aber befindet sich schon so sehr in Verwesung, daß sich nichts mehr von ihm genießen läßt. Nun eilt Tribuzzi nach Wien zurück, aber die ersehnte Wurst ist derweilen verzehrt. Dieser Gastronom reiste alle Jahre zur Fasanenzeit nach Steiermark; er genoß am liebsten alles an der Quelle. Von Steiermark ging er durch Savoyen zu den berühmten weißen Trüffeln und von da nach Straßburg zu den Gänselebern. Er nannte das seine Kunstreise.

In London haben die Journalisten in ihren Druckereien allezeit einen Artikel abgesetzt fertig stehen, den sie niemals auseinander legen lassen, und zwar des Inhalts, daß es irgendwo Frösche geregnet habe. Sobald nun ein Paar Zeilen für das Blatt fehlen, so heißt es: „Den Froschartikel her!“ Man verändert Datum und Ortsnamen und läßt „Frösche regnen.“

Großes und dauerndes Glück wird den neuen Herrenhüten versprochen. Sie sind von vulkanisirtem Kautschuk. Jedem Drucke geben sie nach und nehmen sofort von selbst die ursprüngliche Form wieder an. Man kann sie eindrücken, einschlagen, dehnen, zerren, sich auf sie setzen und als Kopfkissen brauchen, unermüdlich springen sie, sobald der Druck nachläßt, in die richtige Form und sehen anständig aus. Sie müssen Glück machen, versichern weltkundige Leute, wie Jedermann, der sich in die Umstände schickt, sich zu drücken und krümmen weiß und mit sich machen läßt, was man will.

Den Jüngern der Homöopathie wünschen wir, daß sie besser sitzen, als ihr Vater und Meister Hahnemann auf seinem Postament in Leipzig. Wer vorbeigehe, sagen die Leipziger, erschrecke, denn es sehe aus, als ob der Mann vom schmalen Sitz herunterfallen wolle.

Am Schlusse einer öffentlichen Stadtgerichts-Sitzung in Bamberg am 24. November ereignete sich folgende komische Scene. Der Angeklagte bittet ums Wort und bringt vor: „Herr Präsident! Der Zeuge Eichelsdorfer ist mir noch zehn Kreuzer schuldig, die ich nicht herausbekommen kann; haben Sie die Gnade, mir dazu zu verhelfen, denn ich bin ein leidenschaftlicher Schnupfer und ohne Tabak kann ich nicht leben.“

Bajazzo.

Die „Oeffentlichen Anzeigen für den Harz“ enthalten folgende originelle Bekanntmachung: „Weil kürzlich die Frau Kammerhof hier eines Sonntags Morgens geschimpft hat: alte Schange, alte Mähre, Philistern, rauhes Pöbelzeug, Bürstenfrau, gelbes Ding u. s. w., so glauben Viele, sie habe mich gemeint; deßhalb zeige ich hiermit an, daß sie vor Gericht erklärt hat, sie habe ihre Tochter gemeint. Frau Loorz aus Wildemann.“

Die unglaubliche Wahrheitsliebe der amerikanischen Blätter hat wiederum ein neues Mittel zur Vertreibung der Gicht erfunden. Der Leidende setzt einen Hut auf, dessen Einfassung aus Kupfer besteht, und zieht ein Paar mit Zink eingesäumte Stiefeln an, die sofort mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt und durch einen Metalldraht mit dem Kupfer des Hutes in Verbindung gesetzt werden. — Im Entstehungsmomente der galvanischen Strömung beginnt der Patient, durch diese unwiderstehliche Kraft getrieben, en carrière zu laufen, über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, bis nach Zurücklegung einer Strecke von 100 Meilen die Schwefelsäure erschöpft ist und er nun Muße findet, um in seine Heimath zu schreiben, daß er nun vollkommen von seinem Uebel geheilt sei. — Eine neue Art der Anpreisung.

Amerikanische List. Ein amerikanisches Blatt erzählt folgende List eines Yankee, die selbst in Amerika neu erschien und Aufsehen machte. Ein schlanker, listig aussehender Bursche, der eben aus den grünen Bergen von Vermont gekommen war, ging an Bord eines Dampfers, der nach Albany fuhr. Alles, was er hier sah, erregte seine Neugier im höchsten Grade, und er fing an, sich in jeder Ecke, in jedem Winkel genau umzusehen. Endlich erblickte er auch die Schiffsglocke. Ha, sagte er, das muß schön sein! Was wollt Ihr haben, Capitain, wenn ich die Glocke läuten darf? Der Capitain wollte dem lustigen Yankee den Spaß nicht verderben. Er forderte einen Dollar und der Handel wurde geschlossen. Dem Yankee war es aber nicht darum zu thun, die Glocke einmal zu ziehen; er wollte für sein Geld etwas haben, setzte sich also bequem dabei nieder und fing an zu läuten, ohne aufzuhören. Das wurde den Passagieren endlich zu arg und sie beklagten sich beim Capitain, der wiederum dem Yankee sagte: daß er nun genug geläutet habe. Ihr habt meinen Dollar genommen und ich läute so viel wie ich will. — Ich gebe Dir Deinen Dollar wieder, höre aber jetzt auf! — Denke nicht d'ran! sagte der zum Capitain, ich habe meinen Dollar nicht gegeben, um aufzuhören; ich läute fort. Nun so rede, sagte ärgerlich der Capitain, was willst Du eigentlich? Wenn Ihr mir freie Passage nach New-York und 5 Dollars gebt, dann höre ich auf, aber ich nehme nicht einen Cent weniger. Was war zu thun? Der Capitain mußte thun, was der Yankee verlangte, und ärgerte sich noch überdies, von einem Yankee überlistet worden zu sein.

Englische Blätter theilen folgenden komischen Auszug aus einem chinesischen Armeebefehl mit: „Habt vorzüglich auf Einen Umstand Acht. Ihr habt es mit einem Volke zu thun, welches so enge Hosen trägt, daß, wenn einmal die Soldaten umfallen, es ihnen nicht mehr möglich wird, aufzustehen. Darum müßt ihr fürs Erste darauf ausgehen, sie umzuwerfen. Malt daher eure Gesichter so phantastisch ihr nur könnt, und nähert ihr euch dem Feinde, dann schreit, macht einen fürchterlichen Lärm, und schneidet die scheußlichsten Gesichter. Da werden die Feinde erschrecken und niederfallen. Sind sie nur erst so weit, dann habt ihr sie fest."

Ein gutmüthiges Kind sah seine Mutter oft weinen, wenn diese

von einem Prozesse sprach, der sich gewaltig in die Länge zog. Endlich erhielt sie die Nachricht, daß sie den Prozeß verloren habe. — „Gott Lob!" rief die Kleine frohlockend, „daß Du den garstigen Prozeß verloren hast! Nun ist er fort und Du brauchst nicht mehr über ihn zu weinen."

Wie wortgetreu die Franzosen aus dem Deutschen übersetzen, davon liefert ein kleines Buch den besten Beweis. Es ist eine Berliner Anekdote, die dort übertragen worden. Das gebräuchliche Wort: „Hauptschwadroneur" erscheint französisch als — „chef d'escadron."

Ein Laternenbube in Wien leuchtete einem Herrn nach Hause. „Wer ist denn Dein Vater?" fragte der Herr. „Mein Vada," antwortete der Laternenbube, „ist a Kegelbub."

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 51. Nordhausen, December. 1851.

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Erziehungsbericht.

Frau v. X. Nicht wahr, Sie sahen meinen Sohn,
Den ich auf Ostern in Pension
Bei'm Doctor Krallenfuß gegeben.
Wie werd' ich Freud' an ihm erleben?

Baron v. Y. Ei, allerdings! ich zweifle nicht,
Sein Aeußeres gar viel verspricht,
Er schreitet vor in allen Dingen.

Frau v. X. Schön! tanzt er gut? —

Baron v. Y. O, ganz charmant,
Wie eine Schlang' ist er gewandt,
Kann, wie der erste Tänzer, springen.

Frau v. X. Er hatte immer Lust zum Tanz,
Doch die Musik war ihm zuwider.
Wie steht's mit der? —

Baron v. Y. O, er ist ganz
Darin vernarrt, singt hundert Lieder,
Und schöner grüner Jungfernkranz
Ertönet fast zu jeder Stunde
Bald laut, bald leis' aus seinem Munde;
Auch wacker er die Geige streicht,
Nur freilich, was bei einem Kinde
Nicht ungewöhnlich, zu geschwinde
Er die erlernten Stücke zeigt.

Frau v. X. Nun, das ist eben keine Sünde,
Ist Jugendfeuer, wie mir deucht.

Baron v. Y. Das leidet bei mir keinen Zweifel,
Sie sollten ihn nur fechten sehn,
Dreist ist er wie ein kleiner Teufel,
Und seinen Mann wird er einst stehn.

Frau v. X. Wie ist's mit Rechnen und mit Schreiben,
Und mit dem Sprachenunterricht?

Baron v. Y. Das pflegt er nicht sehr stark zu treiben,
Weil es dazu an Zeit gebricht.

Frau v. X. Lateinisch, Griech'sch? — Zum Diplomaten
Hat ihn mein sel'ger Mann bestimmt.
Baron v. Y. Auch darin, wenn er Zeit sich nimmt,
Giebt er den Türken aufzurathen.

Amadeus Lätus.

Göthe's Verhältniß zu seiner Frau, seinen Freunden, den Schauspielern und Studenten.

Aus Oehlenschlägers Erinnerungen, die kürzlich im Dänischen erschienen sind, geben wir unsern Lesern nachfolgende Daten in einer kurzen Uebersetzung, weil sie uns, obschon sie manches Bekannte enthalten, dennoch von Interesse scheinen. Göthe's Trauung wurde, so meldet Oehlenschläger, während der Schlacht bei Jena vollzogen. Um seinem Sohne verheirathete Eltern zu verschaffen, hatte er lange an diesen Schritt gedacht; allein um dem Lächerlichen zu entgehen, welches darin liegt, wenn ein älteres Paar da endigt, wo es hätte anfangen sollen, war derselbe immer aufgeschoben worden. Um nun gleichsam den Apfel von des Sohnes Haupt zu schießen, während Geßler wüthet, ging er mit seiner alten Haushälterin vor den Altar, während von dem Jenaer Schlachtfelde die Kanonen ihr schreckliches Hochzeitsgeläute ertönen ließen, und kehrte mit ihr zurück, ohne daß auch nur die geringste Veränderung Statt fand, außer der, daß sie nun Frau Geheimräthin v. Göthe hieß. Wenn man sie sah, konnte man kaum begreifen, wie sie Göthe's Geliebte geworden war. Sie glich weder „Lottchen", „Clärchen", „Gretchen", „Leonoren", noch „Iphigenia"; sollte eine Aehnlichkeit mit Göthe's Phantasiegebilden Statt finden, so war es noch am ersten mit der „Braut von Corinth", jedoch in entgegengesetzter Richtung, denn hier war es nicht der Geist, sondern der Körper, der umher spukte. Für Poesie hatte sie gar keinen Sinn, und Göthe sagte selbst immer scherzend von ihr: „Es ist doch wunderlich, die Kleine kann gar kein Gedicht verstehen." Aber sie war in ihrer Jugend ein frisches munteres Mädchen gewesen, voll und rothwangig erschien sie sogar noch damals; aber etwas aus der niederländischen Schule, obgleich von irgend einem „Clärchen" weit entfernt. Sie war eine Schwester von dem berühmten Verfasser des „Rinaldo Rinaldini", welches eine Zeit lang vielleicht mehr Bewunderer in Deutschland fand, als „Wilhelm Meister". Die neuvermählte Frau erwies ihrem Manne immer sehr viel Ehrerbietung und nannte ihn stets „Herr Geheimrath", was wir Andern natürlich gleichfalls thaten. Als ich ihn Anfangs „Excellenz" nannte, sagte er gutmüthig: „Lassen Sie es beim Geheimrath bleiben, dieser Titel klingt in Deutschland sehr bürgerlich." Frau von Göthe war von rascher, beweglicher Natur, und schien keine besondere Vorliebe für das stille Leben, welches ihr Mann führte, zu haben. „Herr Geheimrath und ich," soll sie einmal gesagt haben, „sitzen immer und sehen einander an, das wird einem auch langweilig." Die Schauspieler huldigten ihr jedoch mit vieler Aufmerksamkeit, und setzten durch sie manchmal etwas durch. Göthe war bekanntlich Theaterdirector, und das konnte man

merken. Obgleich der Herzog nicht die Mittel hatte, große Talente zu belohnen, so wußte Göthe doch meisterhaft das, was er hatte, zu gebrauchen. Man sah nichts Schlechtes, nichts Geschmackloses, denn die Affection, welche in Deutschland so oft Anstoß giebt, war hier verbannt, und selbst die Provinzialdialekte schmolzen hier zu einer gebildeten Sprache zusammen. Wallensteins Lager und Tod wurden hier auf eine würdige Weise aufgeführt, und „Das Lied von der Glocke", welches Göthe den sonderbaren Einfall hatte, auf die Bühne zu bringen, erhielt so viel Natur, wie möglicherweise in die subjectiven, lyrischen Ergießungen des Dichters gelegt werden konnte, wenn sie, dramatisch in Scene gesetzt, durch den Mund Vieler ausgesprochen werden. Als Beweis, daß die Achtung, in welcher Göthe stand, stark genug war, selbst den Uebermuth der Jenaer Studenten zu zügeln, möge Folgendes dienen. Lange Zeit waren sie en masse in Weimar im Theater gewesen und hatten sich daselbst sehr geräuschvoll benommen. Endlich erhob sich Göthe einmal in seiner Loge und rief ihnen laut zu: „Still! Still! Bedenkt, wo ihr seid!" Es wurde sogleich still, nicht weil der Minister sie ermahnte, daß sie in des Herzogs Theater waren, sondern weil der große Dichter sie erinnerte, daß sie im Tempel der Musen sich befanden. Dessen erinnerten sie sich sogar in den Räubern. Wenn auf anderen Bühnen „Ein freies Leben führen wir" gesungen ward, pflegten die Studenten immer ohne Weiteres mitzusingen: aber hier fertigten sie erst eine Deputation an Göthe in seine Loge ab und baten ehrerbietigst um Erlaubniß dazu, welche sie auch erhielten. Aber Göthe mußte immer lachen, wenn er später sich dieses Gesanges erinnerte, denn, eingeschüchtert von seiner ersten Ermahnung, hatten sie ganz den Muth verloren und sangen „Ein freies Leben führen wir" so langsam und sanftmüthig, wie bei einem Leichenbegängniß „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende".

Roger und seine Frau.

Ein genauer Bekannte Roger's, des für Paris fast ausgesungenen Tenors, dessen Glanzperiode in Deutschland aber erst im Beginnen und Steigen ist, macht folgende Mittheilungen über diesen Sänger: Roger ist der Sohn eines Advokaten. Der Vater gab ihn, weil er zu muntere Streiche machte und nichts in den Kopf bekam, zu einem Böttcher in die Lehre. Um sich die Unlust bei der Arbeit zu vertreiben, sang Roger. Eine Putzmacherin, Wittwe, die alt genug war, um mütterliche Liebe für den jungen Böttchergesellen zu fassen, hörte dieses Singen und es gefiel ihr. Noch mehr aber gefiel ihr der Sänger selbst. Sie ließ ihn im Gesang auf ihre Kosten unterrichten, empfahl ihn an die komische Oper, da er so weit war, einen Versuch machen zu können, und Roger debütirte als Chapelau im Postillon von Lonjumeau mit brillantem Erfolg. Den Tag darauf ging er zu seiner — mütterlichen — Freundin und sagte zu ihr: Ich weiß nichts Besseres, womit ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken kann, als indem ich Ihnen meine Hand anbiete! — Wer weist Dankbarkeit gern zurück?! Die Hand wurde angenommen. Die Frau des großen Sängers behielt

das Putzgeschäft bei. Es wuchs mit der Berühmtheit ihres Gatten. Jetzt ist es eins der größten Geschäfte der Art in Paris und soll über 100,000 Francs jährlich reinen Gewinn tragen. Rogers Frau begleitet ihn auf allen Reisen. Sie ist etwa zwanzig Jahr älter als er, und eifersüchtig wie eine Spanierin und — — wie die Frau eines ersten Tenoristen Grund hat, es zu sein. Die Italiener definiren: Was ist ein Tenorist? Antwort: Der Liebhaber der Frau des Bassisten. Auch in Frankfurt a. M. war Mad. Roger mit ihrem Gatten. Sie war überall seine treue Begleiterin, sogar wenn er nach Wiesbaden fuhr, um das Geld, was er mit so leichter Mühe ersingt, eben so leicht in trente et quarante zu verspielen. Hier verloren Mann und Frau um die Wette. Einstmals wurde Roger ein Bouquet unter vielen auf die Bühne geworfen, in welchem er eine kostbare Brillantnadel blitzen sah. Roger hatte dafür ein sehr geübtes Auge. Er hob es auf und wollte es eben einer ersten Sängerin überreichen, mit welcher er Liebes-Duette nicht nur — sang, als Madame Roger, die auch scharfe Augen für Blitzendes hat, mit blitzenden Augen herbeieilte, ihrem Gemahl das Bouquet aus der Hand nahm und es in ihrer Tasche verschwinden ließ.

Gelehrte Tänzerinnen.

Bekanntlich stehen die Genferinnen nicht nur in dem Rufe, sehr unterrichtet, ja gelehrt zu sein, sondern sie sind es auch meist und da kommen denn wohl auch Dinge vor, wie sie ein Reisender erzählt: „Ich hielt mich als junger lebenslustiger Mann in Genf eine Zeit lang auf und wurde zu einem Balle eingeladen. Ich ließ mich einem sehr schönen jungen Mädchen vorstellen, welches zum ersten Male in der Welt erschien und deren prächtige Augen und schlanker Wuchs von weitem schon einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatten. Ich forderte sie zum Tanze auf und führte sie triumphirend zu einem so eben beginnenden Contretanze. Das Gespräch begann von meiner Seite äußerst lebhaft, wurde aber ganz gegen meinen Wunsch und ohne daß ich es hindern konnte, auf — Astronomie geleitet. Barmherziger Himmel, wie sollte ich da bestehen, der ich nie im Stande gewesen war, die Venus vom großen Bär zu unterscheiden! Ich drehete und wendete mich, so gut ich konnte; ich suchte meiner Tänzerin zu beweisen, daß kein Fixstern so glänzend sein könne, wie ihre schönen Augen, daß die Milchstraße gegen ihren blendend weißen Teint wie eine trübe Pfütze erscheinen müsse, die kleine Hexe ließ sich nicht irre machen. Als ich endlich, um nur von der Astronomie loszukommen, der Schönen ein Compliment über ein Bouquet machte, das an ihrem Busen prangte, entgegnete mein niedlicher Plagegeist: „Ah, Sie lieben die Blumen? Da beschäftigen Sie sich wohl auch gern mit Botanik?" Und nun wurde ich von einer solchen Fluth von Hydrochariden, Scitamineen, Musaceen, Irideen, Skomataceen und wie die barbarischen Namen alle heißen, welche der Mensch den Pflanzen gegeben hat, überschüttet, daß mir der Angstschweiß vor die Stirn trat und ich Gott dankte, als ich meine kleine Gelehrte wieder an ihren

Platz führen konnte. Mit einem ironischen geringschätzigen Lächeln entließ mich die Schöne und ich sah recht wohl ein, daß ein Mann, der nicht im Stande war, die hundertundfünfzig Pflanzenfamilien nach Candolle zwischen zwei Contretanzfiguren an den Fingern herzuzählen, sehr tief in ihrer Achtung stand."

Lustige Chronik.

Im vorigen Jahrhundert scheint der Geschmack des deutschen Theaterpublikums sich noch sehr in der Kindheit befunden zu haben. Ein alter Schauspielveteran erinnerte sich aus seinem früheren Künstlerleben, das er in Leipzig verbrachte, der Zeit (in den 90er Jahren), wo, hervorgerufen durch Göthe's „Götz von Berlichingen", die Ritterstücke das Publikum entzückten. Der damalige Schauspieldirector in Leipzig bediente sich dieser Liebhaberei als eigenthümliches Mittel, den Ausbrüchen der Ungeduld des Publikums entgegenzuwirken. Wurden nämlich die Zuschauer über einen langen Zwischenact unruhig, so traten hinter dem Vorhang zwei geharnischte Ritter hervor. Der erste begann mit dem stereotypen Ausruf: Ha, Bube! treffe ich dich? Zieh! — Worauf der andere antwortete: Stirb, blutdürstiger Wütherich! — Dann entspann sich ein hitziges Gefecht, der blutdürstige Wütherich wurde erstochen und das Publikum klatschte allgemein Beifall. — Andere Zeiten, andere Sitten!

Tanzunterricht in der Wildniß. Ein französischer Reisender erzählt: Ich hatte das Glück, von einem meiner Landsleute an den Gränzen der amerikanischen Einöde empfangen zu werden, von Herrn Violet, Tanzmeister bei den Wilden. Man bezahlt ihm seinen Unterricht mit Kastorhäuten und Bärenschenkeln. Mitten im Walde schaut man eine Art Scheune; in dieser traf ich einige zwanzig Indianer, Männer und Frauen, bemalt wie Zauberer, halbnackt, mit gestutzten Ohren, Rabenfedern auf dem Haupte und Ringen im Nasenknorpel. Ein kleiner Franzose, gepudert und frisirt nach alter Mode, mit einem apfelgrünen Frack, Droguetweste, Halskrause und Mousselinmanchetten, quälte sich auf einer Taschengeige ab und ließ die Irokesen sein „Madelon Friquet" tanzen. Herr Violet sagte immer, wenn er mit mir von den Indianern sprach: diese Herren Wilde und diese Damen Wilde. Er ließ sich über die Leichtigkeit seiner Schüler in großes Lob aus, und ich muß in der That gestehen, daß ich nie zuvor solche Bocksprünge gesehen. Herr Violet, seine kleine Geige zwischen Kinn und Brust kneifend, fiedelte darauf los und schrie auf gut irokesisch: An Ihre Plätze! und die ganze Bande wühlte durch einander wie Höllengeister.

Eine sonderbare Entführung. In St. Mary's Rand, Cannbourghstraße (England) ereignete es sich neulich, daß nicht blos junge, sondern sogar auch alte Damen nicht davor sicher sind, plötzlich einmal entführt zu werden. In eben gedachter Stadt lebte nämlich eine alte Dame, welche ein großes Vermögen besaß, und trotz ihrer 80 Jahre noch lebens-

lustig genug war, sich zu verloben. Neulich ging nun die alte Braut mit einer Freundin spazieren, als plötzlich ein Wagen angefahren kam und still hielt. Eine junge Dame öffnete den Schlag desselben, sprang eilig heraus, ergriff mit wunderbarer Stärke die Braut und trug sie in den Wagen, welcher so eilig davon jagte, daß er in wenig Augenblicken verschwunden war. — Die also entführte Dame hatte eine Tochter, welche in Belgien lebte, und diese war es, welche, sobald sie hörte, daß ihre Mutter beabsichtige, sich wieder zu verheirathen, nach England eilte und sich auf so gewaltsame Weise, wenn nicht des Vermögens, doch der Person ihrer Mutter versicherte. Die zärtliche Tochter entführte ihre Mutter unter dem Vorgeben, daß sie wahnsinnig sei. Natürlich kam von Seiten der Freunde und des Verlobten der 80jährigen Dame die Sache zur Klage und sie erschienen kürzlich in großer Aufregung vor Gericht. Besonders zeigte der Bräutigam eine Verzweiflung, die fast alle Grenzen überschritt, und bot Alles auf, um die ihm gewaltsam Entrissene zurück zu erlangen. Ob ihm dies übrigens gelingen wird und sich die Liebenden wieder werden vereinigen können, ist bis jetzt noch unentschieden.

Aus Landshut schreibt der „Kurier für Niederbaiern": Unser naturwüchsiges Landvolk zählt auch Industrieritter feinerer Sorte unter sich. Vorige Woche fuhr ein Bauernbursche mit einem Bauernmädchen im Stellwagen von München herunter. Unterwegs entspann sich ein zärtliches Verhältniß zwischen Beiden; der Bursche machte dem Mädchen in optima forma einen Heirathsantrag, auf welchen dasselbe einging und den Bräutigam veranlaßte, mit zu ihren Eltern zu gehen und um sie anzuhalten. Diese, mit der Wahl zufrieden, ließen die Tochter mit dem Burschen auf die sogenannte „B'schau" fahren. Unterwegs kehrte das Brautpaar in Landshut in einem Brauhause ein, um zu übernachten. Abends wurde die Braut etwas unwohl; der Bräutigam bewies die größte Zärtlichkeit, die so weit ging, daß er, als die Braut in ihr Zimmer gehen wollte, derselben ihr in 50 fl. bestehendes Geld abschwatzte, unter dem Vorwande, daß es unter seiner Verwahrung sicherer sein möchte. Die Arglose gab ihm das Geld. Am anderen Morgen erkundigte sich der zärtliche Bräutigam um das Befinden seiner Zukünftigen und entfernte sich hierauf, um Plätze auf dem Stellwagen nach Lindau zu bestellen. Von diesem Augenblick an war er verschwunden und die ländliche heirathslustige Schöne hatte außer dem Vergnügen, das Loos der verlassenen Ariadne zu theilen, noch das, die nicht unbedeutende Zeche zu zahlen, resp. ihre Schmuckketten für dieselbe zu verpfänden.

Bajazzo.

Der Pommer ist im Allgemeinen zäh und schweigsam. Ein Bäuerlein dort will 'mal nach der Stadt gehen und sein Nachbar läßt ihm sagen, sie wollten den Weg zusammen machen, damit er keinem zu lang würde und man doch unterwegs ein Wort sprechen könne. Es geschieht.

Stumm wie die Fische wandern Beide neben einander. Endlich auf dem halben Wege nimmt der eine die Pfeife aus dem Mund, deutet damit auf ein Ackerstück und meint: „Deine Erbsen stehen da gut!" Der andere nickt und damit ist der Herzensaustausch für den Hinweg zu Ende. Auf dem Rückmarsch bleibt der, welcher das Wort noch schuldig geblieben, genau auf derselben Stelle stehen, zeigt auf das nebenliegende Feld und schmunzelt: „Dein Flachs da aber auch!" Jetzt ist das Nicken am Andern, und so sind zwei pommersche Bauern einen langen Weg in Gesellschaft gegangen.

Es wird riskirt. Diener. „Gnädigster Herr, wenn's gütigst erlauben, do möcht i schon ganz unterthänigst um mein Abschied bitten."

Gnädiger Herr. „Wie, was? — er will aus meinem Dienst, was ist ihm denn da wieder in den Kopf gefahren?" —

Diener. „Na schauen's Euer Gnaden, do ist das Mariandel, des möcht mi gar z' gern haben." —

Gnädiger Herr. „Unsinn! — Mariandel! heirathen! — dumm ist er, dumm ist er von jeher gewesen, aber jetzt wird er ganz zum Esel!" —

Diener. „Halten zu Gnaden, aber da möcht i schon ganz unterthänigst bemerken, der gnädige Herr haben schon die dritte Frau und seind's gnädiger Herr geblieben, da möcht i wohl nit gleich beim ersten Mal an Esel werden."

Bei der Prüfung eines Schulamts-Candidaten richtete der Examinator die Frage an denselben: „Wie viel Inseln liegen im mittelländischen Meere und wie heißen sie?" — „Im mittelländischen Meere liegen viele Inseln und ich heiße Müller", lautete die Antwort des Candidaten.

Als einst in Berlin ein Artilleriecorps seine gewöhnlichen Uebungen gemacht hatte, sagte der General von Möller zu einem alten braven Capitain, der aber schwer hörte: „Herr Hauptmann, Sie essen heute Mittags eine Suppe bei mir." — „Befehlen der Herr General", fragte jetzt der Hauptmann, welcher glaubte, es wäre von einem Exercitio die Rede, „mit der ganzen Compagnie?" — „Um Gotteswillen nicht, lieber Capitain", rief der General, „dazu habe ich nicht Löffel genug!"

Der Taschenspieler Fuhrmann hat in Berlin folgende Probe seines Täuschungstalentes abgelegt. Er ließ eine Droschke kommen und gab dem Kutscher einen Zettel mit der Adresse in die Hand, wohin er gefahren sein wolle. Als der Droschkenmann vor dem bezeichneten Hause hielt, zeigte der Zettel, den er wieder nachlas, eine ganz andere Adresse. Auch dorthin fuhr der Wagen- und Rosselenker, und wieder hatte sich die Adresse verändert. Endlich wurde dem Getäuschten die Täuschung zu arg und der Droschkenfuhrmann gegen den Taschenspieler Fuhrmann unangenehm, was der letztere aber durch ein reichliches Trinkgeld in einen Act der Versöhnung umzuwandeln wußte.

Ein Kaufmann zu . . . . weigert sich Wachgeld an die Nachtwächter zu bezahlen, da er in seinem Gewölbe selbst mehrere Ladenhüter hat.

Markt-Gespräch. Seh'n Se, meine gute Madame Pumpeln, ich bin Se mit meinem Mädchen sehr zufrieden. Morgens wäscht se mich, denn kocht se mich und Nachmittags hängt se mich doch noch uf.

Zwei Berliner Weinkenner waren in einer Weinhandlung in der Friedrichstraße in einen heftigen Disput über die Sorten-Scala gerathen. Endlich bemerkte der Eine: „Ich habe einst in London 500jährigen Sherry getrunken"; — „Kleinigkeit", entgegnete der Andere, der in der Civilisation etwas zurückgeblieben war, „in meiner Heimath wurde vor drei Jahren ein verschütteter Keller aufgegraben, in welchem Bouteillen gefunden wurden mit der Jahreszahl 1000, diese sind also 1000 Jahre alt gewesen." — „Erstaunlich! Und wie schmeckte der Urwein?" — „Es war keiner mehr drin."

Eine ganz verkrüppelte Weibsperson ging auf der Promenade in Leipzig bei zwei Bettlerweibern vorbei; da entspann sich zwischen den Letzteren folgendes merkwürdige Gespräch:

Kramerliese. Wissen Sie denn schon, daß sich die Kerschen-Jule, die dort geht, an de Anatomie verkooft hat und die Woche 1 Thaler und 8 alte Groschen kriegt?

Schnapshanne. J! 's Se doch nicht möglich! Na die Jule hat aber Glück! 's kaum e Jahr, daß se überfahr'n wurde und das viele Geld kriegte, und nu koofen sie se wieder in de Anatomie. Unser Eenen passirt so was nich!

Eine leblose Gesellschaft. Ein Miethkutscher bewegte sich in der Dämmerung durch eine Straße Londons. Es regnete heftig. „Kannst du uns nach dem Covent-Theater fahren," rief ein wohlgekleideter Herr dem Kutscher zu, da er seine Dame vor dem Regen schützen wollte. „Recht gern," antwortete der Kutscher, „aber Sie werden Gesellschaft finden." „Hat nichts zu sagen," rief der Bedrängte, öffnete die Wagenthür, half seiner Dame hinein, und folgte schnell nach. Der Wagen rollte fort, und hielt nach einer halben Stunde im Theaterportale. Beide stiegen aus. Als der Herr dem Kutscher die Bezahlung gab, fragte er: „Wer ist denn der Mann, welcher stumm und theilnahmlos im Wagen lehnt." „Es ist ein unglücklicher Spieler," war die Antwort, „welcher sich in seiner Wohnung erhängte, und den ich zur Anatomirung in das Spital transportire." Er gab dem Pferden die Peitsche, die Dame fiel in Ohnmacht, und der Bestürzte mußte wieder einen Miethwagen aufnehmen, um die vom Schrecken Erkrankte auf demselben Wege zurück nach Hause zu fahren.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von G. Müller in Nordhausen.

Nr. 52. Nordhausen, December. **1851.**

Der Anecdotenjäger.

Zeitschrift für das lustige Deutschland.

Siebenter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 52 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 1½ Thlr. Vierteljährlich 11¼ Sgr. Eine Nummer 1 Sgr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 1 Sgr.

Eine illirische Räubergeschichte.

In der Nähe von Vinkovcze lebte ein sehr reicher, angesehener Gutsbesitzer, der sowohl Shokazen als Wlachen zu seinen Unterthanen hatte. Er war ein sehr kühner Wolfsjäger und machte sich's zuweilen sogar zum Vergnügen, mit den Panduren auf die Räuber loszuziehen, die in jener Zeit in hiesiger Gegend noch sehr häufig hausten. So ein Kampf dann mit den wilden Räubern, wo es auf Tod und Leben ging, und wobei man mit Säbel und Handschar wacker d'rein hieb, machte seine Lieblingspassion aus. Er hätte es daher auch recht gern gesehen, wenn die Räuber auch ihm einmal einen nächtlichen Besuch abgestattet hätten, auf den er immer vorbereitet war; denn seine Schlafstube glich einem kleinen Zeughause. Doch der erwünschte Räubereinbruch erfolgte nicht. Er ließ daher vier seiner Shokazen zu sich kommen und redete sie folgendermaßen an: Ich wünsche, daß Ihr mich in meinem Schlosse einmal unverhofft zur Nachtzeit überfallen und ganz so behandeln sollt wie Räuber, ich werde schon das Meinige dabei thun, aber fürchtet Euch nur nicht; Euer Leben wird dabei nicht gefährdet sein, höchstens könnt Ihr einige Säbelhiebe davon tragen. Ich will wieder einmal eine tolle Räuberaffaire bestehen! — Sorgt daher, daß Ihr mir Furcht einjagt, es soll Euch dafür eine gute Belohnung werden; aber wehe Euch, wenn es Euch nicht gelingt, mich zu erschrecken! — In einer der folgenden Nächte erschienen die Shokazen. Sie erbaten sich Einlaß von der Dienerschaft und erzählten, wie ihnen der Herr zu handeln befohlen habe. Sie schlichen dann scheu und sachte zur Schlafstube des Edelmanns hin und pochten ganz leise an die Thüre. Wer ist's? erscholl es von Innen. Wir sind's, gnädiger Herr, die bestellten Räuber, fürchtet Euch nur! — — Was? Räuber! Ihr seid alle augenblicklich des Todes! rief die rauhe Stimme des Herrn, und alsobald erfolgte ein blinder Schuß, welcher die zaghaften Shokazen insgesammt davon jagte. — Der erbitterte Herr ließ ihnen am folgenden Morgen noch zu diesem Schrecken eine tüch-

tige Tracht Prügel geben. — Nein, mit den Shokazen ist nichts anzufangen, sagte der Herr, das sind furchtsame Hasen, ich will es nun mit den Wlachen versuchen. Er ließ einige der Letzteren zu sich kommen und gab ihnen denselben Auftrag, den er zuvor den Shokazen gegeben hatte. — Seid unbesorgt, Gebieter, entgegneten die Wlachen auf den seltsamen Auftrag, wir werden unsere Sache schon machen, Ihr sollt nicht Ursache haben, über unsere Feigheit zu klagen. Noch in derselben Woche führten sie zur Nachtzeit den Einbruch an dem Edelsitze aus. Sie schlugen mit Aexten die Thüren ein, knebelten Panduren und Diener und drangen mit Gewalt bis zur Schlafstube ihres Grundherrn. — Wer ist's? erscholl es wieder aus der Stube, und gleichzeitig antworteten mehrere Donnerstimmen mit einem furchtbaren Otevri (aufgethan). — Die Axt sprengte die Thüre auf, während von Innen mehrere blinde Schüsse vergeblich fielen, — — die Wlachen stürzen in die Stube, wehren die Säbelhiebe ihres Gegners ganz gemächlich mit ihren Handscharen ab, packen ihn dann mit ihren Riesenhänden, werfen ihn zu Boden, daß das Haus davon erschüttert wurde, und entwaffnen den Muthwilligen. Als er sich nochmals erheben will, wird er von einer kräftigen Hand dergestalt gewürgt, daß ihm der Athem auszugehen drohte und er schon ganz blau geworden war. Die Todesangst war nun bei ihm schon wirklich eingetreten und er wähnte des Scherzes genug zu haben. — Genug! stöhnte er, als sie ihn wieder nach Luft schnappen ließen, — genug! Ihr habt Eure Sache gut gemacht, geht jetzt nur nach Hause, die Belohnung folgt morgen. — Nein! war die Antwort, wir wollen zuvor Euer Geld und Eure Kostbarkeiten haben, und weigert Ihr Euch solche herauszugeben, so tanzt Eure Seele auf diesem Handschar, — wir sind nicht gekommen, um mit Euch Kinderspiel zu treiben, — wir sind Wlachen, wir spaßen nicht; der erste Schrei, den Ihr ausstoßt, ist die Losung zu Eurem Tode — und nun schnell zur Sache, gebt das Geld her und wir wollen gnädig sein, wir schenken Euch das Leben! — Vergebens bemühte sich der geängstete Edelmann wieder, die rohen Gesellen zu überreden, daß es nun denn doch des Spaßes genug wäre, und daß sie sich wie wirkliche Räuber benommen hätten; die Wlachen beharren bei ihrem Verlangen. Er liefert ihnen sein Geld aus und sie erpressen von ihm unter stets erneuerten Mißhandlungen Stück für Stück, auch seine Juwelen und Kostbarkeiten, worauf er gebunden und in eine Ecke der Stube geworfen wird. — Merkt Euch diese Lection, sagten die Wlachen, und zogen mit Gold und Silber beladen unter rohem Gelächter von dannen. — Noch in derselben Nacht hatten sie die türkische Grenze erreicht; ein Kahn brachte sie über die Save und sie ließen sich in Herzegowina nieder, wo sie noch lange als reiche Leute lebten.

(Abendzeitung.)

Lustige Chronik.

Die sogen. „Sennerinnen" oder „Almerinnen" in den tyroler Alpen erscheinen in den romantischen Reisebeschreibungen und modernen Novellen gewöhnlich als zarte, poetische Figuren, ausgestattet mit rührender Naivetät und schwärmerischen Ansichten. Das hübsche Bild verschwindet, wenn man einem neueren Reisenden trauen darf, der diese „Sennerinnen" folgender Maßen schildert: „Diese Sennerinnen sehen gar nicht so anmuthig aus, wie die Choristinnen im Rossini'schen Tell. Es sind arme Personen, die das ganze Jahr 6 Gulden Lohn bekommen und dafür den Sommer über, sobald der Schnee fortgeht, bis er wiederkommt, in einer kleinen Hütte wohnend, mit 20, 30, auch 40 Kühen auf der hohen Alm zubringen müssen, um zu melken und Käse zu machen. Wie oft die Gemsjäger thun, so suchte auch ich einmal in solcher Hütte ein Nachtquartier; da fand ich denn am Feuer sitzend und strickend eine alte gichtgeplagte Mimili, deren Teint entsprechend war dem Rauche, der bei dem Mangel eines Schornsteins sich in der Hütte breit machte, bis er in einer Ritze der Wand einen Ausweg gefunden. Ich konnte der gastfreien Schönen keine größere Aufmerksamkeit erweisen, als indem ich sie meiner Rumflasche zusprechen ließ; ein Stück Fleisch, aus dem letzten Dorfe mitgenommen, das mit der Sennerin an demselben Uebel litt, am Alter, und trotz eines wahrhaft waidmännischen Appetits mir völlig ungenießbar war, verzehrte sie als größte Delicatesse; sie hatte von September bis Ostern kein Fleisch gekostet. Als ich endlich so aufmerksam war, ihr eine Cigarre anzubieten, nahm sie keinen Anstand von derselben Gebrauch zu machen, obgleich sie versicherte, es sei die erste in ihrem Leben, die sie rauche — sie rauchte sonst nur aus der Pfeife."

Am 5. Decbr., als in Paris die Truppen den Stadttheil St. Mery durchstreiften, um die feindlichen Gruppen zu zerstreuen, welche sich dort gebildet hatten, trat eine elegant gekleidete junge Dame mit der Miene des größten Entsetzens hastig in ein Haus der Straße St. Martin und erzählte, daß sie zwischen zwei Barricaden, die man errichte, in größter Gefahr gewesen sei; nicht minder groß sei jetzt ihre Verlegenheit, da der erlittene Schrecken ihr die Kraft genommen habe, sich nach ihrer Wohnung im Magdalenen-Viertel zu begeben. Eine im Hause wohnende Rentnerin bot ihr bis zur Herstellung der Ruhe ihr Logis als Aufenthalt an, was die Fremde mit dem Ausrufe annahm: „Dank, Madame; Sie retten mir das Leben, denn ein düsteres Vorgefühl sagt mir, daß ich umkommen würde, wenn ich jetzt von hier fortginge." Am anderen Morgen, als die Rentnerin einen Besuch in der Nachbarschaft machte, verschwand *die Fremde mit den Pretiosen*, dem Gelde und den Silbersachen ihrer *Beschützerin.*

Geheizte Straßen. Ein Amerikaner stellt das Project einer Universalheizungsmethode für große Städte auf. Mittelst einer unterirdischen Heizung will er mitten im Winter eine milde Temperatur erzeugen, so daß Jeder trockenen und warmen Fußes durch die Straßen wandeln könne. Er verbannt alle Schornsteine, um den Rauch der Oefen durch die Gassen und

Kanäle der Stadt unterirdisch zu leiten. Die gesammte Rauchmasse soll dann vor der Stadt in einem riesigen pyramidenförmigen Rauchfang, der zugleich als allgemeine Rauchkammer benutzt wird, aufsteigen. Die erste Stadt, welche sich dieses Projectes bemächtigen würde, solle den Namen „heiße Stadt" (Hottown) führen, und er berechnet, daß ihr „italienisches Klima" dann alle Brustkranke von nah und fern herbeilocken werde — zu dieser Rauchkammer.

George Sand und Kotzebue. Welchen Händen oft die Leitung unserer Wanderbühnen anvertraut ist, davon möge eine Scene von der Probe zu „Rosenmüller und Finke" ein Beispiel liefern.

Schauspieler X. (als Repräsentant des Bäckermeister Mehlig im Charakter sprechend): „Sie hat von George Sand, von Emancipation, gesprochen."

Director. Warum französiren Sie das Wort Georg?

X. Weil Pseudo George Sand eine Französin ist.

Dir. Pseudo? — Französin? Herr, sind Sie toll? — Georg Sand war ja ein Deutscher.

X. Ah, bitte, wollen Sie mir deutlicher auseinandersetzen?

Dir. (mitleidig die Achseln zuckend). Georg Sand war ja der Heidelberger Student, der den Kotzebue ermordete; das sollte doch jedes Kind wissen!

Geschehen im Jahre 1851.

Als Fanny Elsler vor einigen Jahren in London tanzte, wurde ihr in einer berühmten Autographensammlung unter andern Handschriften auch die von Haydn gezeigt, in der sie zu ihrem großen Erstaunen die ihres eigenen Vaters erkannte, der lange Zeit als Haydn's Secretair mit diesem gereist war und hier im Auftrage des berühmten Componisten etwas geschrieben hatte, was für theures Geld als ein Autograph von dem Künstler selbst bezahlt worden war.

Ein Malerlehrling, der das Gitterfenster des vom Aeltermann Haase bewohnten Gefängnisses anzustreichen hatte, sang während dieser Arbeit unaufhörlich das fromme Lied: Ueb' immer Treu und Redlichkeit rc. — Ob das Organ des jugendlichen Sängers oder der Worte Sinn und Bedeutung den Gefangenen unangenehm berührte, weiß man nicht; genug, der fatale Gesang wurde dem Gefangenen auf die Dauer so unerträglich, daß dieser den Wunsch zu erkennen gab, es möge dem Sänger Stillschweigen geboten werden, und als diesem Wunsche nicht stattgegeben werden konnte, sich in ein anderes Sicherheitslokal bringen ließ, in welches die widerwärtigen Töne des Malerburschen nicht einzudringen vermochten.

Am 3. October wurde der Boa Constrictor im Londoner Zoologischen Garten, nachdem sie mehrere Wochen gefastet hatte, der Tisch zum Souper gedeckt. Der Oberwärter trug ihr ein paar lebendige Kaninchen auf, breitete zum Schutz gegen die kühle Herbstluft eine große schwere wollene Decke auf den Boden, da es schien, daß der Wärmapparat im Salon der Boa nicht genug heizte, und empfahl sich mit der Bemerkung, der Boa

werde es hoffentlich an Nichts mehr fehlen; sie sei gewiß ganz comfortable. In der Nacht erkundigte sich der Wächter noch einmal nach ihrem Befinden, erstaunte aber nicht wenig, als er beim Schein seiner Laterne durch das Fenster des Schlangenpalastes sah, und die beiden Kaninchen wohlgemuth und ungenirt wie in ihrem heimischen Hag umherhüpften, während die Boa so human war, mit der Wolldecke vorlieb zu nehmen, deren einen Zipfel sie bereits glücklich in den Rachen prakticirt hatte. Der Nachtwächter klopfte den Oberwärter aus den Federn, dieser flog nach dem Schlangenpalast, bemerkte jedoch, daß es zu spät sei, die Boa, die im besten Zuge war, auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen; denn wie Mr. Mitchel, der Secretair der Zoologischen Gesellschaft glaubt, hat die Verführerin Eva's keinen Gaumen und folglich auch nicht die geringste gastronomische Ausbildung; sie schnappte im Finstern nach ihrem Souper und als sie statt dessen einen weichen Wollenstoff faßte, hielt sie ihn wahrscheinlich für einen Lammsbraten ohne Knochen. Am nächsten Morgen, als der Oberwärter ihr seine Aufwartung machte, sah er die beiden Kaninchen wohl und heiter neben dem Porzellan-Waschbecken der Boa sitzen; sie thaten ganz wie zu Hause und machten, Bart und Schnauze badend, ihre Morgentoilette. Die Boa dagegen lag satt und zufrieden auf dem Boden, den letzten Zipfel der Decke zwischen den Zähnen.

Einen kostbareren Salat hat man wohl nie gesehen als der war, welchen König Philipp II. von Spanien einst seiner Gemahlin Elisabeth überschickte. Smaragden bedeuteten nämlich, und zwar eine ganze Schüssel voll, den grünen Salat, die Topasen das Oel, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz.

Der Nutzen der Telegraphenanstalt bewährt sich immer mehr; hiervon folgendes Beispiel: Vor einigen Tagen reist ein Pole mit dem Eisenbahnzuge von Minden nach Düsseldorf; mit ihm in demselben Wagen sitzen noch zwei Herren, man sagt, aus Düsseldorf. Nicht weit von der Station Oberhausen bemerkt der Pole, daß ihm seine kostbare goldene Lorgnette abhanden gekommen; da er an der letzten Eisenbahn-Station noch im Besitze derselben gewesen, so fällt natürlich sein starker Verdacht auf die beiden Mitreisenden; er macht deshalb dem Bahnhof-Inspector in Oberhausen von der Sachlage sofort Anzeige und dieser telegraphirt sogleich nach Düsseldorf; als der Zug in Düsseldorf angekommen, wollen die beiden Mitreisenden des Polen sich gemüthlich nach Hause entfernen, als ein Polizei-Commissar sie bittet, mit ihm in das Inspections-Gebäude einzutreten; anfänglich weigern sie sich, müssen sich jedoch der wiederholten Aufforderung des Herrn Commissars fügen, der auch den Polen gebeten hatte, ihn einige Augenblicke zu begleiten; während nun einer der Reisenden in das Gebäude eintritt und den Hut abzieht, fällt ihm die ominöse Lorgnette aus dem Hute, und das Räthsel ist gelöst, trotzdem daß die Herren fortwährend leugneten. Auf die Bitten des Polen, der, wiederum im Besitze seines Eigenthums, sehr eilig, gleich mit dem Zuge weiter nach Köln reisen mußte, wurde die Sache als ein Spaß betrachtet und ihm keine weitere Folge gegeben.

Wie weit die Eitelkeit der Frauen zu gehen vermag, das hat eine Französin, Madame M . . ., in der Rue de Jouy zu Paris wohnhaft, bewiesen. Sie war vor Kurzem vierzig Jahr alt geworden und hatte eben mit furchtbarem Entsetzen nicht blos einige nicht wieder zu vertilgende Runzeln auf ihrem Gesichte, sondern auch den sich täglich vermehrenden Mangel an Aufmerksamkeit und Verehrung für ihre Person bemerkt. Am 19. November stürzte sie sich aus dem vierten Stockwerk ihres Hauses auf die Straße hinab, wo sie auf der Stelle todt blieb. In einer ihrer Taschen fand sich ein Zettel, auf welchem von ihrer Hand die Worte standen: „N'accusez personne; je cesse de plaire, voilà tout!“

Charakteristisch für die Art der Ausführung russischer Musikliebhaberei auf den abgelegenen Gütern und Besitzungen der russischen Großen ist folgende Notiz eines deutschen Reisenden. Ich traf, erzählt er, bei der Ueberfahrt von Odessa nach der Krim auf dem Dampfschiff einen jungen deutschen Musiker, der hier in der Krim als der Kapellmeister einer reichen Generalin seinen Wirkungskreis bekommen hatte. Er kehrte von Odessa zurück, wo er Instrumente und Noten für seine Musiker gekauft hatte. Vor Jahr und Tag hatte er seinen Posten angetreten, und er schilderte mir seine sonderbare Lage, als ihm die Patronin die hübschesten ihrer Leibeigenen vorstellen ließ und ihm sagte: da möchte er sich aussuchen. Die kleinsten Finger kamen zur ersten Violine, die breiteste Brust mußte Horn blasen lernen, die größten Fäuste wurden mit dem Contrebaß und den Pauken betraut, und wer sonst ein mehr oder weniger verschmitzteres Ansehen hatte, bekam die wichtigeren oder unwichtigeren Instrumente unter die Hände. Die Kapelle war fertig, wenn auch noch manche Abänderung durch die sich nun zeigenden Fähigkeiten vorgenommen werden mußte. Aber es ging und mußte gehen, wenigstens daß in einigen Märschen und Tänzen die Ohren der geladenen Gäste nicht mehr zerrissen wurden. Jetzt spielt man schon Beethoven'sche Sinfonien und hauptsächlich Kammermusik. Das erinnerte mich an die Kapelle des Fürsten O. in C., von der man viel wegen ihrer Trefflichkeit sprach. Vorzügliches Lob erfuhr der erste Violinist, der nur die Unart hatte, daß er erst tüchtig geprügelt werden mußte, wenn er göttlich spielen sollte. Die Kapelle bestand aus etwa zwanzig Personen und man erzählte, daß sie der Fürst verkaufen wolle. Verkaufen! rief ich; die Instrumente? — Nein, die Kapelle. — Wie viel wird sie wohl werth sein? fragte ein Anderer. — Ach, versetzte ein Dritter mit Kennermiene, vielleicht 12000 bis 15000 Rubel Papier kann er, weil sie gut spielen, dafür bekommen. Ja, meinten welche, die Leute sind wegen des letztes Mißwachses sehr im Preise gesunken.

Bajazzo.

Ankündigung eines Wirths. „Hier ist Wein wie Essig zu verkaufen.“ Der Schreiber hatte wahrscheinlich das „auch“ vor Essig vergessen.

Unter dem Nachlaß des bekannten französischen Schriftstellers Balzac hat sich auch ein pikanter Aufsatz: „Theorie des Ganges und der Haltung gefunden, den ein französisches Journal mittheilt. Hier einige Sätze daraus: Die langsame Bewegung ist wesentlich majestätisch; sie verräth einen Menschen, der Zeit und Muße hat, folglich reich ist oder vornehm, ein Denker oder Weiser. Wer schnell geht, verräth schon dadurch zur Hälfte sein Geheimniß: er hat Eile. Jede heftige Bewegung, alles Zappelige verräth ein Laster oder schlechte Erziehung, Mangel an Bildung und Umgang. Die Frauen, die eckige Bewegungen an sich haben, sind sehr häufig tugendhaft; alle Frauen aber, die gesündigt haben, zeichnen sich durch reizende Abrundung aller ihrer Bewegungen aus. Ohne Rundung keine Anmuth; ein Satz, der unwiderleglich, aber eben so wenig zu erklären ist, wie die Sympathie. Die Frauen dürfen beim Gehen alles zeigen, aber nichts sehen lassen: „dazu sind die Kleider da," hat eine geistreiche Dame gesagt, und in der Kleidung beruht unsere ganze Gesellschaft. Man nehme der Frau das Kleid und die Koketterie verschwindet, mit ihr die Leidenschaft, die Liebe. Die Völker, die nur einen Schurz tragen, kennen die Liebe nicht. Und darf eine Dame beim Gehen das Kleid aufnehmen? Eine Dame von Geschmack geht bei Regen und Schmutz eigentlich nie aus; jedenfalls darf sie unter keiner Bedingung ihr Kleid aufnehmen. — Der Kaiserin Maria Theresia wurden einmal drei Prinzessinnen vorgestellt, erzählt ein alter Diplomat, unter denen sie eine als Gemahlin für ** auswählen wollte. Ohne ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben, entschied sie sich für die zweite. Ich habe sie aus dem Wagen steigen sehen, erklärte sie später dem Diplomaten; die ältere that einen Fehltritt, die zweite stieg natürlich und ungezwungen aus, die dritte sprang über den Tritt hinweg. Die älteste muß demnach linkisch und ungeschickt und die jüngste muthwillig und leichtsinnig sein. Und so war es. — Die meisten ausgezeichneten Männer trugen den Kopf etwas nach der linken Seite geneigt: z. B. Friedrich der Große, Newton, Voltaire, Chateaubriand, Byron ꝛc., nur Napoleon hielt ihn ganz grade und blickte so in die Seele der Menschen hinein und über Schlachtfelder hin. Auch bei allen schönen und graziösen Frauen findet sich die leichte Neigung des Kopfes nach der linken Seite, denn der Anmuth widerstrebt die gerade Linie. Jede angestrengte übermäßige Bewegung ist Verschwendung. Das gilt besonders auch vom lauten Sprechen, denn damit geht stets unendlich viel Lebenskraft verloren. Leute, die an sich denken, sprechen z. B. nie in einem über das Pflaster fahrenden Wagen oder in einem klappernden Eisenbahnwagen, weil sie ihre Stimme anstrengen und sich dabei gegen den guten Geschmack und gegen ihren Körper versündigen müßten.

Lakonisches Gespräch. A. Ist er verheirathet? — B. Wer? — A. Er. — B. Ich? — A. Ja! — B. Ne! — A. O! — B. Aber Er? — A. Wer? — B. Er. — A. Ich? — B. Ja! — A. Ja! — B. Ah! —



ANZEIGEN.

Beiträge für den **Anecdotenjäger** werden unter der Adresse des Verlegers gern entgegengenommen und entweder durch Buchhändler-Gelegenheit oder franco per Post erbeten.

Verlag von Adolph Büchting in Nordhausen.

Redigirt vom Verleger. Druck von C. Müller in Nordhausen.

10
6
1
6
14
4
41

image
not
available